

OBERSCHLESISCHER-VOLKSKALENDER

137910

II

GLÜCK
AUF!

1933

VERLAG: RIEDINGERS BUCH-UND STEINDRUCKEREI/RATIBOR O/S.
BEILAGE ZUM „OBERSCHLESISCHEN ANZEIGER“
„GENERAL-ANZEIGER FÜR SCHLESSEN UND POSEN“

Städtische Betriebswerke Ratibor



Wir empfehlen unsere Installations-Abteilungen zur Ausführung von elektrischen

Licht- und Kraftanlagen
Gaseinrichtungen sowie Be-
u. Entwässerungs-Anlagen

Desgleichen liefern wir sämtliche

Gas- und elektr. Apparate



Besichtigen Sie unser Ausstellungslokal
Bahnhofstr., Ecke Oberwallstr.

Pracownia Śląska



Bergmann.
(Nach einer Plastik von Joseph Hubner.)

Glück auf!

Oberschlesischer Kalender

für das Jahr

1933

Herausgegeben unter Mitarbeit schlesischer
Schriftsteller, Zeichner und Photographen

Schriftleitung: Robert Karger

7. Jahrgang



Ratibor OG.

Druck und Verlag: Riebing's Buch- und Steinruderei



stellt das älteste Heimatsblatt der Provinz Oberschlesien (132. Jahrgang), der

Oberschlesische Anzeiger

General-Anzeiger für Schlesien und Posen

Oberschlesische Neueste Nachrichten

im Interesse der Heimat und deren Bewohner seine Spalten gern zur Verfügung. Der „Anzeiger“ hat sich in seinem **jahrhundertlangem Bestehen** immer für die Belange der ober-schlesischen Heimat eingesetzt, daher ist er in allen Bevölkerungsschichten ein gern gesehener Gast

Beilagen: { „Der Hausfreund“ (täglich)
„Das Leben im Bild“ (illustriert, wöchentlich)
„Das Leben im Wort“ (Roman, wöchentlich)

Erfolgreichstes Insertionsorgan

da gleichmäßig verbreitet in Oberschlesien und
in den angrenzenden Gebieten Niederschlesiens

Abonnements nehmen außer der Post u. unseren Austrägern (auch Anzeigen) noch entgegen:

Hauptgeschäftsstelle Ratibor, Oberwallstraße 22/24

Eigene Geschäftsstellen: Beuthen OS. (Tel. 2316) — Hindenburg, Dorotheenstraße 8 (Tel. 3988) — Gleiwitz (Tel. 2600) — Cosel — Oppeln — Neisse — Leobschütz, Roßmarkt 6 (Tel. 26) — Rybnik Poln.-Oberschl., Młinska 9

Riedinger's Buch- u. Steindruckerei

(Druckerei des „Anzeigers“)

Gegründet 1797 **Ratibor, Oberwallstr. 22/24** Fernsprecher 2541

Graphische Kunstanstalt / Modern eingerichtete Buchbinderei

Künstlerische Anfertigung von Drucksachen aller Art
Katalogen und Preislisten in Schwarz- und Mehr-
farbendruck — Werken — Zeitschriften — Tabellen
Sämtliche Drucksachen für Handel, Industrie u. Landwirtschaft

Wortwort

An Frau Gorge zum Neujahrsmorgen 1933

Es liegt in unsern sturmzersehten Tagen
der tiefen deutschen Not dein grauer Schatten
wie einer Wetterwolke Dräu auf sonn'gen Hagen,
wie einer Frostnacht Reif auf blum'gen Matten.

Es starrt dein irrer Blick hinab in Schächte,
darin erstorben froher Arbeit Hämmern,
und sieht am Werke der Vernichtung Mächte
und läßt kein Hoffen, läßt kein Morgendämmern
aus dieser Schicksalsnacht zum Himmel steigen,
und mehrt nur täglich alles bange Zagen,
des stummen, totgewürgten Willens Schweigen,
das letzte halberstickte Wehklagen.

Du bist bei uns Jahrzehnte schon zu Gast —
o wandre weiter, unheilbringend Wesen,
daß dort, wo du so lange pflogst der Rast,
sich mög' aus den erstarrten Herzen lösen

ein zages Stammeln, daß ein Sonnenblick
vergoldend streifte unsrer Mühsal Hauf',
ein Wunsch nach einem kleinen Quentchen Glück
Erfüllung fänd' im neuen Jahr.

Glück auf!



Die in diesem Kalendarium angegebenen Zeiten für Sonnen- bezw. Mondauf- und Untergang gelten für den 50.° nördl. Breite (Ratibor = 50,1°). Der Unterschied zwischen mitteleuropäischer und Ortszeit beträgt für Ratibor 12 Min. 57 Sekd., die also bei jeder Feststellung in Abzug zu bringen sind.

Januar

Tag	Katholisch	Evangelisch	Mond- Aufg.	Mond- Unterg.
1. Woche. Die Beschneidung Jesu. Luf. 2, 21. Sonnen- M. 7,59 U. 16,08				
S	1 Neuf. v. Chr.	Neujahr	10,48	22,26
M	2 Nam.-Jes.-Fest	Abel, Seth	11,01	23,38
D	3 Genovefa	Enoch	11,13	—
M	4 Titus	Methusalem	11,25	0,49
D	5 Telesphorus	Simeon	11,39	1,59
S	6 Ersch. d. Herrn	Epiphania	11,57	3,10
S	7 Lucian	Julian	12,21	4,21
2. Woche. Der zwölfjährige Jesus. Luf. 2, 42—52. Sonnen- M. 7,57 U. 16,16				
S	8 1. n. Ersch. Severin.	1. n. Ep. Erhard	12,52	5,30
M	9 Julian	Beatus	13,34	6,34
D	10 Agathon	Paulus Eins.	14,29	7,28
M	11 Hyginus	Hyginus	15,36	8,11
D	12 Arkadius	Reinhold	16,50	8,42
S	13 Gottfried	Hilarius	18,07	9,05
S	14 Felix	Felix	19,25	9,24
3. Woche. Hochzeit zu Kana. Joh. 2, 1—11. Sonnen- M. 7,54 U. 16,26				
S	15 2. n. Ersch. Maur.	2. n. Ep. Maurus	20,43	9,39
M	16 Marcellus	Marcellus	22,00	9,54
D	17 Antonius	Antonius	23,19	10,07
M	18 Petri Stuhl.	Priska	—	10,20
D	19 Kanut	Sara	0,40	10,36
S	20 Fabian, Sebast.	Fabian, Seb.	2,06	10,58
S	21 Agnes	Agnes	3,33	11,27
4. Woche. Der Hauptmann von Kapernaum. Matth. 8, 1—13. Sonnen- M. 7,47 U. 16,37				
S	22 3. n. Ersch. Vincent.	3. n. Ep. Vincent	4,59	12,09
M	23 Emerentiana	Emerentiana	6,13	13,09
D	24 Chimotheus	Chimotheus	7,10	14,26
M	25 Pauli Bekehr.	Pauli Bek.	7,50	15,52
D	26 Polykarp	Polykarp	8,17	17,20
S	27 Joh. Chrysost.	Joh. Chrysostom.	8,37	18,43
S	28 Karl d. Gr.	Karl	8,52	20,03
5. Woche. Die Stillung des Sturmes. Matth. 8, 23—27. Sonnen- M. 7,39 U. 16,48				
S	29 4. n. Ersch. F. v. G.	4. n. Ep. Valerius	9,06	21,17
M	30 Martina	Adelgund	9,18	22,30
D	31 Petr. Nolascus	Vigilius	9,31	23,42

Wetter-, Volks- und Bauernregeln

Ausgew. und zusammengestellt für sämtliche Monate von Franz Liebig.

Untrügliche:

Die erste und beste aller Regeln ist:
Benütz die Zeit, weil jung du bist;
Teil sie zu deinem Vorteil ein,
Und laß sie dir stets kostbar sein!

St. Agnes und Vinzenz
Bringen des Baumes Saft in Fluß;
Doch sind verdorrt die Wurzeln schon,
So spürt er nicht mehr viel davon.

Trügliche:

Die Neujahrsnacht still und klar,
Soll deuten auf ein fruchtbar Jahr.

Wenn der Frost im Jänner nicht kommen will,
So kommt er sicher im März oder April.

Ist der Januar naß,
Bleibet leer das Faß.

Wächst das Gras im Januar,
Ist's im Sommer in Gefahr.

Januar muß vor Kälte knaben,
Wenn die Ernte gut soll saßen.

Auf gut Wetter vertrau,
Beginnt der Tag nebelgrau.

Landmanns Sonntagsgedanken

Monatsverse für das Jahrbuch „Glückauf“ von W. von Marienburg.

Januar

Starr liegt die Erde, doch nicht tot,
Sie hegt schon Korn, sie denkt an Brot
Für Mensch und Tier, im eisumlasten
Fruchtbaum sich hoch die Säfte tasten.

Du, Mann der Scholle, wenn auch ruhn
Die Hände dein vom guten Tun,
Mußt warmen Herzens Gutes sinnen!
Nur Güte kann dir Glück gewinnen.

Wunschgebögel

Schatten irren nachts durch Wolkengrüfte,
— Wunschgebögel streift mit dumpfem Flattern,
Und von Botschaft schwirren alle Lüfte,
Ausgesandt aus tausend Herzensgattern.

Denn die Sehnsucht ist dem Menschen eigen,
— Antwort sucht er bang auf allen Sternen! —
— Rufe klagen durch die Nacht — und schweigen,
— Bogen schwingen sich in fernste Fernen.

Boten gibt's, die ziehn wie wilde Schwäne,
Andre rauschen — dunkle Taubenscharen! —
Möven gleiten, leichte Wanderkähne, —
Kranichzüge kommen jäh gefahren.

Aber manchmal fand ein Schwarm zu Nester,
— Botschaft ward an blassem Strand vernommen,
Manchmal ist der Flug der dunklen Gäste,
Schwer von Antwort, wieder heimgekommen.

Christine von Winkler.



Am 24. Februar ringförmige Sonnenfinsternis, in Mitteleuropa nicht sichtbar.

Februar

Tag	Katholisch	Evangelisch	Monb. Aufg.	Monb. Unterg.
M	1 Ignatius	Brigitte	9,44	—
D	2 M. Lichtm. ☉	Mar. Reinig.	10,00	0,54
F	3 Blasius	Blasius	10,21	2,06
S	4 Andr. Corsinus	Veronika	10,49	3,16

6. Woche. Unkraut unter dem Weizen.
Matth. 13, 24—30.

Sonnen-
U. 7,29 U. 17,00

S	5 5. n. Ersch.	5. n. Ev.	11,26	4,22
M	6 Dorothea	Dorothea	12,17	5,20
D	7 Romuald	Richard	13,19	6,07
M	8 Joh. v. Matha	Salomon	14,32	6,43
D	9 Apollonia	Apollonia	15,49	7,09
F	10 Scholastika ☉	Scholastika	17,09	7,29
S	11 Desiderius	Euphrosyna	18,28	7,46

7. Woche. Die Arbeiter im Weinberge.
Matth. 20, 1—16.

Sonnen-
U. 7,17 U. 17,13

S	12 Septuagesima	Septuagesima	19,47	8,01
M	13 Benignus	Benignus	21,07	8,14
D	14 Valentinus	Valentinus	22,28	8,27
M	15 Faustinus	Faustinus	23,53	8,43
D	16 Juliana	Juliana	—	9,03
F	17 Donatus ☉	Konstantia	1,20	9,29
S	18 Simeon	Konkordia	2,46	10,05

8. Woche. Vom Säemann. Luk. 8, 4—15.

Sonnen-
U. 7,05 U. 17,24

S	19 Sexagesima	Sexagesima	4,02	10,57
	Gabinus	Susanna		
M	20 Eleutherius	Eucherius	5,04	12,07
D	21 Eleonora	Eleonora	5,49	13,27
M	22 Pet. Stuhl.	Petri Stuhl.	6,19	14,53
D	23 Petr. Dam.	Serenus	6,40	16,17
F	24 Matthias ☉	Matthias	6,57	17,38
S	25 Walburga	Victorinus	7,12	18,55

9. Woche. Sehet, wir gehen hinauf gen Jerusalem.
Luk. 18, 31—43.

Sonnen-
U. 6,51 U. 17,37

S	26 Quinquages.	Estomibi	7,24	20,09
	Alexander	Nestor		
M	27 Leander	Leander	7,37	21,23
D	28 Fastnacht	Fastnacht	7,49	22,35

Wetter-, Volks- und Bauernregeln

Untrügliche:

Ein Zimmer, das des Ofens bar,
Heizt sich nicht gut im Februar.

Fällt am Lichtmesttage Schnee,
Schneit's im Tal wie auf der Höh';
Ist der Himmel hell und rein,
Fehlt auch kaum der Sonnenschein.

Viel Nebel im Februar,
Viel Kälte das ganze Jahr.

Lichtmessen hell,
Schindet dem Bauer das Fell;
Lichtmessen dunkel,
Macht den Bauer zum Junker.

St. Dorothe (6.) bringt den meisten Schnee.

Petri Stuhlfeier (22.) kalt,
Die Kält' noch länger anhalt.

Trügliche:

Wenn der Feber kalt,
Wird der Winter nicht alt.

Ist die Fastnacht klar und hell,
So stell' bereit den Pflug nur schnell!

Februar

Siehst du die Tauben Hälmdchen tragen
Zu Nester schon? Die Gänse-wagen
Schon Liebestanz auf kühlen Fluten,
Schon färbt die Weide ihre Ruten.

Es wächst der Tag, laß Ruhn und Gassen;
Die Liebe drängt zu frühem Schaffen,
Geh durch den Hof, sieh nach dem Rechten, —
Flucht vor der Arbeit ziemt nur Knechten.

Heimatlied

Es klingt kein Lied so tief vertraut
Als wie ein Heimatlied ins Herz.
Wie manche gold'ne Brücke baut
Es zärtlich über Leid und Schmerz.

Mit holdem Klang umschwebt es dich
Wo immer deine Schritte gehn.
Und will nur treu und inniglich
Wie eine Blume bei dir stehn.

Und nie vergessen wird es sein,
Wenn dich auch lockt ein fremder Klang.
Dann rauscht es tief in dich hinein
Und macht das Herz dir heimwehbang.

Von Franz Dingia.



März

Tag	Ratholisch	Evangelisch	Monb.- Aufg.	Monb.- Unterg.
M	1 Aschermittw. †	Aschermittw.	8,04	23,48
D	2 Simplicius	Simplicius	8,24	—
§	3 Kunigunde †	Kunigunde	8,49	1,00
S	4 Kasimir ●	Adrianus	9,21	2,08

10. Woche. Christi Versuchung. Matth. 4, 1—11.

Sonnen-
M. 6,36 U. 17,48

S	5 1. Fastenstag.	1. Invocavit	10,06	3,10
M	6 Perpetua	Fridolin	11,02	4,00
D	7 Thom. v. Aqu.	Selicitas	12,11	4,41
M	8 Joh. de Deo (Qu.)	Philemon (Qu.)	13,26	5,10
D	9 Franziska	Franziska	14,45	5,33
§	10 40 Märtyrer †	Henriette	16,04	5,51
S	11 Eulogius	Rosina	17,25	6,06

11. Woche. Von der Verkörung Christi.
Matth. 17, 1—9.

Sonnen-
M. 6,22 U. 17,59

S	12 2. Fastenstag. ②	Reminiscere	18,45	6,21
	Gregor d. Gr.	Greg. d. Gr.		
M	13 Euphrasia	Ernst	20,09	6,34
D	14 Mathilde	Zacharias	21,35	6,49
M	15 Longinus	Christoph	23,04	7,08
D	16 Heribert	Cyriacus	—	7,32
§	17 Gertrud †	Gertrud	0,32	8,05
S	18 Cyrillus ●	Anselmus	1,54	8,53

12. Woche. Wer nicht mit mir ist, der ist wider mich.
Luk. 11, 14—28.

Sonnen-
M. 6,07 U. 18,10

S	19 3. Fastenstag. Sof.	Stuli Joseph	3,00	9,57
M	20 Joachim	Hubert	3,48	11,14
D	21 Benediktus	Benediktus	4,22	12,37
M	22 Octavian	Kasimir	4,46	14,00
D	23 Otto	Eberhard	5,04	15,20
§	24 Gabriel †	Gabriel	5,19	16,37
S	25 Mariä Verk.	Mariä Verk.	5,32	17,51

13. Woche. Die wunderbare Speisung.
Joh. 6, 1—15.

Sonnen-
M. 5,51 U. 18,21

S	26 4. Fastenstag. Ludg. ●	4. Sätare Eman.	5,44	19,04
M	27 Rupert	Rupert	5,57	20,17
D	28 Guntram	Malchus	6,10	21,30
M	29 Eustasius	Eustasius	6,28	22,42
D	30 Quirinus	Guido	6,51	23,53
§	31 Balbina	Amos	7,20	—

Wetter-, Volks- und Bauernregeln

Untrügliche:

Schreien die Frösche und tanzen die Mücken,
Scheinen sie keine Sorgen zu drücken;
Halten dagegen die Frösche das Maul,
Sind sie entweder traurig oder faul.

Wenn's an St. Gertrud fest gefriert,
Zu große Hiß' uns nicht geniert.

Märzenblüte — ist ohne Güte.

Maulwurfschaufen, im März zerstreut,
Lohnen sich zur Erntezeit.

Was der März nicht will,
Holt sicher der April;
Was der April nicht mag,
Das steckt der Mai in den Sack.

Im März brau Bier, mein lieber Brauer;
Es ist gesund und wird nicht sauer.

St. Gregor (12.) macht den Tag so lang
als wie die Nacht.

Trügliche:

Im Märzten kalt und Sonnenschein,
Wird eine gute Ernte sein.

M ä r z

Krokus sprießt und Tulipan,
Pflug bricht durch den Acker Bahn,
Sämann streut bei Verchensang,
Täglich wächst der Arbeit Drang.

Gänselein schlüpft schon, Mälbchen blüht,
Frühlingswind die Tenne fegt,
Manches fehlt durch manche Schuld,
Pflanz' ein Kraut, das heißt Geduld!

Wir sind auf Tag und Tag gestellt

Wir sind auf Tag und Tag gestellt,
Wir sinnen nicht um unsere Welt, —
Wir sinnen nur um Dinge,
Die alle nacheinander sind,
Ein Buch, ein Wort, ein Gang, ein Wind,
Im Kreis der tausend Ringe.

Wir sind von einem Lenz betäubt,
Der uns bis in die Seele stäubt
Den süßen, süßen Samen.
Doch wenn die eine Nacht vergeht,
Ein neuer junger Tag ersteht
Mit einem andern Namen.

So sind wir unruhvoll und wild,
Hinstürzen wir von Bild zu Bild
Durch Pöffen und durch Dramen, —
Und Freunde und Geliebte sind
Nur Traum und süßer Most und Wind
Vor Gottes starkem Amen. —

Eugen Raboth.



* Die Juden feiern ihr Passahfest am 11. und 12. April, das siebente Passahfest am 17. April und Passahenbe am 18. April.

April

Tag	Katholisch	Evangelisch	Mond- Aufg.	Mond- Unterg.
S	1 Hugo	Theodora	7,59	0,57
14. Woche. Wer kann mich einer Sünde zeihen? Joh. 8, 46—59.			Sonnen- M. 5,36 U. 18,33	
S	2 Passig. Fr. v. Paul.	5. Jadic. Theodos.	8,51	1,52
M	3 Richard	Christian	9,53	2,36
D	4 Isidorius	Ambrosius	11,04	3,10
M	5 Vinc. Ferrer	Maximus	12,20	3,35
D	6 Cölestinus	Irenäus	13,38	3,54
S	7 Hermann	Cölestin	14,57	4,10
S	8 Albert	Liborius	16,17	4,25
15. Woche. Christi Einzug in Jerusalem. Matth. 21, 1—9.			Sonnen- M. 5,21 U. 18,43	
S	9 Palmf. Maria Kl.	6. Palm. Bogisl.	17,40	4,39
M	10 Ezechiel	Daniel	19,07	4,54
*D	11 Leo der Gr.	Hermann	20,37	5,11
*M	12 Julius	Julius	22,09	5,34
D	13 Gründonnerst.	Justinus	23,37	6,05
S	14 Karfreitag	Karfreitag	—	6,48
S	15 Karfreitag	Olympiades	0,50	7,48
16. Woche. Die Auferstehung des Herrn. Mark. 16, 1—7.			Sonnen- M. 5,06 U. 18,54	
S	16 Osterfonntag	Osterfonntag	1,46	9,03
*M	17 Ostermontag	Ostermontag	2,25	10,25
*D	18 Eleutherius	Valerian	2,51	11,48
M	19 Werner	Hermogenes	3,10	13,09
D	20 Victor	Sulpitius	3,26	14,25
S	21 Anselm	Adolarius	3,40	15,39
S	22 Soter u. Cajus	Soter u. Cajus	3,52	16,51
17. Woche. Friede sei mit Euch. Joh. 20, 19—31.			Sonnen- M. 4,52 U. 19,05	
S	23 W. Sonnt. Georg	1. Quas. Georg	4,04	18,03
M	24 Adalbert	Albert	4,17	19,15
D	25 Schöf. hl. Jos.	Markus Ev.	4,34	20,28
M	26 Kletus	Kletus	4,55	21,39
D	27 Anastasius	Anastasius	5,21	22,45
S	28 Vitalis	Vitalis	5,57	23,44
S	29 Petrus Mär.	Sibylla	6,44	—
18. Woche. Vom guten Hirten. Joh. 10, 11—16.			Sonnen- M. 4,40 U. 19,16	
S	30 2. n. Ost. R. v. S.	2. M. D. Eutrop.	7,42	0,32

Wetter-, Volks- und Bauernregeln

Untrügliche:

Es ist ein Zeichen von nahen Gewittern,
Wenn von dem Donner die Fenster zittern;
Schlägt der Blitz in einen Baum,
Daß es nicht donnert, glaub' ich kaum.

Ob noch so schön die Sonn' mag strahlen,
Der Mieter muß den Hauszins zahlen.

April-Dürre
Macht die Hoffnung irre.

Der April soll dem Mai eben
Halb Laub und halb Gras geben.

Halten Vire' und Weid' ihr Gipfelwerk lange,
Ist zeitiger Winter und gut Frühjahr im
[Gange.

Gras, das im April wächst,
steht im Mai fest.

Trügliche:

Warmer Aprilregen —
Großer Ernteseegen.

Bringt Rosamunde (2.) Sturm und Wind,
So ist Sybilla (29.) ganz gelind.

April

Das ist ein Auferstehn in der Natur!
Voll lauter Blumen Garten steht und Flur,
Das Fiedlein hüpfet, mit frohem Laut die Henne
Führt ihre Brut vom Hühnerhof zur Tenne.

Ja, Freude ist des Lebens Sonnenschein,
Miß sie den Deinen zu, und nicht zu klein,
Gönn' sie dem Tierlein, gönn' sie Deinen Leuten,
's ist gute Saat, gibt Ernte gut beizeiten!

Seltames Sonett

Ich wandle nach des Schicksals krausen Schlüssen
In einem Kräutergarten voller Triebe,
Daß auf ein fahles Pergament ich schriebe
Die Zahl von Sonnen- und von Regengüssen!

Nun rankt empor nach schwer verrauschten Flüssen
Ein sel'tnes Reis — und lockt die Gartendiebe!
Und mancher gern an meiner Nase riebe
Die feine, wie in China ist das Küssen!

Ich aber, innig voll, doch klug durch jene,
Heg' heilig lächelnd des Muzels Gewebe,
Und wirke meiner Seele Wunderschleier!

— Nun haben sie mir meiner Traufe Speier
Entwendet — daß er spend' des Wissens Träne!
Ich aber jauchz' ins Pergament: Ich lebe!

Elise Draub.



* Die Juden feiern ihr Wochenfest am 31. Mai.

Mai

Tag	Katholisch	Evangelisch	Mond- Aufg.	Mond- Unterg.
M	1 Philipp., Jak	Philipp., Jak.	8,49	1,09
D	2 Athanasius	Sigismund	10,02	1,37
M	3 Kreuz. Erfind.	Kreuz. Erfind.	11,17	1,57
D	4 Monica	Florian	12,33	2,14
§	5 Pius V.	Gotthard	13,51	2,30
S	6 Joh v.d.Pforte	Dietrich	15,10	2,44

19. Woche. Ueber ein Kleines. Joh. 16, 18—22. Sonnen- M. 4,27 U. 19,27				
S	7 3. n. Ost. Stanisl.	3. Jubil. Gottfried	16,34	2,57
M	8 Michael Ersch.	Stanislaus	18,02	3,13
D	9 Gregor	Hiob	19,34	3,33
M	10 Antonius	Gordian	21,07	4,00
D	11 Mamertus	Mamertus	22,31	4,38
§	12 Pankratius	Pankratius	23,37	5,33
S	13 Servatius	Servatius	—	6,45

20. Woche. Es ist euch gut, daß ich hingehe. Sonnen- M. 4,16 U. 19,37				
S	14 4. n. Ost. Bonifag.	4. Santat. Cyrill.	0,23	8,08
M	15 Sophia	Sophia	0,54	9,34
D	16 Joh. v. Nep.	Peregrinus	1,16	10,58
M	17 Ubalduß	Jodokus	1,33	12,16
D	18 Venantius	Erich	1,47	13,30
§	19 Petr. Celestin	Potentiana	2,00	14,42
S	20 Bernhard. †	Anastafius	2,12	15,53

21. Woche. Bittet, so werdet ihr nehmen. Sonnen- M. 4,07 U. 19,46				
S	21 5. n. Ost. Felig	5. Rog. Brudens	2,25	17,05
M	22 Julia	Helena	2,40	18,17
D	23 Desiderius	Desiderius	3,00	19,28
M	24 Johanna	Eiher	3,25	20,36
D	25 Himmelf. Chr.	Himmelf. Chr.	3,57	21,38
§	26 Philipp Neri	Eduard	4,41	22,28
S	27 Beda	Ludolf	5,35	23,09

22. Woche. Der Geist der Wahrheit. Sonnen- M. 3,59 U. 19,55				
S	28 6. n. Ost. Wilhelm	6. Graub. Wilt.	6,40	23,38
M	29 Magimus	Magimin	7,50	—
D	30 Felig	Wigand	9,03	0,01
*M	31 Petronilla	Petronilla	10,18	0,19

Wetter-, Volks- und Bauernregeln

Untrügliche:

Fällt noch Schnee, wo Blumen sprießen,
Wußt er bald darauf zerfließen.

Scheint im Mai die Sonne schön,
Wird man gern spazieren gehn.

Bleibt im Mai die Nase weiß,
Ist es lau, vielleicht auch heiß;
Wird sie aber rot einmal,
Sted' sie dann in ein Futteral!

Hagelt es am 10. g'rad,
So ist es um die Blätter schad'.

Trügliche:

Kühler Mai —
Viel Stroh und Heu.

Der Frost, der im Mai kommt, schadet
dem Wein, dem Hopfen, den Bäumen,
dem Korn und dem Lein.

Ein Bienenschwarm im Mai
Ist wert ein Fuder Heu.

Danket St. Urban (25.), dem Herrn,
Er gibt dem Getreide den Kern.

M a i

Ha, wie es draußen spricht und blüht!
Süß Heuduft von der Wiese zieht
Um Haus und Hof. Der Kirsch-Schnee
Umkränzt das Dörflein auf der Höh.

Und rinnt der Schweiß dir bei der Mahd,
Halt manchmal ein, das ist mein Rat,
Schau auf zum Himmel — glaube mir,
Das gibt wohl Arbeitsfreude dir!

Traumbilder

Frühling beut mir die prangende Schale:
Trinke, berauscht dich am Blumenduft!
Es schimmert der See gleich ries'gem Opale
In der linden, kofenden Luft.

Ich träume und halte die Augen geschlossen,
Träum vom verlorenen Paradies —
Sind Stunden, Tage, Jahre verflossen,
Seit mein Kahn vom glücklichen Ufer stieß? — —

Leise, leise trägt mich die Welle,
Trägt mich zum andern Ufer zurück;
Schon wartet die Nacht an umdunkelter Schwelle,
Vorüber gleitet der Traum vom Glück.

Gertrud Grabowski †.



* Die Juden feiern das zweite Wochenfest am 1. Juni.

Juni

Tag	Katholisch	Evangelisch	Mond- Aufg.	Mond- Unterg.
*D	1 Juventius	Nikomedes	11,32	0,34
S	2 Erasmus	Marcellinus	12,48	0,49
S	3 Klotilde	Erasmus	14,07	1,02

23. Woche. Der Tröster. Joh. 14, 23—31. Sonnen-
M. 3,54 U. 20,02

S	4 Pfingstsonntag	Pfingstsonnt.	15,30	1,16
M	5 Pfingstmontag	Pfingstmontag	16,59	1,33
D	6 Norbert	Benignus	18,31	1,56
M	7 Robert (Quat.)	Lukretia (Qu.)	20,00	2,27
D	8 Medardus	Medardus	21,16	3,14
S	9 Primus	Primus	22,13	4,19
S	10 Margareta	Onuphrius	22,52	5,41

24. Woche. Der Taufbefehl. Matth. 28, 18—20. Sonnen-
M. 3,51 U. 20,08

S	11 Dreif.-F. Barnab.	Trinitat. Barnab.	23,18	7,10
M	12 Basilides	Basilides	23,37	8,37
D	13 Ant. v. Padua	Tobias	23,53	10,00
M	14 Basilius	Elisäus	—	11,18
D	15 Fronleichn.	Vitus	0,07	12,32
S	16 Benno	Justina	0,19	13,44
S	17 Adolf	Volkmar	0,33	14,56

25. Woche. Das große Abendmahl. Sonnen-
M. 3,50 U. 20,11
Lut. 14, 16—24.

S	18 2. n. Pf.	1. n. Tr.	0,47	16,07
	Mark u. Marc.	Arnulf		
M	19 Gervaf., Prot.	Gervaf., Prot.	1,05	17,19
D	20 Silverius	Silverius	1,28	18,27
M	21 Alonfius	Albanus	1,58	19,30
D	22 Paulinus	Achatius	2,38	20,26
S	23 Herz-Jes.-F.	Basilius	3,30	21,08
S	24 Johannes d. T.	Johannes d. T.	4,32	21,42

26. Woche. Jesus nimmt die Sünder an. Sonnen-
M. 3,51 U. 20,13
Lut. 15, 1—10.

S	25 3. n. Pf. Prosper	2. n. Trin. Elog.	5,41	22,06
M	26 Joh. u. Paul	Jeremias	6,54	22,25
D	27 Ladislaus	Sieben Schläfer	8,08	22,41
M	28 Leo II. p.	Leo	9,21	22,55
D	29 Peter u. Paul	Peter u. Paul	10,35	23,08
S	30 Pauli Ged.	Pauli Ged.	11,51	23,21

Wetter-, Volks- und Bauernregeln

Untrügl'che:

Zieht der Hahn das linke ein,
Steht er auf dem rechten Bein;
Steht der Hahn auf beiden Pfoten,
Pläzen nächstes Jahr die Schoten.

Wenn des Nachts die Eulen schrei'n,
Soll man ja nicht furchtsam sein.

Wenn um Johanni (24.) der Kuckuck schreit,
Sind Peter und Paul (29.) auch nicht mehr weit.

Trügl'che:

Wenn kalt und rauh der Juni war,
Verdirbt er meist das ganze Jahr.

Auf den Juni kommt es an,
Wenn die Ernte soll bestahn.

Im Juni wird des Nordwinds Horn
Noch nichts verderben an dem Korn.

Regnet's am Margaretentag (10.),
Dauert der Regen noch 14 Tag.

Vor Johannistag (24.)
Keine Gerste man loben mag.

Juni

Nun wird es Sommerpause auch,
Du gehst ins Feld nach altem Brauch
Und sinnst, wie viele Sad und Wagen
Dir Roggen mag und Weizen tragen.

Doch rat' ich dir, mein Landmann, gut,
Laß nicht den Geiz hinein ins Blut,
Er kommt mit seinem Sohn, dem Reide,
Und frißt dir alle Erntefreude.

Wiegenlied

Wiege, Wind, mein Bäumelein!
Wiege meine Kindelein!
Liegen warm im Nestchen
Oben auf dem Aestchen.
Wiege, wiege leise, Wind!
Aeuglein bald geschlossen sind.

Schlafet, schlafet, Vögelein!
Träumt von dicken Käferlein!
Morgen könnt ihr fliegen,
Braucht im Nest nicht liegen.
Schlase, schlaf' mein Kindelein!
Morgen darfst du wieder schrein!

Leo Rinke.



Juli

Tag	Katholisch	Evangelisch	Mond- Aufg.	Mond- Unterg.
S	1 Theobald	Theobald	13,09	23,37
27. Woche. Petri Fischzug. Luf. 5, 1—11. Sonnen- H. 3,55 U. 20,12				
S	2 4. n. Pf. M. Heimsf.	3. n. Tr. M. Heimsf.	14,32	23,56
M	3 Hyacinth	Kornelius	16,00	—
D	4 Ulrich	Ulrich	17,29	0,23
M	5 Numerianus	Anselmus	18,52	1,00
D	6 Jesaias	Jesaias	19,58	1,54
S	7 Willibald	Willibald	20,44	3,10
S	8 Kilian	Kilian	21,17	4,36
28. Woche. Die bessere Gerechtigkeit. Matth. 5, 20—24. Sonnen- H. 4,00 U. 20,09				
S	9 5. n. Pf. Cyrillus	4. n. Tr. Cyrillus	21,40	6,06
M	10 Sieben Brüder	Sieben Brüd.	21,57	7,34
D	11 Pius	Pius	22,12	8,58
M	12 Joh. Gualbert	Heinrich	22,26	10,15
D	13 Margareta	Margareta	22,38	11,30
S	14 Bonaventura	Bonaventura	22,52	12,43
S	15 Apostel Teilg.	Apostel Teilg.	23,09	13,56
29. Woche. Speisung der Viertausend. Mark. 8, 1—9. Sonnen- H. 4,07 U. 20,03				
S	16 6. n. Pf. Stapulierf.	5. n. Tr. Ruth	23,31	15,08
M	17 Alexius	Alexius	23,59	16,18
D	18 Friedericus	Rosina	—	17,24
M	19 Vinc. v. Paul	Rufina	0,35	18,22
D	20 Margareta	Elias	1,23	19,08
S	21 Praxedes	Praxedes	2,22	19,44
S	22 Mar. Magd.	Maria Magd.	5,30	20,12
30. Woche. Von den falschen Propheten. Matth. 7, 15—21. Sonnen- H. 4,16 U. 19,55				
S	23 7. n. Pf. Apollin	6. n. Tr. Apollinar.	4,43	20,32
M	24 Christine	Christine	5,57	20,48
D	25 Jakobus	Jakobus	7,12	21,03
M	26 Anna	Anna	8,26	21,17
D	27 Pantaleon	Martha	9,40	21,30
S	28 Innocenz	Pantaleon	10,57	21,43
S	29 Martha	Beatrix	12,16	22,00
31. Woche. Der ungerechte Haushalter. Luf. 16, 1—9. Sonnen- H. 4,25 U. 19,46				
S	30 8. n. Pf. Abdon	7. n. Tr. Abdon	13,41	22,23
M	31 Ign. v. Loyola	Germanus	15,07	22,54





Windmühlen aus Leng-Sawada, Kreis Rasthor.

Wetter-, Volks- und Bauernregeln

Untrügliche:

Fällt die Sonne in das Wasser,
Wird es wärmer, doch kaum nasser.

Hüpft im Juli nicht der Heuschreck ins Gras,
So ist er tot, oder es fehlt ihm sonst etwas.

Hat's im Juli auch dreißig Grad,
Geht doch kein Schwein von selbst ins Bad.

Hundstage, hell und klar,
Deuten an ein gutes Jahr;
Werden Regen sie bereiten,
Kommen nicht die besten Zeiten.

Wenn abends dicker Nebel liegt,
Dann das schöne Wetter siegt.

Wer nicht geht mit dem Rechen,
Wenn Fliegen und Brenneffeln stechen,
Muß im Winter gehn mit dem Strohseil
Und fragen: Wer hat Heu feil?

Trügliche:

Die Julisonne arbeitet für zwei.

Die erste Birn' bringt Margaret (20.),
Drauf überall die Ernt' angeht.

Juli

Nun klingt die Sense in den Halmen,
Sie sinken wie des Südens Palmen
Im Wüstenurm; die Aehren neigen
Sich gern für dich zum Tod im Schweigen.

Doch die den Kopf gar hoch erhoben,
Sie haben leer ihn. — — Der da droben
Schickt einst zu dir den ernstesten Schnitter,
Sei ja nicht stolz, — sonst mäht er bitter.

Windmühlen

Von kahlen Hügeln schauen sie dem Sturm entgegen
Und schwingen rauschend mit den mächt'gen Flügelschlägen
Die schweren, lastgehemmten, sehnsuchtsweiten Kreise.
Sie wachsen riesenhaft und schattend aus der Erde
Wie Menschen, die mit wortlos flehender Gebärde
Sich nach der frühgeübten und nun längst vertrauten Weise
In ernster, harter Arbeit feierlich verschwenden —
Und mit den wuchtigbreiten, griffgewalt'gen Händen
Wie betend in das tiefe Blau des Himmels langen;
Um sich, bevor der stumme, müde Abend dunkelt,
Und weißes Mondlicht in den Traum der Wälder funkelt,
Noch einen Schein des sonnensel'gen Tages einzufangen.

Leonhard Hora.



Am 21. August ringförmige Sonnenfinsternis, in Mitteleuropa als partielle Finsternis sichtbar.

August

Tag	Ratholisch	Evangelisch	Mond- Aufg.	Mond- Unterg.
D	1 Petr. Kettenf.	Petri Kettenf.	16,31	23,40
M	2 Portiunkula	Gustav	17,42	—
D	3 Stephan Erf.	August	18,36	0,43
S	4 Dominikus	Dominikus	19,15	2,04
S	5 Mar. Schnee ☉	Oswald	19,41	3,33

32. Woche. Der Herr weint über Jerusalem.
Lut. 19, 41—47.

Sonnen-
M. 4,35 U. 19,35

S	6 9. n. Vf. Berth. Chr.	8. n. Tr. Berth. Chr.	20,00	5,03
M	7 Cajetan	Donatus	20,16	6,28
D	8 Cyriakus	Cyriakus	20,31	7,51
M	9 Romanus	Romanus	20,44	9,09
D	10 Laurentius	Laurentius	20,58	10,24
S	11 Tiburtius	Hermann	21,13	11,39
S	12 Klara	Klara	21,34	12,53

33. Woche. Phariseer und Zöllner. Lut. 18, 9—14.

Sonnen-
M. 4,46 U. 19,23

S	13 10. n. Vf. Hipp.	9. n. Tr. Hippolyt.	21,59	14,05
M	14 Eusebius	Eusebius	22,31	15,13
D	15 Maria Hf.	Mar. Heimg.	23,16	16,15
M	16 Rochus	Isaak	—	17,05
D	17 Liberatus	Bilibald	0,11	17,45
S	18 Helena	Agapetus	1,16	18,15
S	19 Sebal	Sebal	2,28	18,36

34. Woche. Hephata. Mark. 7, 31—37.

Sonnen-
M. 4,56 U. 19,10

S	20 11. n. Vf. Bernh.	10. n. Tr. Bernh.	3,43	18,55
M	21 Anastasius	Hartwig	4,58	19,10
D	22 Timotheus	Philibert	6,13	19,25
M	23 Philipp Benit	Zachäus	7,29	19,38
D	24 Bartholom.	Bartholomäus	8,46	19,51
S	25 Ludwig	Ludwig	10,05	20,07
S	26 Saphyrinus	Samuel	11,28	20,28

35. Woche. Der barmherzige Samaritan.
Lut. 10, 23—37.

Sonnen-
M. 5,06 U. 18,56

S	27 12. n. Vf. Rufus	11. n. Tr. Gebhard	12,53	20,56
M	28 Augustinus	Augustinus	14,17	21,35
D	29 Joh. Enthaupt.	Joh. Enthaupt.	15,31	22,30
M	30 Rosa	Benjamin	16,30	23,43
D	31 Raimund	Paulinus	17,13	—

Wetter-, Volks- und Bauernregeln

Untrügl'che:

Ist's im August recht drückend schwül,
Dann ist's im Schatten auch nicht kühl.

Wenn an Mariä Himmelfahrt (15.)
Sich blauer Himmel offenbart,
Und nirgendwo sich Wolken zeigen,
Dann magst Du zu der Hoffnung neigen,
Daß es schön' Wetter bleiben mag
Vielleicht sogar den ganzen Tag.

Trügl'che:

Ist's in der zweiten Woche heiß,
So bleibt der Winter lange weiß.

Weil Nachttäue jezt Feld und Gärten nassen,
Soll man keine Früchte ungereinigt essen.

August macht uns noch viel zu schwitzen,
Denn in der Ernt' soll man nicht sitzen;
Doch freuet uns der Früchte Segen,
Dum danken wir für Sonn' und Regen.

Morgenrot — fällt in Rot.

Sind Lorenz (10.) und Barthel (24.) schön,
Wird der Herbst auch gut ausgehn.

August

Die Flegel klopfen, die Maschinen knarren,
Korn fliegt u. Stroh durch Tennen u. durch Spar-
Der Händler naht, die Silbertaler klirren, [ren,
Und große Pläne durch den Kopf dir schwirren.

Dann denk der Armen, die ohne Scheuern darben,
Laß Halme auf dem Feld von deinen Garben.
Denk deiner Pläne mit dem Gottgeschenke,
Doch denk' auch, daß der Herrgott alles lenke.

Lebenslied

In tausend Melodien
Braust und quillt
Das große Lebenslied,
Wie ernst es klingt!

Nur ab und zu
Ein lichter Klang
Wie Herzensjubil, Freudeschrei,
Den Glück uns bringt!

O laß uns nicht
Beiseite stehn
Und nicht nur immer Lauscher sein.
Das Leben winkt!

Laß klingen uns
Im Weltenlied —
Mitschwingen uns im großen All,
Das uns umringt!

Liddy Janower.



* Die Juden feiern den Anfang ihres 5694. Jahres am 21. September, das 2. Neujahrsfest am 22. September und das Veröhnungsfest am 30. September.

September

Tag	Katholisch	Evangelisch	Mond- Aufg.	Mond- Unterg.
5	1 Ägidius	Ägidius	17,42	1,07
S	2 Stephan	Abfalon	18,04	2,35

36. Woche. Die zehn Ausfühigen, Luf. 17, 11—19. Sonnen-
M. 5,17 U. 18,41

S	3 Schenglf. Manf.	12. n. Tr. Manfuet.	18,21	4,01
M	4 Roſalia	Mofes	18,35	5,25
D	5 Laurentius	Herkules	18,50	6,44
M	6 Magnus	Magnus	19,03	8,01
D	7 Regina	Regina	19,18	9,17
5	8 Maria Geb.	Maria Geburt	19,37	10,33
S	9 Gorgonius	Bruno	20,00	11,47

37. Woche. Sorget nicht. Matth. 6, 24—33. Sonnen-
M. 5,27 U. 18,26

S	10 14. n. Pf. N. v. Tol.	13. n. Tr. Soſthen.	20,30	12,58
M	11 Protus	Protus	21,09	14,02
D	12 Mar. Namensf.	Syrus	22,00	14,58
M	13 Maternus	Amatus	23,01	15,41
D	14 Kreuz Erh.	Kreuzes Erh.	—	16,15
5	15 Nikomedes	Nikomedes	0,10	16,41
S	16 Kornelius	Euphemia	1,24	17,00

38. Woche. Weine nicht. Luf. 7, 11—16. Sonnen-
M. 5,38 U. 18,10

S	17 15. n. Pf. Lambert.	14. n. Tr. Lambert.	2,39	17,16
M	18 Thom. v. Vill.	Titus	3,55	17,31
D	19 Januarius	Januarius	5,11	17,45
M	20 Eustach (Qu.)	Faufa (Qu.)	6,29	17,58
*D	21 Matth. Ev.	Matth. Ev.	7,49	18,14
*5	22 Moriz	Moriz	9,12	18,33
S	23 Thekla	Hojeas	10,39	18,58

39. Woche. Sabbatsfeier in Liebe und Demut. Sonnen-
M. 5,48 U. 17,55

S	24 16. n. Pf. J. Empf.	15. n. Tr. J. Empf.	12,05	19,34
M	25 Kleophas	Kleophas	13,22	20,26
D	26 Cyprianus	Cyprianus	14,26	21,32
M	27 Kosmas, Dam.	Kosmas, Dam.	15,12	22,51
D	28 Wenzeslaus	Wenzeslaus	15,45	—
5	29 Michaelis	Michaelis	16,09	0,16
*S	30 Hieronymus	Hieronnymus	16,27	1,41

Wetter-, Volks- und Bauernregeln

Untrügliche:

Sind die Kartoffeln gut geraten,
Kann man sie kochen oder braten.

Ziele an Aeghdi (1.) von Gold ein Regen,
Gärten die meisten nichts dagegen.

September ist sehr angenehm,
Der Bitterung halber und außerdem.

In Septemberregen
Für Saaten und Reben
Ist dem Bauer viel gelegen.

Gewitter im September
Deuten auf viel Schnee im Dezember.

Zu Mariä Geburt (8.)
Zieh'n die Schwalben fort.

Tritt Matthäus ein,
Muß die Saat beendet sein.

Hat die Sonne keinen Rand,
Hat das Wetter vier Wochen Bestand.

Trügliche:

Durch Septembers heitren Blick
Schaut manchesmal der Mai zurück.

September

Erdfrüchte nur und Rüben
Sind auf den Feldern geblieben,
Mit Grummet die Hengste traben,
Bald heißt es graben, graben!

Die Bäume reichen voll Güte
Dir Früchte nach strophender Blüte —
Dann denk in ruhigen Tagen:
Auch du mußt Früchte tragen.

Wenn ich die Augen schließe . . .

Wenn ich die Augen schließe,
Du sollst vor meiner Seele stehn,
Auf wunderleisen Füßen
Durch meine Morgenträume gehn.

Wenn ich dich auch verlasse,
Wie könnte ich je fern dir sein?
In jedem Blatt, in jedem Stein
Bist du lebendig, Lust und Pein!
Wenn ich die Augen schließe,
Blick' ich nicht in dein Herz hinein? —

So bist du mit Gebärden
Schon ganz in mich hineinverweht,
Und alles Glück auf Erden
Ist Wunsch und heimlichstes Gebet,
Dir irgend gleich zu werden.

Hans Raboth.



* Die Juden feiern das Laubbüttenfest am 5. und 6. Oktober, Laubbüttenende am 12. Oktober und das Fest der Gesetzesfreude am 13. Oktober.

Oktober

Tag	Ratholisch	Evangelisch	Monb- Aufg.	Monb- Unterg.
40. Woche. Das vornehmste Gebot und die vornehmste Frage. Matth. 22, 34—46. Sonnen- M. 5,59 U. 17,39				
S	1 17. n. Vf. Rosenkranzfest	16. n. Tr. Erntedankf.	16,42	3,04
M	2 Leodegar	Vollrad	16,56	4,23
D	3 Candidus	Jairus	17,09	5,40
M	4 Franz	Franz	17,24	6,56
*D	5 Placidus	Placidus	17,41	8,11
*S	6 Bruno	Fides	18,02	9,27
S	7 Markus p.	Amalia	18,29	10,40
41. Woche. Der Lichtbrüchige. Matth. 9, 1—8. Sonnen- M. 6,10 U. 17,25				
S	8 18. n. Vf. Brigitta	17. n. Tr. Pelagia	19,04	11,48
M	9 Dionysius	Dionysius	19,51	12,48
D	10 Franz Borgia	Gideon	20,48	13,36
M	11 Burchard	Burchard	21,54	14,14
*D	12 Maximilian	Maximilian	23,05	14,42
*S	13 Eduard	Kolomann	—	15,03
S	14 Calixtus	Calixtus	0,18	15,21
42. Woche. Die königliche Hochzeit. Matth. 22, 1—14. Sonnen- M. 6,21 U. 17,10				
S	15 19. n. Vf. Theresia	18. n. Tr. Hedwig	1,33	15,35
M	16 Gallus	Gallus	2,48	15,49
D	17 Hedwig	Florentin	4,05	16,03
M	18 Lukas	Lukas	5,24	16,19
D	19 Petr. v. Alcant.	Ferdinand	6,48	16,37
S	20 Wendelin	Wendelin	8,15	17,01
S	21 Ursula	Ursula	9,44	17,33
43. Woche. Des königlichen Sohn. Joh. 4, 46.—53. Sonnen- M. 6,32 U. 16,56				
S	22 20. n. Vf. Cordula	19. n. Tr. Cordula	11,08	18,20
M	23 Joh. v. Capist.	Severinus	12,17	19,23
D	24 Raphael	Salome	13,10	20,41
M	25 Crispin	Crispinus	13,48	22,05
D	26 Evaristus	Amandus	14,13	23,29
S	27 Sabina	Sabina	14,33	—
S	28 Simon, Juda	Simon, Juda	14,49	0,51
44. Woche. Der Schalksnecht. Matth. 18, 28—35. Sonnen- M. 6,44 U. 16,43				
S	29 Ehr. Königsf.	20. n. Tr. Engelh.	15,04	2,09
M	30 Serapion	Hartmann	15,17	3,25
D	31 Wolfgang	Wolfgang	15,30	4,40

Wetter-, Volks- und Bauernregeln

Unfrüglithe:

Hat der Haß ein dickes Fell,
So läuft er drum nicht minder schnell.

Wenns herbstlich wird in Feld und Flur,
Zeigt sich vom Frühling keine Spur.

Lät der Händler nicht Sprit hinein,
Gäb' ein schöner Oktober uns guten Wein.

Bringt der Oktober viel Frost und Wind,
So find der Januar und Hornung (Febr.) gelind.

Halten die Krähen Ronbivium,
So sieh nach Feuerholz Dich um.

Warmer Oktober bringt fürwahr
Uns sehr kalten Februar.

Wenn der Eichbaum noch sein Laub behält,
So folgt im Winter strenge Kält!

Trüglithe:

Hat der Oktober viel Regen gebracht,
So hat er auch gut die Acker bedacht.

Auf St. Gallentag (16.)
Muß jeder Apfel in den Saß.

Oktober

Erntefest! — in frohem Tanze
Mägde unterm Erntekranze,
Starke Burschen sie umschlingen,
Und die hellen Fiedeln klingen.

Und du schaust der Jugend Brangen,
Denkst der Tage, die vergangen,
Wohl dir, wenn du ohn' Bereuen
Dich kannst deines Abends freuen.

Schlehdorn und Frühlingwind

In tiefer Wildnis hab ich dich gefunden,
Du stand'st in überreifer Pracht
Und hattest manche sel'ge Stunden
Mit deinem Buhlen zugebracht.

Nun ist er fort. — Auf ruhelosen Schwingen
Floh er dein Liebesparadies.
Du aber wirst nun Früchte bringen, — —
Das macht die Einsamkeit dir süß.

Gede Bartsch.



November

Tag	Katholisch	Evangelisch	Monb. Aufg.	Monb. Unterg.
M	1 Allerheiligen	Allerheiligen	15,46	5,54
D	2 Allerseelen	Allerseelen	16,06	7,09
S	3 Hubertus	Gottlieb	16,31	8,23
S	4 Karl Borrom.	Charlotte	17,03	9,33

45. Woche. Die Zinsmünze. Matth. 22, 15—21. Sonnen-
U. 6,55 U. 16,31

S	5 22. n. Pf. Emmer.	21. n. Tr. Ref.-Fest	17,46	10,37
M	6 Leonhard	Leonhard	18,39	11,29
D	7 Engelbert	Engelbert	19,41	12,11
M	8 4 Gekr. Märt.	Gottfried	20,49	12,42
D	9 Theodorus	Theodorus	22,01	13,05
S	10 Andr. Avellino	Martin Luther	23,13	13,24
S	11 Martin Bischof	Martin Bischof	—	13,40

46. Woche. Jährl Töchterlein. Matth. 9, 18—26. Sonnen-
U. 7,07 U. 16,21

S	12 23. n. Pf. Mart. P.	22. n. Tr. Jonas	0,26	13,55
M	13 Stanislaus	Briccius	1,40	14,07
D	14 Jukundus	Levinus	2,57	14,22
M	15 Leopold	Leopold	4,16	14,39
D	16 Edmund	Ottomar	5,42	14,59
S	17 Greg. Th.	Hugo	7,12	15,29
S	18 Otto, Eugen	Gelasius	8,41	16,10

47. Woche. Gleichnisse vom Senfkorn und Sauerteig. Matth. 13, 31—35. Sonnen-
U. 7,18 U. 16,12

S	19 24. n. Pf. Elisabeth	23. n. Tr. Elisabeth	10,00	17,08
M	20 Felix v. Valois	Amos	11,02	18,24
D	21 Mar. Opfer	Maria Opfer	11,47	19,48
M	22 Cäcilia	Buß- u. Betttag	12,17	21,15
D	23 Klemens	Klemens	12,38	22,39
S	24 Chrysogonus	Chrysogonus	12,55	23,59
S	25 Katharina	Katharina	13,10	—

48. Woche. Vom Greuel der Verwüstung. Matth. 24, 15—35. Sonnen-
U. 7,29 U. 16,05

S	26 25. n. Pf. Konrad	24. n. Tr. Totenstf.	13,24	1,16
M	27 Virgilius	Otto	13,37	2,30
D	28 Sosthenes	Günther	13,53	3,43
M	29 Saturnin	Eberhard	14,11	4,57
D	30 Andreas	Andreas	14,34	6,10

Wetter-, Volks- und Bauernregeln

Unfrügluche:

Scheint die Sonn' auf Tal und Hang,
Altweibersommer währt nicht lang!

Wenn im November der Nebel dicht,
Sieht selbst der größte Bösewicht,
Den Splitter im Auge des Nächsten nicht.

Andreaschnee ist kein Vergnügen;
Bergeht er nicht, so bleibt er liegen.

Frügluche: November-Donner
Verspricht guten Sommer.

Die meisten strengen Winter
fangen im November an.

Blüh'n im November die Bäume aufs neu,
Dann währet der Winter bis zum Mai.

Zum Allerheiligenfest (1.)
Sich ein später Sommer blicken läßt.

St. Martin (11.) kommt nach alten Sitten
Zumeist auf einem Schimmel geritten.

St. Elisabeth (19.) sagt an,
Was der Winter für ein Mann.

November

Da kommt der düstere Geselle heran
Und bindet dich an die Ofenbank.
Nun schmiege dich an die Deinen an,
Genieß' ihrer Liebe, der Abend ist lang.

Nicht sei dann die Schenke Dein Lieblingsort,
Deiner Kinder Seele dein Garten sei.
Pflieg' deine Blumen, scheuch Unrat fort,
Und mach' sie zu Menschen, treu, fest und frei.

Berglied

Ich fuhr bergunter
Vor Ort in der Nacht,
Glückauf! unter Tag.
Da hab ich viel große
Ausbeut gemacht,
Glückauf! bei der Nacht
Unter Tag.

Da hat mein Herz wohl
Heimlich gelacht,
Glückauf! unter Tag;
Dann hat ein Schlag es
Stumm fast gemacht,
Glückauf! bei der Nacht,
Unter Tag.

Nun schlägt es ängstlich
verirrt und verwirrt,
Glückauf! über Tag,
Seit es dort unten
Vor Freude geschwirrt,
In Schmerzen geklirrt
Unter Tag.

Ditto Suchland.



Dezember

Tag	Katholisch	Evangelisch	Mond- Aufg.	Mond- Unterg.
§	1 Eligius	Arnold	15,04	7,21
S	2 Bibiana	Candidus	15,42	8,26

49. Woche. Die Zukunft des Herrn.
Luf. 21, 25—33.

Sonnen-
M. 7,38 U. 16,01

S	3 1. Adventsfg.	1. Advent Cassian	16,32	9,23
M	4 Barbara	Barbara	17,31	10,08
D	5 Sabbas	Abigail	18,38	10,43
M	6 Nikolaus	Nikolaus	19,48	11,08
D	7 Ambrosius	Agathon	20,59	11,28
§	8 Maria Empf.	Maria Empf.	22,10	11,45
S	9 Leokadia	Joachim	23,22	12,00

50. Woche. Bist du, der da kommen soll?
Matth. 11, 2—10.

Sonnen-
M. 7,47 U. 15,58

S	10 2. Adventsfg.	2. Adv. Judith	—	12,13
M	11 Damasus	Damasus	0,35	12,25
D	12 Epimachus	Epimachus	1,51	12,41
M	13 Lucia	Lucia	3,11	12,59
D	14 Nikasius	Nikasius	4,36	13,23
§	15 Eusebius	Johanna	6,05	13,56
S	16 Adelheid	Ananias	7,31	14,47

51. Woche. Das Zeugnis Johannes des
Täufers. Joh. 1, 19—28.

Sonnen-
M. 7,53 U. 15,59

S	17 3. Adventsfg. Lag.	3. Adv. Lazarus	8,43	15,55
M	18 Maria Erw.	Christoph	9,37	17,19
D	19 Nemesius	Lot	10,15	18,50
M	20 Ammon (Qu.)	Abraham (Qu.)	10,40	20,19
D	21 Thomas	Thomas	11,00	21,43
§	22 Slavian	Beata	11,16	23,03
S	23 Viktoria	Dagobert	11,30	—

52. Woche. Bereitet den Weg des Herrn.
Luf. 3, 1—6.

Sonnen-
M. 7,57 U. 16,02

S	24 4. Adventsfg. Ad., Ev	4. Adv. Ad., Eva	11,44	0,19
M	25 Heil. Christf.	Heil. Christfest	11,59	1,34
D	26 Stephanns	2. Christstag	12,16	2,47
M	27 Johannes	Johannes	12,37	4,01
D	28 Unsç. Kindl.	Unsç. Kindl.	13,05	5,12
§	29 Thomas B.	Jonathan	13,40	6,19
S	30 David	David	14,27	7,18

53. Woche. Simeon und Hanna. Luf. 2, 33—40.

Sonnen-
M. 7,59 U. 16,07

S	31 G.n.W. Sylv. ②	G.n.W. Sylvest.	15,23	8,06
---	-------------------	-----------------	-------	------

Wetter-, Volks- und Bauernregeln

Untrügliche:

Es ist grade kein Verhängnis,
Wenn's schneit an Mariä Empfängnis (8.)
Wenn's aber in der Christnacht schneit,
Dann ist Neujahr nicht mehr weit.

Sobald zu Ende ist das Jahr,
Sind auch die Wetterregeln gar,
Und sind auch wenige eingetroffen,
Wir wollen doch immer das Beste hoffen.

Trügliche:

Dezember, veränderlich und lind,
Ist der Winter nur ein Kind.

Kalter Dezember und ein fruchtbar Jahr
Sind vereinigt immerdar.

Dunkle Dezember-Nacht
Kaltes Jahr uns macht.

Grünen am Christtag Feld und Wiesen,
Wird sie um Ostern Frost verschließen.

Rüben nach Christtag, Äpfel nach Ostern,
und Mädchen über 30 Jahre haben den
besten Geschmack verloren.

Dezember

Die Glocken kommen schon weich und lind —
Deine Kinder denken ans Christuskind,
Auf das sie hoffen, die Liebe dich fragt:
Was schenkst du den Kindern, was Knecht u. Magd?

Doch denk auch der Armen in Not und Pein,
Nicht hart darf dein Herz wie dein Taler sein.
Was gerne du darreichst der schweigenden Not,
Gibt hundertfach wieder im Segen dir Gott.

Winterbildchen

Feingestrichelt stehn die schwarzen Bäume
Auf dem bläulichweißen weiten Schnee,
Golden hängt ein Abendrot die Säume
Um den perlenblassen Himmelssee.

Keusch und hold erscheint die Welt, — und stille,
Wie aus Gottes Hand am ersten Tag,
Und du ahnst nicht, wieviel heißer Wille
Unterm kühlen Tuche schlafen mag.

Ferne rauscht der Lärm der breiten Städte,
Ferne schäumt das Leben frech und wild,
Doch die weiße Braut im kühlen Bette
Ruht so sanft wie ein Madonnenbild.

Chr. von Winkler.

Postgebühren ab 1. Januar 1932

Innerer deutscher Verkehr.

Postkarten im Ortsverkehr 5 Rpf.
im Fernverkehr 6 "

Briefe im Ortsverkehr bis 20 g . . . 8 "
über 20 bis 250 g 15 "
„ 250 bis 500 g 20 "

Briefe im Fernverkehr bis 20 g . . . 12 "
über 20 bis 250 g 25 "
„ 250 bis 500 g 40 "

Drucksachen in Form einfacher Karten, auch
mit anhäng. Antwortkarte 3 Rpf.

Drucksachen bis 20 g 4 "
über 20 bis 50 g 5 "
„ 50 bis 100 g 8 "
„ 100 bis 250 g 15 "
„ 250 bis 500 g 30 "

Wurfsendungen. (Saargebiet unmöglich.)
Drucksachen bis 50 g 2 Rpf.
Mischsendungen (Drucksachen und Waren-
proben) bis 20 g 5 Rpf.

Geschäftspapiere bis 250 g 15 Rpf.
über 250 bis 500 g 30 "

Warenproben bis 250 g 15 "
über 250 bis 500 g 30 "

Mischsendungen bis 250 g 15 "
über 250 bis 500 g 30 "
(zus.-gepackte Drucksachen, Geschäftspapiere
und Warenproben).

Wertbriefe

1. Gebühr für einen gewöhl. Brief
2. Versicherungsgebühr für je 500 RM. der Wertangabe 10 Rpf.
3. Behandlungsgebühr bis 100 RM. Wertangabe 40 Rpf., über 100 RM. Wertangabe 50 Rpf.

Postauftragsbriefe wie für einen Einschreibebrief und eine Vorzeigeggebühr von 20 Rpf. Meistbetrag 1000 RM.

Vorzeigeggebühr für Nachnahmesendg. 20 Rpf.

Einschreibeggebühr 30 Rpf.

Postanweisungen (Höchstbetrag 1000 RM.),
bis 10 RM. 20 Rpf.
über 10 bis 25 „ 30 "
„ 25 „ 100 „ 40 "
„ 100 „ 250 „ 60 "
„ 250 „ 500 „ 80 "
„ 500 „ 750 „ 100 "
„ 750 „ 1000 „ 120 "

Die Gebühr für telegraph. Postanweisungen
beträgt (Höchstbetrag unbeschränkt)

bis 25 RM. 2,50 RM.
„ 100 „ 3,— "
„ 250 „ 3,50 "
„ 500 „ 4,— "
„ 750 „ 4,50 "
„ 1000 „ 5,— "

und über 1000 RM. für je 250 RM. 1 RM.

Zahlkarten (ausschl. Saargebiet)

bis 10 RM. 10 Rpf.
über 10 „ 25 „ 15 "
„ 25 „ 100 „ 20 "
„ 100 „ 250 „ 25 "
„ 250 „ 500 „ 30 "
„ 500 „ 750 „ 40 "
„ 750 „ 1000 „ 50 "
„ 1000 „ 1250 „ 60 "
„ 1250 „ 1500 „ 70 "
„ 1500 „ 1750 „ 80 "
„ 1750 „ 2000 „ 90 "
„ 2000 „ (unbeschränkt) 100 "

Barauszahlung durch die Zahlstelle eines
Postscheckamts oder einer Postanstalt für je
20 RM. des Scheckbetrages 1 Rpf., außerdem
eine Grundgebühr von 15 Rpf.

Zuschlaggebühr für Luftpost- sendungen:

Außer den gewöhnlichen Gebühren zu
erheben:

für Postanweisungen 10 Rpf.
für Postkarten 10 "
für Briese sendungen einschließlich
Päckchen bis 20 g 10 Rpf.
über 20 „ 50 g 20 "
„ 50 „ 100 g 40 "
„ 100 „ 250 g 80 "
„ 250 „ 500 g 125 "
„ 500 g „ 1 kg 250 "
„ 1 kg „ 1 1/2 kg 375 "
„ 1 1/2 kg „ 2 kg 500 "
für Pakete bis 1 kg 100 "

darüber für jedes angefangene 1/2 kg
1. bis 3. Zone bis 375 km „ „ 20 "
4. und 5. „ über 375 „ „ „ 40 "

Bei Eilzustellung außerdem die besonderen
Eilzustellgebühren.

Bei Einschreibbriefen Luftpostzuschlag
wie bei gewöhnlichen Luftpostsendungen.

Postaufträge wie Einschreibbriefe gleichen
Gewichts.

Nachnahmesendungen (Briefe und Pakete)
Vorzeigeggebühr: 20 Rpf.

Im **Paketverkehr** zwischen Ostpreußen und dem übrigen Reich wird die Gebühr der jeweilig nächstniedrigen Zone in Ansatz gebracht.

Postpakete (Freimachungszwang) für Saar- und Memelgebiet sowie Danzig
Gebühren bei Postanstalt erfragen.

Gewicht	1. Zone bis 75 km RM.	2. Zone über 75—150 km RM.	3. Zone über 150—375 km RM.	4. Zone über 375—750 km RM.	5. Zone über 750 km RM.
bis 5 kg	0,30	0,40	0,60	0,60	0,60
über 5—6 "	0,35	0,50	0,80	0,90	1,—
" 6—7 "	0,40	0,60	1,—	1,20	1,40
" 7—8 "	0,45	0,70	1,20	1,50	1,80
" 8—9 "	0,50	0,80	1,40	1,80	2,20
" 9—10 "	0,55	0,90	1,60	2,10	2,60
" 10—11 "	0,65	1,05	1,80	2,35	2,90
" 11—12 "	0,75	1,20	2,—	2,60	3,20
" 12—13 "	0,85	1,35	2,20	2,85	3,50
" 13—14 "	0,95	1,50	2,40	3,10	3,80
" 14—15 "	1,05	1,65	2,60	3,35	4,10
" 15—16 "	1,15	1,80	2,80	3,60	4,40
" 16—17 "	1,25	1,95	3,—	3,85	4,70
" 17—18 "	1,35	2,10	3,20	4,10	5,—
" 18—19 "	1,45	2,25	3,40	4,35	5,30
" 19—20 "	1,55	2,40	3,60	4,60	5,60

Wertpakete:

1. Paketgebühr wie vorstehend
2. Versicherungsgebühr für je 500 Mk. der Wertangabe 10 Rpf.
3. Behandlungsgebühr
 - a) für versiegelte Wertpakete
 - bis 100 Mark einschl. . . . 40 Rpf.
 - über 100 Mark einschl. . . . 50 "
 - b) für unversiegelte Wertpakete (zulässig bis 300 RM.) . . . 10 "

Eilzustellung bei Vorausbezahlung

1. nach dem Ortszustellbezirk
 - a) eine Briefsendung 40 Rpf., b) ein Paket 60 Rpf.
 2. nach dem Landbestellbezirk
 - a) eine Briefsendung 80 Rpf., b) ein Paket 1,20 RM.
- Gebühr f. dringend. Pakete (außer Eilgebühr) 1,— RM.

Fernsprechgebühren:

- Ortsgesprächsgebühr bei Hauptanschlüssen und öffentlichen Sprechstellen 10 Rpf.
Vororts- und Bezirksgesprächsgebühr 30 Rpf.
Ferngesprächsgebühr für ein gewöhnliches Gespräch von 3 Minuten Dauer bis 5 km Ortsgesprächsgebühr:
a) in der Zeit von 8 bis 19 Uhr 15 km 30 Rpf., bis 25 km 40 Rpf., bis 50 km 60 Rpf., bis 75 km 90 Rpf., bis 100 km 120 Rpf.
b) in der Zeit von 19 bis 8 über 5 km $\frac{2}{3}$ der obenstehenden Gebühren.
c) Gesprächszeit über 3 Minuten wird nach Minuten berechnet.
d) für ein dringendes Gespräch nach dem Inlande das doppelte, nach dem Auslande das dreifache.
e) für ein Blitzgespräch das Zehnfache der Gebühr für ein gewöhnliches Gespräch.

Telegramme.

Die wichtigsten Grundbeträge sind im Telegrammverkehr: Ferntelegramm Wortgebühr 15 Rpf., Ortstelegramme 8 Rpf. Für ein Telegramm werden mindestens 10 Wörter berechnet. Dringende Telegramme im Inlandsverkehr die doppelte, im Auslandsverkehr die dreifache Gebühr. Zustellung bei ungenügender Anschrift 30 Rpf. Einzelgebühr für Sonderzustellung 30 Rpf.

Postgebühren (Auslandsverkehr).

Briefe bis 20 g 25 Rpf., jede weiteren 20 g 15 Rpf. Briefe nach Danzig, Memelgebiet, Oesterreich, Luxemburg und Litauen unterliegen den Inlandssätzen. Nach Tschechoslowakei und Ungarn bis 20 g 20 Rpf., jede weiteren 20 g nach Tschechoslowakei 15 Rpf., nach Ungarn 10 Rpf. — Postkarten 15 Rpf., Antwortkarte 30 Rpf. Nach Ungarn und Tschechoslowakei 10 Rpf. Antwortkarte 20 Rpf. — Drucksachen für je 50 g 5 Rpf. — Geschäftspapiere für je 50 g 5 Rpf., mindestens 25 Rpf. — Warenproben für je 50 g 5 Rpf., mindestens 10 Rpf. — Für Drucksachen und Warenproben nach Ungarn innerdeutsche Gebühren.

Wellenverteilungsplan

für die deutschen Rundfunksender.

Wellenlänge	Sendestelle	Kw.
217	Königsberg (Pr.)	0,5
232,2	Kiel	0,25
238,9	Nürnberg	2
244,1	Basel	0,5
245,9	Bern	0,5
253,1	Gleiwitz	5
259,3	Frankfurt (Main)	25
269,8	Bremen	0,25
276,5	Heilsberg	60
283,6	Innsbruck	0,5
283,6	Stettin	0,5
318,8	Dresden	0,25
325	Breslau	60
352,1	Graz	7
360,6	Stuttgart (Mühlacker)	60
372,2	Hamburg	60
389,6	Leipzig	120
410	Berlin I	60
453,2	Danzig	0,5
453,2	Klagenfurt	0,5
459,4	Bero-Münster	60
472,4	Langenberg	60
517,2	Wien	15
532,9	München	60
566	Hannover	0,25
569,3	Freiburg i. Br.	0,25
1634,9	Königswusterhausen	60

263,8	Mährisch-Ostrau	11,2
334	Posen	1,35
341,7	Brünn	32
408,7	Kattowitz	12
488,6	Prag	120
550,5	Budapest	18,5
1411,8	Warschau	120

Kennzeichen für Kraftfahrzeuge

RW = Reichswehr

RP = Reichspost

Preußen:

I A für den Landesbezirk Berlin
I C " die Provinz Ostpreußen
I D " " " Westpreußen
I E " " " Brandenburg
I H " " " Pommern
I K " " " Schlesien
I L " " " Sigmaringen
I M " die Provinz Sachsen
I P " " " Schlesw.-Holstein
I S " " " Hannover
I T " " " Hessen-Nassau
I X " " " Westfalen
I Z " " Rheinprovinz

Bayern:

II A für den Stadtbezirk München
II B " das übrige Oberbayern
II C " Niederbayern
II D " die Pfalz
II E " die Oberpfalz und Regensburg
II H " Oberfranken
II N " den Stadtbezirk Nürnberg
II S " das übrige Mittelfranken
II U " Unterfranken und Aschaffenburg
II Z " Schwaben und Neuburg
II M " die Militärverwaltung
II P " Postverwaltung

Sachsen:

I für die Kreishauptmannschaft Bautzen
II Dresden IV Chemnitz
III Leipzig V Zwickau

Württemberg:

III A Stuttgart
III C, D, E für den übrigen Neckarkreis
III H, K, M für den Schwarzwaldkreis
III P, S, T für den Jagdkreis
III X, Y, Z für den Donaukreis

IV B Baden

Hessen:

V O für die Provinz Oberhessen
V R " " " Rheinhessen
V S " " " Starkenburg

M I Mecklenburg-Schwerin

M II " -Strehlitz

Oldenburg:

O I für den Landesteil Oldenburg
O II " " " Lüneburg
O III " " " Birkenfeld

B Braunschweig

T Thüringen

A Anhalt

W Waldeck

L Lippe

H L Lüneburg

H B Bremen

H H Hamburg

S L Schaumburg-Lippe

Saar Saargebiet

Gebühren in bürgerlichen Rechtsstreitigkeiten

I. Anwaltskosten:

1. Anwaltskosten:				
Streitwert	bis 20 RM.	einschließlich	2 RM.	
über	20	bis 60 RM.	einschl.	4 "
"	60	" 100	" "	6 "
"	100	" 150	" "	8 "
"	150	" 200	" "	10 "
"	200	" 500	" "	5 ⁰ / ₁₀ *)
"	500	" 1000	" "	4 ⁰ / ₁₀ u. 5 RM. *)
"	1000	" 3000	" "	3 ⁰ / ₁₀ " 15 " *)
"	3000	" 6000	" "	2 ⁰ / ₁₀ " 45 " *)
"	6000	" 10000	" "	1 ⁰ / ₁₀ " 105 " *)
"	10000	" 100000	" "	1 ¹ / ₂ 0 ⁰ / ₁₀ " 155 " **)
"	100000	" 1000000	" "	1 ³ / ₄ 0 ⁰ / ₁₀ " 405 " **)

Der Mindestbetrag einer Gebühr ist 1 RM.

Als Regelgebühren kommen zum Ansatz:

- ¹⁰/₁₀ als Prozeßgebühr für den Geschäftsbetrieb einschl. Information;
- ¹⁰/₁₀ als Verhandlungsgebühr, wenn streitig verhandelt oder die Entscheidung nach Lage der Akten beantragt wird;
- ¹⁰/₁₀ als Vergleichsgebühr für die Mitwirkung bei einem Vergleich zum Abschluß eines Rechtsstreites;
- ⁵/₁₀ als Beweisgebühr für die Vertretung in dem Termin zur Abnahme eines Eides, oder in einem Beweisaufnahmeverfahren;
- ⁵/₁₀ als Weiterverhandlungsgebühr, wenn nach einem vorausgegangenen (wenn auch nicht durchgeführten) Beweisaufnahmeverfahren eine weitere mündliche streitige Verhandlung erfolgt.
- Werden ¹⁰/₁₀ für die Anfertigung eines Zahlungsbefehls und ⁵/₁₀ für die Anfertigung des Vollstreckungsbefehls berechnet. — ⁵/₁₀ Gebühr für

Erwirkung eines Versäumnis- bzw. Anerkenntnisurteils.

II. Gerichtskosten:

Streitwert	bis 60 RM., einschließlich	2 "
über 60 " bis 100 RM. einschl.	3 "	
" 100 " " 1000 "	" "	3 ⁰ / ₁₀ *)
" 1000 " " 2000 "	" "	2 ⁰ / ₁₀ u. 10 RM. *)
" 2000 " " 10000 "	" "	1 ⁰ / ₁₀ u. 30 "
" 10000 " " unendlich	" "	1 ¹ / ₂ 0 ⁰ / ₁₀ u. 80 " **)
Der Mindestbetrag einer Gebühr ist 2 RM.		

Der Mindestbetrag einer Gebühr ist 2 RM.

Die volle Gebühr wird erhoben:

- für das Verfahren im allgemeinen (Prozeßgebühr),
 - für die Anordnung einer Beweisaufnahme (Beweisgebühr),
 - für Urteil nach streitiger Verhandlung (Urteilsgebühr),
- Im Falle Vergleichs fällt bereits entstandene Beweisgebühr fort.

Die Hälfte der Gebühr wird erhoben:

- für das gesamte Mahnverfahren (Zahlungsbefehl),
- für das Güteverfahren, jedoch Anrechnung auf das folgende Streitverfahren

für das Arrestverfahren.

Die Anwaltsgebühren erhöhen sich in der Berufungs- und Revisionsinstanz um drei Zehntel. Die Gerichtsgebühren erhöhen sich in der Berufungsinstanz um die Hälfte, in der Revisionsinstanz um das Doppelte. — Neben den Gebühren sind Porto und Fernspreckgebühren besonders zu vergüten. Für auf besonderen Wunsch gefertigte Schreibarbeiten werden 0.30 RM. pro Seite berechnet. Das Amtsgericht ist zuständig für Streitigkeiten mit Werten bis 1000 RM., für Streitigkeiten über 1000 RM. das Landgericht.

*) Des auf volle 100 RM. nach oben abgerundeten Streitwertes.

**) Bei den Werten über 20000 RM. werden die Kosten von dem auf volle 1000 RM. nach oben abgerundeten Streitwertes berechnet.

Chronologische Charakteristik des Jahres 1933 nebst Grundlagen der Festrechnung

Die goldene Zahl	= 15
Die Epakte	= III
Der Sonnenzirkel	= 10
Der Sonntagsbuchstabe	= A
Von Weihnachten (1932) bis Fastnachtssonntag (1933)	= 9 Wochen
Zwischen Pfingsten und Advent	= 26 Wochen
Sonntage nach Trinitatis	= 24

Die Jahre der christlichen Zeitrechnung werden von Christi Geburt an gerechnet. Das gegenwärtige 1933^{ste} Jahr ist ein Gemeinjahr von 365 Tagen oder 52 Wochen und 1 Tag und beginnt am Sonntag, dem 1. Januar.

Die griechische Kirche zählt ihre Jahre seit Erschaffung der Welt nach der byzantinischen Ära. Sie setzt die Epoche der Welterschöpfung auf den 1. September des Jahres 5509 vor Christi Geburt und beginnt ihr 7441^{stes} Jahr mit dem 14. September unseres 1932^{sten} Jahres.

Die Russen zählten ihre Jahre nach dieser Ära bis zu Peter dem Großen. Seit dem Anfange des achtzehnten Jahrhunderts bedienen sie sich unserer Jahreszahl; am 12. Juni 1923 ist auch in Rußland der Gregorianische Kalender eingeführt worden.

Die Juden zählen ihre Jahre seit Erschaffung der Welt. Sie beginnen ihr 5694^{stes} Jahr am 21. September 1933, ein Gemeinjahr von 354 Tagen.

Die Araber, Perser, Türken und die anderen Bekenner des mohammedanischen Glaubens zählen ihre Jahre seit Mohammeds Auswanderung von Mekka nach Medina, welche von ihnen Hidschred (Hedschra) genannt wird. Sie beginnen am 26. April 1933 ihr 1352^{stes} Jahr, ein Schaltjahr von 355 Tagen.

Der Kalender.

Von Emil Eichhorn.

In allen erdenklichen Formen, Größen und Ausstattungen tritt der Kalender auf. Man trägt ihn in der Westentasche oder hütet ihn als Familienbuch, als das einzige Buch, das man alljährlich kauft. Bald ist der Kalender Plakat, bald zierlicher Abreißblock. In Amtsstuben ist er nüchtern sachlich, mit großen Zahlen versehen; in Arbeitszimmern und Wohnstuben von Natur- und Kunstfreundigen sind seine Blätter mit Bildern geschmückt und reichhaltig belehrend. Aber immer bildet die Hauptsache die auf astronomischer Bearbeitung beruhende Einteilung der Zeit in Monate, Wochen und Tage, und die Festlegung bestimmter Ereignisse, wie Beginn der Jahreszeiten oder Ordnung der Feiertage. Alles andere ist unterhaltende, belehrende oder schmückende Zutat, um das Jahrbuch begehrenswerter zu machen.

Der älteste Kalender scheint von Johannes de Camundia und aus dem Jahre 1439 zu stammen. Er war ein auf zwei Holztafeln geschnittenes Werk. Das eigentliche Tafelwerk eines jeden erschöpfenden heutigen Kalenders schleppt noch viel Astrologisches mit, wie die Wochentagsnamen, die früher nach den „Tagesregenten“ benannt wurden. Auch der Jahresregent zählt hierher. Schließlich stehen die Bauernregeln auf derselben Wertstufe, wenn sie nicht abfällig launisch gefaßt worden sind, wie z. B. „Ist der Februar kalt und naß, fällt er dem Bauer das Regensäß“.*) Aber die „mutmaßliche Witterung“ spukt infolge der hartnäckigen Lesernwünsche immer noch. Meistens ist es der ehrwürdige „hundertjährige Kalender“, der auf den Abt Dr. Moritz Knauer zurückgehen soll, der ihn 1655 aus wirtschaftlichen Rücksichten auf sein Kloster versetzte. Aber es gibt auch modernere Formen, welche z. B. langjährige, aus Beobachtungen gewonnene Mittelwerte der Temperatur und des Luftdruckes bringen. — Wenn man später einmal in der Vorhererkenntnis der Witterung weitergekommen ist, wird sich der Hundertjährige durch Besseres ersetzen lassen.

Ohne Astronomie, Sternwarten und Rechenarbeit kein Kalender! Die unbestritten praktischste Grundlage aller Zeiteinteilung ist das Sonnenjahr. Früher war es oft das Mondjahr. Bei der völligen Abhängigkeit alles Lebendigen von der Sonne als Licht- und Wärmequelle ist dies selbstverständlich.

Obwohl die exakteste Wissenschaft den Kalender schafft, hatten ihm doch noch einige Unvollkommenheiten an.

Der alte Kalender vor Iulius Cäsar mußte feste Form bekommen und erhielt sie

im Jahre 46 v. Chr. durch Annahme der Jahreslänge von $365\frac{1}{4}$ Tagen. Das war aber um den 131. Teil eines Tages zuviel. Nach 131 Jahren war man also gegenüber dem scheinbaren Lauf der Sonne vor den ferneren Fixsternen bereits um einen Tag zurück. Bei der Einführung des Gregorianischen Kalenders im Jahre 1582 mußten deshalb gleich 10 Tage übersprungen werden. Aber auch das gregorianische Jahr mit 365,2425 Tagen (d. i. 365 Tagen, 5 Stunden, 49 Minuten und 12 Sekunden) ist nach gegenwärtiger Kenntnis noch etwas zu groß (um 12,096 Sekunden). Dieser kleine Fehler macht aber erst nach 7143 Jahren einen Tag aus. (Es ist einfach die Sekundenzahl eines Tages von 86 400 durch 12,096 zu teilen). Man kann also die gegenwärtige Schaltform noch lange beibehalten. Unterdessen wird man die Jahreslänge, Zahl und Bruchteile der Erdumdrehungen zwischen der Erreichung von zwei Frühjahrspunkten sicher noch genauer ermitteln.

Ein anderer Punkt dagegen ist empfindlicher und wird noch zu einer schmerzhaften Wunde werden: die übliche Osterfestlegung. Sie ist durch ihre Anlehnung an Frühlingsspunkt, Vollmond und Wochenablauf zu einem Schwanken innerhalb von 35 Tagen verurteilt. Aus wirtschaftlichen Gründen und aus Rücksicht auf den wohlgeordneten Gang der schulischen Ausbildung vieler Millionen junger Menschenkinder wäre wenigstens wünschenswert, Ostern auf den ersten oder zweiten Sonntag im April festzulegen, wodurch das Schwanken auf sieben Tage vermindert würde.

Andere Neuerungen, wie eine grundsätzlich gleichmachende Einteilung der Monatslängen, erscheinen uns noch als zu gewaltsam. Darnach soll der erste Monat jedes Vierteljahres mit einem Sonntag beginnen und 31 Tage, der zweite und dritte 30 Tage haben. Dann wäre jedes Vierteljahr 91 Tage lang. Der 365. Tag soll als Silvestertag zwischen Sonnabend, den 30. Dezember, und Sonntag, den 1. Januar, ohne Wochentagscharakter, eingeschaltet werden. Der Schalttag aller vier Jahre käme in gleicher Art als Festtag zwischen Sonnabend, den 30. Juni, und Sonntag, den 1. Juli, als Mittsommerstag. Dann wäre ein Jahr wie das andere. Ostern stiele stets auf den 1. oder 8. April, Pfingsten auf den 18. oder 25. Mai, Weihnachten stets auf Sonntag. Alle Heiligtage, Namensstage und Geburtstage träfen immer auf denselben Wochentag. Ob solche üde Gleichförmigkeit zu wünschen ist?

*) S. a. d. „Untrüglichen Wetterregeln“ im Kalendarium des vorliegenden Jahrganges.





Schloß Damrau bei Oppeln.

Das Schloß

Von G. Sydell.

Ein feuchtwarmer Frühlingshauch streicht durch das Thal, wie eine liebe Mutterhand über die Wangen ihres Lieblings streicht. In seinem breiten sauberen Bette geht der Fluß wie in tiefdunkle glänzende Seide gehüllt, die bei jedem Schritte fein knistert und rauscht. Fahles Vollmondlicht liegt über den phantastischen hohen Felsen, den kauernden Büschen, den dicken Köpfen der Bäume auf der Höhe, den düster schweigenden Wäldern am Hange und über dem Schlosse. Sein dunkles niederes quadratisches Mассив liegt schwer am Wege, der den Fluß begleitet und kein Lichtstrahl dringt aus den verschlossenen Fenstern. So liegt es still da, schwermütig und düster, wie einer, der voll Erinnerungen schweigend liegt und sinnt.

Und seine Gärten träumen. Sie steigen terrassenförmig rechts und links am Hange hinauf, und ihre Brunnen rauschen unaufhörlich in die dunkle stille Frühlingsnacht. Man kann sie nicht sehen und ihr wunderbares Wasserpiel. Nur ihr zauberisches Rauschen klingt in den schweigenden Gärten und um das stille Schloß. Irgendwo am Hange schlägt eine Nachtigall, bebend, zart, schwermütig, voll Liebeslust und -leid in den Duft von Flieder, Jasmin und frühen Rosen. Und im Grunde geht der Fluß seinen gleichmäßigen leichten Schritt, knisternd und rauschend wie in einem Kleid von dunkler Seide.

Ich sitze auf einem Stein am Ufer still und lauschend in allem Duft und Klang der Frühlingsnacht, die mich zauberisch umfassen hält und träume in dem Rauschen der spielenden Wasser.

Ein zierliches Mädchen schreitet die Terrasse hinab von der Höhe, wo das liebliche Gartenhäuschen steht, in hellseidenem Reifrock, Stöckelschuhen und hoher Frisur, eine Gestalt wie aus einem alten Schäferbilde, wie ein zierliches Meißner Figürchen. Zierlich und graziös kommt sie den sauberen Weg herunter, durch die kurzgeschorenen Rasenflächen mit Blumenrabatten umsäumt, und die lauschigen bogig verknüpten Laubengänge, wie sie die Laune eines großen

Gartenkünstlers geschaffen hat. Zierlich und graziös hält die feine Hand das Schäferstöckchen mit der großen rosenroten Schleife. Und neben ihr geht ein junger Kavaliere. Weiße Seide umhüllt seine schlanken Glieder, und ein feiner Galanteriedegen wiegt sich leicht an seiner Hüfte. Von der linken Schulter herab aber zieht sich wie ein Blutstreifen ein schmales rotes Seidenband.

Wie zwei Feenkinder schreiten die zwei, wie zwei menschgewordene lichte Sonnenstrahlen. Und wenn er sich zu ihr niederbeugt und spricht, errödet sie leicht unter dem feinen Puderhauch auf ihren zarten Wangen mit den kleinen Schönheitssplätterchen, und ihre Blicke tauchen ineinander und stimmern wie strahlende Sterne.

Unten aber an der Balustrade, die den Garten von der Straße trennt, steht eine Bank. Von dort geht der Blick über den breiten Fluß zu den steilen Felsengebilden nach den andern Ufern.

Dorthin sehen sie sich. Die Brunnen rieseln leise, und der Flieder duftet süß und be rauschend.

Da faßt er sanft ihre Hand, und sie lehnt das Köpfchen an seine Brust wie ein zartes Vöglein.

Und vom Hange irgendwo schlägt eine Nachtigall, lockend, bebend, sehnsuchtsvoll. —

Da, ein Ruf! Ich schaue auf. Still liegen Schloß und Gärten, und der Fluß geht seinen leichten, gleichmäßigen Schritt.

Und da wieder ein Ruf, dunkel, gedämpft, vom Wasser her! Ein dunkles Etwas liegt dort, ein Kahn, der, tief beladen, nach langer Tagfahrt in der Ducht zwischen dem steilauftragenden Felsen zur Ruhe geht. Ein Anker fällt rauschend zu Grunde, und sanft spielen die Wellen um Kette und Bug.

Dann wieder Stille. Und weiter träumen Schloß und Gärten im fahlen Mondlicht der dufterfüllten Frühlingsnacht. Nur die Brunnen rieseln leise, und die Nachtigall schlägt irgendwo ihr ewiges süßes, sehnsuchtsvolles Lied.

Ost hab' ich bedacht,
Was mich weiter gebracht:

Treud' oder Leide?
Schweig' stille, Herz! — Beide!

L. J.

Unter der Bichelhaube

Plaudereien aus einer alten Garnison von Anna Bernard.

Als die gute, alte Stadt Reiffe noch mit Stadtmauer, engen Toren und einem Gürtel von Wällen umgeben war, so daß sie sich nach keiner Seite hin ausdehnen konnte, war sie vorwiegend eine Soldatenstadt, und auch die Bürgerschaft mit Handel und Wandel war darauf eingestellt. Von allen Seiten hörte man am frühen Morgen das Becken in den Kasernen, die Kinder kannten alle Signale, und wenn auch am Morgen ganze Truppenteile ausmarschierten, wimmelte es den Tag über doch noch von buntem Tuch durch die Bürgerschaft, immer schallte von irgend woher Marschmusik, und allabendlich bliesen die Hornisten um neun Uhr ihre Schäflein zusammen. Und die Bürgerschaft nahm teil an den Leiden und Freuden der Soldaten, kannte alle hochgestellte Persönlichkeiten, und deren Lebensführung erweckte weitgehendes Interesse.

I.

In dem alten Residenzgebäude der Bischöfe, dem nachmaligen Gerichtsgebäude, wohnten, der weiteren Räume wegen, hohe Offiziere, unter anderen ein General namens „Freud“. Sei es nun, daß der General für eine hohe militärische Laufbahn nicht geboren war, sei es, daß zwei Seelen in ihm wohnten, jedenfalls lebte er nach kurzer, sehr glücklicher Ehe, nach dem Tode seiner Frau sehr einsam und zurückgezogen. Ein Diener und eine Köchin, die sich verheirateten, betreuten ihn, und das Töchterchen dieses Ehepaares nahm sich der General zu eigen an. Er war ein Gemütsmensch.

Dieser hohe Offizier hatte in stillen Stunden zur Stickerei gegriffen, vielleicht waren es angefangene Arbeiten seiner verstorbenen Frau, jedenfalls hatte er Gefallen an dieser Arbeit gefunden, die eine Art Nadelmalerei darstellte. Nachdem er es nach und nach zu einer künstlerischen Fertigkeit im Sticken gebracht hatte, stickte er einen großen, farbenprächtigen Teppich, vielleicht mit dem Wissen, daß zur Zeit seiner Ahnen auch Männer an schönen Gobelins gestickt haben. Noch während der Arbeit kam er auf den Gedanken, das schöne Werk seiner Hände seinem hochverehrten König zu schenken. Er verpackte es mit einem Handschreiben, in dem er bat, Seine Majestät möchten es huldvoll, als Zeichen seiner Verehrung entgegennehmen, und sandte es nach Berlin. Lange und lange hat der General auf den Dank des Königs gewartet, bis dieser endlich kam, in Form des sogenannten „blauen Briefes“ mit der Bemerkung: „Strickende Schäfer“ mögen

noch angehen, aber „stickende Generäle“ könne Seine Majestät nicht gebrauchen. Aus dem Nachlaß seiner Pfliegerochter, die ein Haus gegenüber dem Residenzgebäude besaß, blieben eine Anzahl innig seiner Stickereien des Generals erhalten. Es waren feine, bunte Bildchen auf weißer Seide. Ein Füllhorn mit Blumen, ein Krüßchen mit Rosen, kleine Waldtempel, ein Grabmal mit Trauerweide, eine gebrochene Säule mit Laub bekränzt und verschiedene Symbole, wie man sie in der Biedermeierzeit liebte. Alles war von künstlerischer Feinheit. Die Erinnerung an den General Freud hat sich lange in der Bürgerschaft erhalten. Seine Pfliegerochter war seine Erbin und lebte noch in den siebziger Jahren vorigen Jahrhunderts.

II.

Es war gegen Ende des achtzehnten Jahrhunderts, als ein abenteuerliches Treiben die Gemüter der Garnison in Aufregung versetzte. Die Wachtposten auf „Bastion 9“ wurden zur Nachtzeit durch einen großen Bären geängstigt. Derselbe kroch am Wall herauf, erhob sich und kam unter schrecklichem Brummen in die Nähe des Postens, trollte sich wieder am Wall herunter, um in der nächtlichen Dunkelheit zu verschwinden. Dieses geschah zumeist um Mitternacht. Schreckensbleich meldeten die Posten diese Wahrnehmung ihren Vorgesetzten. Offiziere überzeugten sich von höher gelegenen Festungswällen in mondhellen Nächten von der Erscheinung. Man hielt es für den Unfug eines Menschen, und die Mannschaften wurden eindringlich belehrt, daß der Soldat auf Wachtposten sich weder vor Tod noch Teufel fürchten dürfe. Ganze Kasernen wurden durchsucht um ein Bärenfell, die Feiglinge, die da flüchteten, wurden strenge bestraft, den Tapferen Belohnungen in Geld und Beförderung in Aussicht gestellt. Die Aufregung wurde aber krankhaft, als ein Posten, es war ein großer, starker, unerschrockener Pole, bei der Ablösung steif und starr aufgefunden, nach neun Tagen im Lazarett starb. Die Soldaten sahen dieses Wachtkommando wie ihr Todesurteil an. Es nützte auch nichts, wenn der Kommandant die Mitternachtswache verdoppeln ließ, da nach der Erscheinung, die sich durchaus nicht allnächtlich sehen ließ, zwei Posten zu bestrafen waren. Der Kommandant, der auf jeden Fall dieses Treiben aufklären wollte, legte sich zuweilen selbst mit dem Plazmajor und zwei anderen Offizieren auf die Lauer, dann aber blieb der Bär aus.

um in den nächsten Nächten wieder sein Unwesen zu treiben. Manchmal aber blieb dieser auch wochenlang aus, einmal sogar ein Vierteljahr, so daß er beinahe in Vergessenheit geraten war.

Da trat eines Tages ein Soldat, ein Schweizer, die Wache an, der von den Erscheinungen gar nichts wußte. Schon vor Mitternacht sah er den braunen Bären mit Gebrumm auf sich zukommen. Dem Schweizer war eine solche Begegnung aus seiner Heimat her nichts Unmögliches, aber er hielt den Bären für einen gezähmten, der einem Zwinger oder Bärenführer entlaufen war. Es entspann sich ein heftiger Kampf, in dem der Posten zwei Knöpfe seines Waffenrocks verlor und der Bär brummend den Rückzug antrat. Als der Schweizer dann durch seine Kameraden von den vielen früheren Erscheinungen erfuhr, nahm er sich vor, bei seinem nächsten Wachtdienst von der Waffe Gebrauch zu machen, ja, er erbot sich, für einen weniger furchtlosen Kameraden die Wache zu übernehmen. Zu seinem größten Erstaunen verweigerte der Major ihm hierzu die Erlaubnis. Er gab aber sein tapferes Vorhaben nicht auf, er beschloß, sich an den Kommandanten zu wenden, doch auch hier wurde seine Bitte abgeschlagen, weil die Dienstordnung beibehalten werden müsse. Der Soldat, für den er die gefährliche Wache übernehmen wollte, mußte den Posten antreten. Als er aber um zwölf Uhr abgelöst werden sollte, fand man ihn leblos am Schilderhaus liegen. Sein Nachfolger erschoss sich, kurz ehe er auf Wache zog, denn alle Soldaten hielten den Bären für ein Gespenst. Darauf entschloß sich der Kommandant, selbst auf Wache zu ziehen, während verschiedene Stabsoffiziere sich ihm anschlossen. Der Bär erschien nicht, wohl aber in den darauf folgenden Nächten. Nun war aber doch wohl die Stunde des Bären nahe, der sich immer mehr in seiner Rolle zu gefallen schien, und dem Schweizer war es vorbehalten, diesem Unfug ein Ende zu bereiten.

Der Major wohnte im Kommandanturgebäude, das neben dem vorgenannten Gerichtsgebäude gelegen ist und jetzt das städtische Museum enthält.

Durch dienstliche Gänge in dieses Haus hatte der Schweizer die Bekanntschaft der Majorsköchin gemacht, und diese erzählte ihm ganz zufällig, daß der Herr Major so häufig abends um 11 Uhr mit einem großen Paket außer Haus ginge und dabei vorsichtig wäre, nicht gesehen zu werden. Da stieg ein Verdacht in ihm auf, und er konnte es kaum erwarten, den gefährlichen Posten zu beziehen. Da kam am Tage des Wachtdienstes plötzlich der Befehl des Majors, wonach er einen anderen Posten zu beziehen hatte. Im Ein-

verständnis mit dem Kameraden, der auf Bastion 9 kommandiert war, aber ohne Wissen seiner Vorgesetzten, bezog er den Posten mit festem Entschluß. Mit lautem Brummen nahte der Bär dem Posten. Der Schweizer machte sich schußfertig und rief sein vorchriftsmäßiges „Halt, wer da!“ Weber dieser noch der nächste Anruf hatten Erfolg. Beim dritten Anruf stürzte der Bär mit großem Gebrumm auf den Posten. Da krachte der Schuß und der Bär stürzte mit dumpfem Schmerzensschrei den Wall hinunter. Die alarmierten Wachmannschaften aber fanden am Fuße der Bastion das Schreckgespenst und wickelten aus dem Bärenfell den toten Major.

Als dem König der Vorfall gemeldet wurde, entschied er, daß der Schweizer wegen Ungehorsam aus dem preussischen Heere ausgestoßen und entlassen wurde. Als Belohnung für seine Heldentat aber erhielt er, da die Witwe des Majors begütert war, ein Jahr lang das Gehalt des Majors, um sich in Ruhe nach einem anderen Beruf umzusehen.

III.

Es wären gar manche Garnisongeschichten mit tragischem Ausgang zu berichten, aber es gab ungleich mehr Heiteres, an dem die Bürgerschaft teilnahm. Da waren Militärbeamte, die in der Garnison alt und grau wurden, mit der Bürgerschaft verwandt und verschwägert, sich zu Originalen ausbildeten. Ballmeister, Lazarettverwalter, Arrestwärter und Kassinowirte waren allgemein bekannt und genossen das Wohlwollen der Bürgerschaft. Der „Kamerad-Polnisches“ war dabei ein Kapitel für sich, und Redensarten wie: „Mein bestes Kamerad, was sich hat sich“, waren allgemein. Da war im alten Bischofshof ein Gewehrverwalter, von dem es hieß, er wäre bald zwanzig Jahre Soldat gewesen, ehe er die „Knöpfe“ erhielt. Er war ein äußerst gewissenhafter und tüchtiger Soldat, aber die deutsche Sprache war das Hindernis seines Aufstiegs. Er hieß Huczynk, und als es einmal wieder nach den Manövern zum Avancieren kam, soll er einen Stohseufzer zum Himmel getan haben: „Lieber Gott, gibst du nicht diesmal dem Huczynk die Treppen, geht er in Reisse, wo Wasser am tiefsten.“

Das wollte Gott doch nicht haben, und Huczynk bekam das gewünschte Zeichen seiner Würde. Als er dann Sergeant war, konnte man seine laute Stimme über den großen Hof schallen hören: „Is sich deutsches Mann da?“ „Jawohl, Herr Sergeant!“ „Kommt du her! Weißt du wo wohnt er?“ „Jawohl, Herr Sergeant!“ „Gehst du zu meine Frau und sagst du, eine schönes Gruß von die Herrn Sergant Huczynk und läßt bitten um seine

Frühstück, aber vill und dick. Wie wirst du sagen?" Folgt Wiederholung. „Kannst du gehn!" Darauf schrie er nochmals über den Hof: „Is sich noch deutsches Mann hier?" „Jawohl, Herr Sergeant!" „Kommst du her! Nimmst du Krug und gehst du in Brauhaus, aber nich oben, wo du gehst mit deine Mädels tanzen, gehst du unten und sagst du: eine schönes Gruß von Herrn Sergeant Huczuck und läßt bitten um seine Bier zum Frühstück, aber vill und dick! Wie wirst du sagen?" Der Soldat: „Einen schönen Gruß von Sergeant Huczuck, und . . ."

„Was? willst du deutsches Mann sein und weißt du nicht, daß man sagt „Herr“ Sergeant . . . Rindvieh!"

Dieses Zwiegespräch konnte man auf der Gasse hören, wie es die Schuljungen mit vertheilten Rollen sagten.

IV.

Die Schuljungen einer Garnisonstadt sind immer schon halbe Soldaten gewesen, kannten jeden Truppenteil, jedes Signal, jedes Kommando, liefen in Scharen vor der Musik, hingen an den Turngeräten, waren in den Kasernenhöfen wie zuhause, und wenn sie einem Soldaten einen kleinen Dienst erweisen konnten, so hielten sie das für ihre Pflicht. In den großen Ferien aber, wenn die Soldaten im Manöver waren, fühlten sie sich als die Herren der verlassenen Garnison. So ein Ferientag mußte gründlich ausgenutzt werden. Bei jedem Häuflein war einer immer der Anführer und seine Günstlinge bildeten den Stab. Abends wurde die Parole ausgegeben, und am Morgen versammelte sich die ganze Korporalschaft. Auf Zwiebelröhren wurde geblasen. In einer Seitenstraße wohnte der Schuhmacher „Mchtsnit", einige Häuser weiter der Drechsler „Knittel", daneben der Kupferschmied „Mohaupt", dahinter ein Organist „Ruda", geradeüber ein Weber „Dastig" und am Ende der Straße ein Droschkenfutscher „Geier". Alle diese ehrbaren Bürger stellten je einen Sohn zu der Schuljungenkompanie. Da hörte man denn jeden Morgen nach einem schrillen Pfiff mit Feldwebelstimme das Sprüchlein in die Gasse schallen: „Mchtsnit", wenn du nicht gleich kommst, kriegst du eins mit dem „Knittel" aufs „Mohaupt", du „Ruda", „Dastig" der „Geier" holt!"

Da waren denn halb alle vereinigt zu löblichem Tun. An den Pulverschuppen, tief versteckt in den Festungswerken, standen ungeheure Wasservottiche. Die Maiblumenstanden waren hier noch nicht gemäht und hatten dicke Abhrlein. Meterlang wurden sie ineinander gesteckt und hunderte ringsum in

die Vottiche gehängt und angeflogen. In einer Stunde waren die Vottiche leer. Nun aber hieß es weiterziehen, denn schon kam ein Posten.

An einem Wall besaßen sie eine Indianerhöhle. Da hatten sich Mädchen festgesetzt und bereiteten einen Festschmaus. Die mußten ausgeräuchert werden. Ein paar lebende Frösche, ein toter Maulwurf und ein alter Knochen als Stinkbombe wurden in die Höhle befördert. Ein Schrei aus sechs Mädchenfehlen und eine wilde Flucht unter Zurücklassung von einem Liter Kirschchen, anderm Proviant und zwei Puppen, die ihnen nachgeworfen wurden. Der Schmaus war bald verzehrt, die Eroberer zündeten sich eine Friedenspfeife an und saßen auf neue Laten.

Es war eigentlich eine öde, langweilige Zeit. Wie ganz anders ging es im Vorjahre zu, wo man den Tag an den Passifadenäunen der gefangenen Franzosen zubrachte, die für die Befriedigung ihrer Wünsche auch den letzten Knopf ihrer Uniform abschnitten. Allerdings, man konnte auch zu einer „Welschen" kommen, ehe man es sich versah. Das war eine Ohrfeige. Kamen da eines Tages eine Anzahl gefangener Offiziere, die frei herumgehen durften, und ein Trupp Jungen ruft ihnen über die Straße, wie üblich, zu: „Paris kaput, Paris kaput!" Da springt plötzlich einer vom Bürgersteig und haut dem Jungen eine „Welsche", die der sich gemerkt hat.

Nun sind die Franzosen fort, und man muß für andere Unterhaltung sorgen. Es ist heiß, und man wird baden gehen. Einer von den Wallmeisterjungen weiß auf einer Bodenkammer eine alte Uniform. Damit wäre noch ein Spaß zu machen. Die legen sie an das Ufer der Reiffe, an die Schleuse, wo das Wasser tief ist. Ein Zettel wird geschrieben und in eine Tasche des alten Rockes gesteckt: „Liebe Eltern, lebt wohl, ich habe das Soldatenleben satt und bin in die Reiffe gegangen."

So naht der erste Ferientag seinem Ende. Man ist müde und schläft den Schlaf eines Dreizehnjährigen, während die Pioniere auf Pontons die Reiffe absuchen nach dem Lebensmüden. Der Mond steht aus wie ein lachender Refrut, als er aufsteigt. Noch viele Ferientage folgen, ehe die Soldaten wieder in die verlassene Garnison einziehen. Der Friedeberger Marsch erkönt, Fenster öffnen sich mit freundlichen Mädchengesichtern, die Geschäftsleute treten vor ihre Ladentüren, und die Schuljungen laufen in großen Trupps vor der Musik her. Einmal werden auch sie in Reih' und Glied marschieren.

Die Zwillinge

Eine Lausbuben Geschichte von Frik Lischka.

Die alte Gentscheln lag seit einem halben Jahre auf dem einsamen Dorffriedhofe, abseits, wie sie im Leben gestanden.

Sie hatte, als sie noch lebte, mit ihrem Manne eine kleine Stelle bebaut, hatte gewerkt und gedarbt, am Ende des Dorfes eine klapperige, haufällige Hütte ihr eigen genannt, den wilden Franz, ihren Jungen, großgezogen und ihren Mann begraben. Als sie dem Sohne die armselige Wirtschaft übergab, zog sie in die dumpfe Oberstube in kärglichen Auszug und wagte sich selten ins Dorf. Dort oben in der elenden Stube mit den zwei kleinen wackligen Fenstern hauchte sie Jahr um Jahr und betreute die beiden Jungen ihres Sohnes, die Zwillinge, ersparte dem Franz und seiner mürrischen, wie ein Arbeitspferd schuftenden Frau eine Kindermagd und schenkte den lebensstrogenden Kerlchen den einzigen Reichtum, den sie besaß: Sie führte den Willi und den Otto ins Geheimnis des Märchenlandes.

Dadurch hatte sie die Liebe der beiden an sich gerissen, und ihre letzte Lebensspanne süßte sie aus mit der Leere der ganzen früheren Zeit. Die stürmische Anhänglichkeit und tolle Zuneigung der beiden durchsonnte ihre graue Dachstube und ihre alte Seele.

Und so wild die Kraftsprühenden Kerle im Dorfe gehaust, Unfug getrieben und der Schrecken der Jungen und Alten im Orte gewesen waren, hier oben bei ihr war die Unbändigkeit ihrer heißen Herzen verrauscht. Hier saßen sie stumm und still, und mit brennenden, großen Augen schauten sie auf die Alte, wenn sie erzählte. Hier oben lebten Ritter und Prinzen und verwunschene Röntgstöchter, und die Großmutter war wahrhaftig selber die Frau Holle, die spindel-drehende Alte im Dornröschen und die Pfefferkuchenhexe.

Die Dorfhexe war sie auch für die kleinen und großen Kinder, ließ sie sich ja einmal auf der Dorfstraße blicken, klapperte sie ja einmal mit ihrem verkrüppelten Stocke krumm und verkrampt auf kurzem Wege zum Krämer oder zur Kirche.

Wehe den Jungen und Mädeln, die der Alten „Hexe“ zuriefen und von den Zwillingen erwicht wurden! Da flogen die Haare, und die Kleider mußten am Abend von empörten Müttern geflickt werden. Und brachten die beiden nach ungleichem Kampfe Beulen und Schrammen heim, in der Oberstube wurden sie geheilt und verbunden, und auf zerfetzte Hosen und Hemden pflasterte die Großmutter ihren Rittlern passende und un-

passende Placken, streichelte erhitze Backen und erzählte Geschichten.

So wechselte Kampf mit Stille, heißblütige Tollheit und Unrast mit Liebe und Hingebung.

Seit einem halben Jahre war alles anders geworden. Weitab vom Dorfe, in der Ecke des alten Kirchhofs, abseits von den prunkenden Hügeln der Wohlhabenden, lag unter ihrem verwahrlosten Erbhäusen die alte Gentschelmutter, und den Zwillingen fehlte die Seele ihrer Jugend.

Vater und Mutter waren Frontiere der Arbeit; ihre eigene Jugend war verschüttet. Sie wußten mit den Jungen nichts anzufangen. Sie gaben ihnen die ärmliche gesunde Kost, die rote Backen auf die Zwillingsgesichter malte; sie verabreichten ihnen allabendlich eine feststehende Tracht Prügel als ehrlichen Lohn für ausgefressene Missetaten. Die Jungen nahmen ohne Nachsicht und Nachträglichkeit die Hiebe als etwas Unabwendbares, Verdientes und Notwendiges hin, schüttelten den Schmerz mit den Schlägen ab wie der Hund die Flöhe, krochen in ihr gemeinsames Bett in der Großmutterdachstube, fanneten über neuen windigen Streichen und kamen vor dem Einschlafen immer wieder auf die eine zurück, die ihnen alles gewesen und sich in ihren Köpfen mächtig zu einer Heiligen aufredte.

Freunde hatten die Zwillinge nicht, nur Feinde.

Die Unzertrennlichen blieben einsam, halgten und vertrugen sich, und vom Nachmittag bis zum Abend gehörte der Tag ihnen. — — —

Sie lagen auf der weiten Wiese am Waldrande, stopften den Bauch voll Birnen und riechen sich die Glieder, die ihnen der geizige Scholzpauer dafür weichgeklopft hatte. Ihre Laune war trotzdem vortrefflich. Sie formten aus den goldroten Abendwolken Helden ihrer Märchenwelt. Als die Baumschatten über die Wiese krochen, stapften beide zur Friedhofsmauer, schlangen sich auf und fielen gleichzeitig jenseits ins Gras, lachten und sprangen wie Böcke über die Gräber, dem Hügel der Großmutter zu. Die kleinen Fäuste bohrten in den Hosentaschen, und die rote Glut der Abendsonne flammte auf den struppigen Schädeln.

„Keene Blumen hat sel!“ grollte Otto. „Nix eenen Strunk.“

„Und der reiche Winkler erstickt bald drunter, so viele hat a,“ murrte Willi.

„Und see Kreuze hat sel!“

„Alle han se eens — bloß de Grufmutter nich. 's is ane Offenshandel!“

„Und ibermurgen hat se a Geburtsttag.“

„Kumm ock heem, Otto“, knurrte Willi.

„Wir mer'n ja sähn. Se hat 'n ja erscht ibermurgen.“

Im Galopp ging's über die Grabhügel zurück, über die Mauer hinüber, und langsam trotteten sie dem Dorfe zu. —

Der Birnendiebstahl hatte schon den Weg ins Hentschelhaus gefunden und bereitet ihnen warmen Empfang. Ohne Abendbrot standen sie bald im Vollmondlichte der Oberstube, rieben sich die Hinterteile und lächelten sich an. Aus Mangel an Zeit hatten die Eltern dort oben alles gelassen, wie es zu Lebzeiten der Alten war. Am Fenster stand der alte, zerrissene Lehnstuhl, davor wackelte der wurmfischige Tisch und knarrte die schiefe Fußbank. Auf dem Fensterbrett blinkte im weißen Scheine die große Stahlbrille, und auf dem Tische träumte die zergriffene Bibel. Alles wie sonst. Die Großmutter brauchte nur zur Tür hereinzuschlüpfen, sich ächzend in den Stuhl fallen zu lassen — und es wäre wie früher gewesen.

„Wir brauchen ja noch kee Essen — wir sein ja noch satt!“ grinste Willi.

Sie warfen Jacken und Hosen ab und frachten mit wildem Sprung ins Bett, in dem die alte Hentscheln gelegen. Der dürre Strohsack raschelte und weckte Großmuttererinnerungen. Otto bozte dem Bruder scharf die Faust in die Seite und schrie fast: „Und se hat eben doch kee Kreuze.“

Willi lag still und stierte zur Decke. Dann drehte er sich dem Bruder zu.

„Du, Otto, wir geh'n aus'm Bette. Du setzt dich in a Stuhl und erzählst eene Geschichte. Und ich mach' Komödie dazu. Gelt?“

„Das wull'n wir, Willi.“

Und beide sprangen aus dem Bett.

„Was wull'n wir denn aufführen?“ fragte Willi.

Otto legte die Stirn in große Falten: „Wir spielen die Sterntaler — aber andersch.“

Er holte aus dem quarrenden Schrank die alten Sachen der Großmutter, zog die zerklüftene Röcke an, legte das große geblumte Kopftuch über, küßte die Stahlbrille auf die freche Knopfnase, faltete die Hände, senkte den Kopf und begann mit quäkender Stimme die Hentscheln nachzuahmen, während der Bruder im Hemd in der Mitte der niedrigen Stube wie in einem dämmernden Lichtermeere schritt.

„Es war amal a kleiner Junge“, näselte Otto, „dem war seine ale, gute Grufmutter gestorben. Und nu war a aleene. Der Vater und de Mutter kimmerten sich nich um'n. Se warn noch arm. Der Junge machte alle meeglichen Tummheeten. A stahl a Pauern Birn

und schmiß de Kinder mit Steenen und plätkte se an. Weil se nicht mit'm spiel'n wullten. Zer Grufmutter sagten se immer ale Hege. Da hat a se feste verschnickt.“

Otto wackelte mit dem Kopfe und drohte mit der Faust, und Willi bearbeitete die Betten mit einer Wut, wie wenn er die Dorf-kinder unter sich hätte.

„Nu war se schunt lange tut. Se hat'm immer die Lecher gestuppt und scheene Märchen erzählt. Das gab's jetzt alles nich mehr. Da ging a alle Tage uff a Kirchhof. Manchmal da fiennt'r; denn das Grab war ganz erbärmlich. Und se hatte kee Kreuze und keene Blumen. Und der Winkler hatte an ganzen Haufen. Weil a reich war. Und ibermurgen hatte se a Geburtsttag. Da fiennte der Junge wie a kleineres Kind.“

Er schwieg still und hüstelte und rückte an der Brille, die über die knopfige Nase gerutscht war. Und Willi heulte wie ein Kettenhund und schluchzte: „Wenn se doch a Kreuze und Blumen hätte!“ Darüber befriedigt, fuhr Otto fort: „Da ging der Junge furt von zu Hause, wo ihm kee Mensch nich gutt war und kam in eenen großen Wald. Da waren die Beeme aus Silber und de Blumen aus Gulde. Und der Mond schien runter, daß alles ausfah wie a Märchen. Und a hat gebetet. Lieber Gott, hat a gesagt, gib mer doch viel Geld. Ich bin a su arm und de Grufmutter muß unter eenem elenden Haufen liegen und hat kee Kreuze nich. Und se war a su gutt zu mir.“

Der Erzähler schielte über die Brillengläser nach dem Bruder hin. Der kniete auf der mondbleichen Diele und reckte die Hände empor. Und Otto's Stimme bekam Klang und freudige Farbe.

„Der liebe Gott war a gutter Moan und herte den kleinen Kerl. A ließ uff eenmal Taler regnen — an ganzen Haufen. Und der Junge nahm's Hemde et de Hege und fing se uff. — Steh doch uff und nimm's Hemde huch“, schrie er den Bruder bellend an, der immer noch kniete. Der riß sich wie aus Gedanken empor und zog das Hemd zur Höhe, daß Beine und Leib im weißen Licht glänzten und Lachen in des Bruders Stimme schwang.

„Nu war a laufig reich, und de tute Grufmutter kriegte a ganz teures Kreuze und zweemal so viel Blumen wie der tumme Winklerpauer. Und de Grufmutter guckte aus'm Himmel runter und sagte: Du bist doch a gutter Kerle. Du gloobst gar nich, wie ich mich jetzt freue. — Und da freute sich noch der Junge. Und wenn se nich gestorbn sind, da läben se heute noch.“

Otto riß die Brille von der Nase und wischte sich über die Augen. Willi stürzte sich

auf ihn und lachte: „Grußmutter, das haste aber fein gemacht.“

Bald lagen die Zwillinge wieder im Bett, Rücken an Rücken, und schwiegen. Bis Otto durch die Stille greinte: „Se hat aber keenz!“ Willi drehte sich heftig um und herrschte den Bruder an: „Se kriegt aber eenz!“

Otto höhnte: „Von wem denn?“

Der andere legte sich über ihn und sagte scharf: „Von uns!“

„Du bist a Dffel!“ grinste Otto.

Aber Willi war durchaus nicht beleidigt. Er sagte nur: „Wie de die Geschichte vom Sterntaler erzählt hast, is mir was eingefallen.“ Dann flüsterte er auf den Bruder ein, bis beide kicherten und sich umhalsen. „Du bist doch a schlaues Ruder“, lobte Otto. „So machen wir'sch!“ — — —

Am Morgen, als die nächtlichen Schatten vor dem Tage langsam hinter das wurmzerfressene Möbel der Dachstube krochen und das Trostlose des Raumes dem Lichte freigaben, sprangen die Zwillinge frisch und rothbäckig aus dem knackenden Bett und orientierten sich verständnisvoll an. Sie waren in den zerlöchernten Hosen und Jacken ebenso wenig auseinanderzuhalten als nackt oder im Hemd. Sie tauschten, um den Dorfbewohnern die sichere Feststellung ihrer bedeutenden Persönlichkeiten unmbglich zu machen, täglich ihre zerklüftene Gewandung aus. Hätte Otto dem Willi nicht vor zwei Monaten in brüderlich liebevoller Tätigkeit zu einer Zahnlucke verholfen, wäre eine schwursichere Entscheidung, ob Willi oder Otto, selbst Eltern und Lehrer zur Pein geworden. —

Sie polterten die altersschwache ächzende Treppe hinunter zum Hofe, hielten die strohgelben Schädel unter den kalten Strahl der quietstenden Pumpe und bespritzten sich ausgiebig. Sie aßen ihre dicken trockenen Stullen, stürzten den lapprigen Zichorienkaffee hinab und machten genial flüchtig ihre Schularbeiten. Pfeisend, Arm in Arm, schlenderten sie zum Unterricht. Otto setzte sich an Willi's Platz in der ersten Bankreihe, Willi nahm Otto's Platz im Hintergrunde. Beim Verlesen nach der ersten Stunde schrie Otto, als der Lehrer „Willi Hentschel“ aufrief, lustig „hier!“ „Mund auf!“ sagte der Lehrer. „Umsehen“, lautete der zweite Befehl, als das volle Gebiß die neueste Schindluberei bloßlegte. Es war ein kritischer Tag für die beiden. Eine Mutter klagte um zehn Uhr auf Bestrafung eines der beiden Elfjährigen, Otto oder Willi war nicht festzustellen, der ihren Dreizehnjährigen mörderlich verdroschen, um halb elf reportierte der Kretschmer Scholz den Birnendiebstahl, um elf Uhr polterte der Häusler Steiner die Meldung ins Schulhaus, daß einer der Zwillinge das

Pumpenrohr seines Brunnens mit Mist ausgepölkert hätte.

„Gener war'sch, das wees ich. Welcher — das kann ich nich sagen. Die seh'n ja aus, wie Teufelsketer. Die eegne Mutter kennt sich ja bei den' nich aus!“ Das Ergebnis der Inquisition blieb negativ. Otto beharrte: „Der Willi war'sch!“ — „Nee, der Otto war'sch!“ entgegnete Willi. Und da beide hartnäckig den Witzwillig belasteten, vollzog der Lehrer ein salomonisches Urteil. Beide Hentschelhosen wurden gespannt und ausgestaubt. Als um halb zwölf dem Lehrer die Kreide entglitt, setzte Willi mit kühnem Schwung über die Bank, um lächelnd das Kreidestück dem Lehrer aufzureichen, und Otto meldete um zwölf Uhr, als alles aufbrach, daß er unter seinem Plaze einen „Fünfböhrmer“ gefunden habe. So glücken die beiden ihr Schulkonto durch Gefälligkeit und Ehrlichkeit aus, und der Lehrer war versöhnt.

Die Nachmittagssonne schaute durch den Waldbweg auf ein ungewöhnliches Tun. Die Zwillinge hockten vor einem mächtigen Bündel Heidekraut und wanden und banden einen Riesenkranz, daß ihnen der Schweiß von den roten Köpfen auf die Blüten tropfte.

„Den hätt'n wir fertig!“ atmete Otto auf, und der andere sagte: „Ich hätt' beinahe schlapp gemacht!“

„Jetzt noch a großes Pukett Blumen“, eiferte Otto, „dann sein wir so weit.“

Willi leerte seine Taschen, bis aus der unergründlichen Tiefe seiner Hose der endlose Wurm einer Schnur hervorgezerrt wurde. Als der mächtige Strauß endlich neben dem Erkarade lag, schnausten beide erleichtert auf.

Willi kramte zwei Tabakspfeifen aus seiner Jacke, Otto brachte einen speckigen Tabaksbeutel aus der Hose. Bald qualmten beiden eine brandige Kastanienblatt-Dampfwolke um die lachenden schnüffelnden Nasen.

Sie legten sich auf den Bauch, stemmten die nackten Ellenbogen ins Gras und fluskelten sich an.

„Wir sein doch reich!“ paffte der eine und zog, daß die Augen groß wurden.

„Nu ob!“ bestätigte die brüderliche Liebe, und der heißende Dualm verschlug ihm die Stimme.

Der Tag verglomm, als die beiden mit Kranz und Strauß aus dem Walde über die Wiese nach der Friedhofsmauer stampften. Vorsichtig schlichen sie zu der Stelle, die ihnen geeigneter war als Tür und Tor. Im Bogen flog der Heidekrautkranz über die Mauer; ihm folgten Strauß und Zwillinge. Feierlich schritten die beiden zwischen den Hügeln dahin bis zum Grabe der Alten, wo sie ihre Blumenlast niederlegten. Dann trippelten sie zu dem kleinen Weinhause, dessen winziges Türmchen die letzten Strah-

len der Abendsonne an seiner Glocke hing. Sie mußten hier Weisheit. Willi griff einen Spaten aus der verstaubten Totenkammer. Durch die Stille klang bald ein mühsames Schürfen. Willi grub am Kopfende des verfallenen Hügels, der die Gentschelmutter deckte, mit Eifer ein Loch, daß ihm der Schweiß über das kindliche Gesicht lief. Erschöpft hielt er inne: „Dunnewetter! — so schwer hat's der ale Weiblich! Totengräber mecht ich nich werden!“

„Daß mich amal“, drängte Otto.

„Nee, das mach ich aleene. Ich bin bale fertig. — Hol ock a Kreuzel!“

„Driehen an der Mauer — das vum alen Fronzek“, sagte Otto, „das stiecht nich mehr feste, 's wackelt schunt. Um den stummert sich ja doch kee Mensch nich mehr.“

Mit eiligen Sprüngen setzte er über die Grabreihen; dann riß und zerrte er an dem morschen Holzkreuz des flachen Hügels, unter dem der Hofemann Fronzek schon zwanzig Jahre verlassen schlief.

„Was macht ihr denn hier, ihr verknuchten Kerle?“ klang es plötzlich über die Mauer.

Erschrocken hielt Otto inne; auch Willi hörte auf zu schaufeln. Jenseits der Mauer stand krumm und verhußelt auf einem Unkrauthaufen der versoffene Reinig vom Do-minium.

„Was macht ihr denn, ihr beeden?“ grölte er.

Otto hatte sich wieder gefaßt. „Morgen hat de Grusmutter a Geburtstag, da puzen wir'sch Grab.“

Nun war Willi auch aus seiner Starrheit erwacht, und die Furcht, daß ihre Freunde durch den Trunkenbold zerschlagen werden könnte, würgte ihn. Mußte der verlotterte Kerl gerade jetzt in ihre Heimlichkeit trampeln! Seine ganze schöne Laune war davon. Er wurde grob, stieß den Spaten in die Erde und schrie wütend:

„Das geht Euch gar nicht an! Wir kenn'n mit unser Grusmutter machen, was wir wull'n. Und wenn wir se uffressen!“

Er atmete auf. Dem hatte er es gegeben!

Der Reinig torkelte von dem Hausen herab, schimpfte und schlürfte dem Dorfe zu.

„'s sind doch verdunerte Kerle, die beeden“, brummte er in seinen verwilderten Bart. „Daß se su an der alen Heze hängen, ma mecht's nich denken. Laß wir se ock! Im Dorfe wer'n se wieder wie tulle über se lusz'zieh'n!“

Währenddessen hatte Willi das Loch nach seiner Meinung tief genug gegraben und fuhr mit dem Handrücken über die nasse Stirn. Otto schleppte das erbeutete Kreuz heran und riß das verrostete Namensschild herunter. „Anton Fronzek heeßt se doch nich!“ meinte er.

„Laß ock gutt sein“, tröstete Willi, „morgen schreib' ich uff eenen Pappdeckel „Therese Gentschel“ und unten drunter „Grusmutter“. „Mach wir ock fix“, fuhr er fort, „sunk kommt uns noch der Totengräber uff a Hals“.

Das Kreuz wurde ins Loch gesenkt, Erde drumgeschaufelt und mit den Füßen festgestampft.

„So“, sagte Willi. „Der scheene Kranz kommt über'sch Kreuze. Grab du a Strauß zu Ruppen ein. — Das is von uns! — Ich geh jetzt zum reichen Winkler nieber.“

Als Otto den Feldblumenstrauß mit freudig zitternden Händen eingewühlt hatte, kam Willi mit Blumentöpfen von Winklers Grabe her.

„Der hat noch genug!“ sicherte er und stellte die Näpfe auf den Hügel.

„Nu sein wir fertig!“ grinste Otto und rieb sich die erdigen Hände. Sie betrachteten freudig ihr getanes Werk, standen, die Mühen in den Händen drehend, stumm da und saßen sich mit leuchtenden Augen an.

„De Grusmutter wird sich aber freuen. Meenste nich, Willi?“

„Wenn se morgen runterguckt, da wird se aber Dogen machen!“ sagte Willi.

„Nu aber heem!“ drängte Otto.

„Hunger hab' ich gekriegt vum Graben!“ meinte Willi.

„Wenn wir nich schnell machen“, entgegnete Otto, „da gib't's nisch mehr.“

„Gut Nacht, Grusmutter!“ flüsterte Willi und wandte sich.

„Gut Nacht, ooch, schlaf gesund!“ sprach Otto leise und folgte dem Bruder.

Sie jagten über die Hügel, setzten über die Mauer und rannten in der anbrechenden Dunkelheit über Felder auf Umwegen dem Gentschelhause zu; denn sie schtenen sich, jemand zu begegnen.

Am Nachmittage des folgenden Tages plärte der alte Weiblich Alarm durch die Dorfstraße: „Dem Winkler-Pauer sind de Blumen vom Grabe gestohlen! Dem Fronzek fehlt's Kreuzel! Und alles stiecht uff der Gentscheln ihr'm Grabel!“

„Grabshändung!“ gellte es von Haus zu Haus. Und der Fronzek, um den sich seit seinem Tode keiner geschert hatte, wurde Dorfgespräch und fand mehr Mitleid, als während seines langen elenden Lebens.

Um den geizigen Winkler und seine dicke Witwe spann sich ein leiser Schein von Schadenfreude.

Die Zwillinge aber wurden noch schwärzer, als sie es schon waren.

„Nich amal die Tuten sein sicher vor den!“ schrie die Empörung flammend empor.

„Ins Gefängnis muß das Lauspack!“ pläkte der krummbeinige Wolke Gustav,

dessen Hund der Todfeind der Zwillinge war, und der Häusler Steiner rannte aufgeregt zum Landjäger. Der Totengräber stolperte händeringend aus dem Winklerhofs, wo man ihm seine farge Stellung als sicher verloren hingestellt hatte, und der schnapsduftende Meinig griente geheimnisvoll in seinen verwahrlosten Bart und lachte auf alles Gefeiße wichtig: „Weeß ich schon lange! — Ich weeß alles!“

Die Zwillinge aber, die die dicke Luft rochen, machten sich unsichtbar, ehe es einschlug.

Die Hentschelleute liefen durch eine Flut von Feindseligkeit, bekten klagend und verzweifelt durch ihre verfallene Wirtschaft und suchten erfolglos ihre hoffnungsvolle Brut.

Der Amtsvorsteher holte den Lehrer zu einer Besichtigung des Tatortes ab, stand grimmig lächelnd das erste Mal in seinem Leben am Grabe der alten Hentscheln, und der Lehrer redete auf ihn ein. Und das sekte sich ausdauernd und eindringlich fort, als die beiden die Pappelallee entlang schritten, die hinter dem Dorfe zum Walde führte. Abendlich ging der vereinsamte Junggeselle sonst diesen Weg, und diesen Spaziergang wollte er auch heute nicht missen. Nur mußte ihn heute der Lehrer begleiten und ihm von den Zwillingen erzählen. Und in ihm hatten die Jungen einen warmen Verteidiger gefunden. Er gab Schwänke aus ihrem Ausgelleben zum besten und nahm vor allem der „Grabshändung“ alles Krimtnelle. Er sprach sich warm für die beiden und hatte dabei allen Aerger, den sie ihm täglich gemacht, vergessen. Die Wolken in dem alten Gesicht des Amtsvorstehers zerflossen allmählich, und zum Schluß lezte ein helles Schmunzeln um den verkniffenen Mund.

„Ruder find die Kerle“, sagte er, als sie zum Dorfeingang kamen, „das ist todsicher! Aber — sehen Sie —, daß sie an der Alten so hängen, das macht ja alles wieder gut. Wenn unsereiner stirbt und eingescharrt wird, da gibt's einen mächtigen, feierlichen Zug mit Fahnen und Musik — und dann heßt kein Hund mehr. Vergessen und erledigt. Ich beneide die alte Hentscheln.“ —

Am dritten Tage nach dem Geburtstage der alten Hentscheln schleiften zwei Bauern die halbverhungerten Zwillinge im Triumph durchs Dorf. Sie hatten sie in einer Waldhütte ausgehoben. Der Hentschel bewegte den Leibriemen um viele Grade üppiger als sonst und zerrte die Jungen darauf zur Schule. Dort ging es etwas wunderbar zu. Die Lehrersfrau nahm die beiden in die Küche, und der alte Rantor hatte eine lange, erste Unterredung mit dem verzweifeltsten Zwillingsvater.

„Ich tu mer noch a Beed an“, wimmerte der Hentschel, „wenn die Kerle ins Gefängnis kummen!“

„Beruhtigen Sie sich doch, Hentschel!“ beschwichtigte der Lehrer und drängte den Aufgeregten auf einen Stuhl.

„Glooben Sie's, Herr Lehrer, die Kerle werden noch amal besser werden. Ich war noch so a verkuchtes Reudel, und ich bin doch noch a anständiger Mensch geworden.“

Der Lehrer sprach lange auf ihn ein, und am Ende seiner pädagogischen Belehrung schloß er: „Alsol Schlimm wird's diesmal nicht werden. Aber zum Riemen müssen Sie auch etwas Liebe legen. Die fehlt den Jungen seit dem Tode der Großmutter. Mehr Aufsicht brauchen die beiden auch. Lassen Sie sich von ihnen bei der Feldarbeit etwas helfen. Das wird ihnen gut tun. Gebt ihnen etwas Ordnung ins Leben, da wird die überschüssige Kraft sich nicht in Tollheiten überschlagen. Zeigt ihnen, daß ihr sie gern habt, da hängen sie ihre Liebe auch an Euch.“

„Ich weeß schon, was Sie meenen“, stotterte Hentschel. „Wir hab'n's halt vergessen, mei Weib und ich, weil ma halt a ganzen Tag zu rackern und zu schusten hat.“

„Und nun zum Amtsvorsteher“, schloß der Lehrer und führte den Häusler in die Küche, wo seine Sprößlinge trotz Angst und Geducktheit große Bissen aus Riesenstullen schlangen.

Staubig und verwahrlost, aber endlich wieder ohne Hunger, schlüßen die Uebeltäter rechts und links von ihrem Erzeuger die Straße dahin zur Wohnung des Amtsvorstehers. Nun standen sie vor der Thür, und die Herzen schlugen zum Zerspringen. Jetzt würden sie abgeführt werden — ins Gefängnis. Wilde Verzweiflung packte sie. Dieber verhungern, schrie's durch ihre Sathheit — lieber verhungern! — bloß nicht mit dem Landjäger nach der Stadt ins Gefängnis! Sie rissen und zerrten, um flüchtig zu werden. Aber mit ethernem Griff hielt sie der Vater am Genick und schob sie in die Amtsstube.

Und als sie die grimmige Miene des Amtsvorstehers saßen, sank der letzte Rest ihres winzig gewordenen Mutes kläglich zusammen. Der Gewaltige vor ihnen hatte sich vorgenommen, Donner und Wetter auf sie zu schütten. Nun gab's keine Rettung mehr, zitterte es durch die müßbe gemachten Missetäter. Jetzt mußte es kommen! Der Landjäger würde sie packen und nach der Stadt schleppen! Aber der Grimmbart polterte weiter:

„Warum habt ihr das getan, ihr Aushuben?“ Er brüllte wieder: „Warum?“

Zerknirsch babberte Otto: „De Grummutter hat a Geburtstag gehabt.“

„Und se hatte kee Kreuze und keene Blumen“, stieß Willi leise hervor. „Und alle han se Kreuze — bluß inse Grummutter nich!“

Und weil der Amtsvorsteher etwas wie Weichheit in sich aufkommen fühlte, rollte er wild die Augen und schrie sie an: „Sol! Und da denkt ihr, daß ihr stehlen dürft, ihr Fruchtel? — Dafür gib'ts Gefängnis!“

„Nee — neel! Wir wer'n ja ordnlich werden!“ schrien sie in höchstem Entsetzen.

„Wir werd'n nicht mehr ausfreissen!“ beteuerte Willi und heulte los.

„Wir woll'n überhaupt nicht mehr machen!“ schrie Otto, und die Tränen rollten ihm über das ungewaschene Gesicht.

Der Amtsgewaltige spürte, daß sein Wüten zu Ende ging. Da pulverte er noch einmal los: „Sol! — Ihr versprecht das?“

„Ja! — Ja!“ schluckten die Zwillinge vernichtet.

„Da mag's für dieses Mal noch bleiben!“ growlte es auf sie herab. „Das habt ihr nur eurem Lehrer zu danken, der für euch gebeten hat, ihr Vagabünder! Kommt noch etwas vor, holt euch der Landjäger, und ich lasse euch im Spritzenhause verhungern. — Raus!“

Wie im Traume hörten sie das letzte Wort und blickten ungläubig auf. Das war ja nicht möglich! zitterte es in ihnen.

Doch als der Wärbsteige hinter dem Tische lang und schmetternd nochmals „rrraus!“ brüllte, stoben sie wie gepeitscht zur Tür hinaus.

Zu dem verdutzten Hentschel aber sagte der alte Graukopf polternd, um seine innere Bewegung zu verbergen:

„Dem Nettel-Tischler hab' ich schon gesagt, daß er für die alte Hentscheln ein Holzkreuz macht, damit die Schweinerei nicht mehr vorkommt. Pakt auf die Lausigel besser auf!“ Und er schob den hilflos stotternden Zwillingsvater hastig aus der Amtsstube und warf die Türe krachend hinter ihm zu. Der taumelte mit seinen Jungen wie benommen durch's Dorf, und überstandene Angst, Freude und Fassungslosigkeit wirbelten wirr in den drei Hentschelhäuptern, daß sie wortlos nebeneinander hertröteten. Und sprachlos saßen dann die drei am Tische in dämmeriger Stube, und die geduckte, zitternde Frau sah angstvoll auf ihren Mann und die Jungen. Bis der Vater endlich seine Sprache wieder fand und ihr stockend und verhalten die Wunderlichkeit ihres Erlebnisses aus befreiter Seele auskramte. Die Jungen saßen still zwischen Vater und Mutter, und die wohlige Wärme der Stube schläfernte sie ein. Doch als der Vater erzählte, daß der Amtsvorsteher für die Großmutter ein Kreuz beim Nettel-Tischler bestellt habe, sprangen sie auf: „Was? — A Kreuze kriegt se?“ Und ihre Augen bekamen Glanz. —

Als die Zwillinge in ihrem langentbehrten Bett lagen und die müden Glieder streckten und dehnten, meinte Willi: „Der Lehrer is doch a gutter Kerle. Da müssen wir noch de Schularbeiten besser machen. Morgen schmier'n wir noch amal. — Aber dann, da machst du meine Schularbeiten und ich deine — und dann seh'n wir se uns durch. Und wer se schlechter hat, der kriegt vom andern Giebe — gelt?“

„Ja, ja! So wer'n wir'sch machen!“ stimmte Otto bei.

„Aber weeste! Der Amtsvorsteher — was mach'n wir mit dem? Ich hab' eene verknuchte Angst gehabt!“

„Was mach'n wir mit dem?“ wiederholte Willi.

„Willi — ich weest was!“ schrie Otto erregt und flüsterte auf den Bruder ein. Der trommelte wie toll auf dem Deckbett mit den Fäusten vor Freude und Uebermut und krächte: „A schenkt der Grummutter a Kreuze, da muß a noch belohnt werd'n!“ — —

Die Abendshatten griffen mit stillen Händen in die hohen Pappelfronen, und der Wald träumte in blauer Dämmerstimmung versonnen über die Acker, als am folgenden Tage der Amtsvorsteher, die Hände auf dem Rücken, den Weg nach dem Walde entlang schritt. Auf dem vernissenen Munde lag ein ganz feiner Zug von Fröhlichkeit; denn der Einsame dachte mit Behagen an die gestrige Szene und an die unbeschreibliche Fassungslosigkeit in den Gesichtern der beiden Hentschelungen, als sie begriffen, daß das heftige Gewitterrollen für sie mit Freiheit und Straflosigkeit enden sollte. Viel Vergnügen machte ihm auch die verständnislose Empörung der Dörfler über seine Kreuzschenkung an die alte Hentschelmutter. Der Amtschreiber hatte ihm köstliche Blüten der kochenden Volksseele zugetragen.

So schritt er durch den Abend und schmunzelte behaglich vor sich hin. Dort, wo der Weg ein scharfes Knie in die Felder grub und kurz dem Walde zustrebte, blieb er wie angewurzelt stehen. Vor ihm, aus einem Haselbusche sprangen wie Zwerge pfeilschnell zwei winzige Kerlchen, stellten sich mitten auf den Fahrdramm und schwenkten wie Windmühlensflügel die Arme durch die Luft. Sein Staunen löste sich bald, da er in den Gestalten die beiden Grabshänder erkannte.

Und schon brüllten die beiden Teufelsjungen, was ihre Lungen hergaben: „Er lebe hoch! — hoch! — hoch!“

Dann machten die beiden kehrt und ranneten wie toll über die Acker in die Dämmerung hinein.

Und aus der Ferne klang es zu dem Rachenenden wieder und wieder: . . hoch — hoch! — — hoch!“

Der Amtsvorsteher stand lange, lächelte still und lauschte den verklingenden Begeisterungsschreien.

Schon manches aufgezwungene Hoch war ihm gebracht worden; er hatte es stets mit verbissener Hilflosigkeit über sich ergehen lassen müssen. Der stürmisch-freudige Dank-

barkeitsausbruch der beiden Missetäter aber tat dem im Grunde seines Herzens schüchternen und menschenscheuen Hagestolz wohl.

Und daß sie keine Zeugen zu der Ueberraschung zugezogen hatten, rechnete er ihnen besonders hoch an.

An den Wanderer

Heb' deine müden Wanderfüße,
Die Welt ist ganz von Träumen bunt,
Und überreich ist ihre Süße, —
Heb' deine müden Wanderfüße
Und schreit' über den krummen Grund!

Dein Blick bleibt manchmal rückwärts hängen,
Wo lichte Augen sind zur Nacht,
Wo bunte Blumen heiß sich drängen, —
Dein Blick bleibt manchmal rückwärts hängen,
Doch hat die Ferne dich entsacht.

Es stehen Bäume an den Wegen,
Die sind so schwer von Duft und Hauch,
Sie kommen freundlich dir entgegen, —
Es stehen Bäume an den Wegen
Und Haselbusch und Rosenstrauch.

Und winken sie mit weißen Händen
Durch Nacht, die voll von Glühern hängt,
Noch darfst du deinen Weg nicht enden, —
Und winken sie mit weißen Händen
Wie eine Frau, die sich dir schenkt.

Heb' deine müden Wanderfüße
Und schreite deiner Sehnsucht zu, —
Verhallt sind schon die letzten Grüße,
Heb' deine müden Wanderfüße, —
Vielleicht winkt dir einmal die Ruh'!

Hans Raboth.

Der Mord von Schierokau

Zur Geschichte einer Sage.

Von G. H y d e l.

Der alte Gelehrte saß in seinem stillen Arbeitszimmer vor dem Schreibtische und las in einem alten Aktenstücke, das vor ihm auf der dunklen Eichenplatte aufgeschlagen lag. Die kleine elektrische Studierlampe warf ihren milden Schein unter der grünen Glasglocke auf das vergilbte Papier mit den krausen Schriftzügen und den silberweißen Gelehrtenkopf, der sich aufmerksam darüber beugte, daß beide wie in einem magischen Kreise lagen, während über das ganze übrige Zimmer sich Halbdunkel breitete. Wie Fabelwesen aus grauer Vorzeit mit Schätzen aus fernen Jahrhunderten beladen, standen schwere Bücherschränke und Regale die Wände entlang; auf dem wuchtigen Tische in der Mitte des Raumes stapelten sich geheimnisvoll Berge von Büchern, und die Sessel, darum herumgestellt, sahen aus wie in Gedanken versunkene sitzende Gestalten aus alter Zeit. So entrückt allem Denken und Leben der Gegenwart schien das Zimmer, wie die fernen Jahrhunderte, die in seinen Büchern und Schriften eingefangen waren, und ebenso fern und weltentrückt ging der Geist des greisen Gelehrten an dem Schreibtische die Wege, die der alte Schriftband ihm zeigte.

Langsam und bedachtsam folgten seine Augen den Zeilen, an denen der Zeigefinger der rechten Hand, gleichsam führend, entlangglitt. Plötzlich hielt er inne. Wie gebannt stand er bei einem Worte; ein Name war's, ein Ortsname: Schierokau. Immer wieder lasen ihn die Augen des Mannes, und immer deutlicher trat ihm dabei eine längst vergessene Zeit vor die Seele. Sinnend lehnte er sich in dem Armlehnstuhl zurück, Schierokau, da spielte doch die Geschichte, die ihm einst in fernen Kindertagen die Großmutter erzählt hatte. Er erinnerte sich noch deutlich: Die schummerige Stube, am Ofen, dessen Glut den Raum matt erhellte, die Großmutter, und er zu ihren Füßen auf der Ritsche: „Erzähl mir etwas, Großmutter.“ Und da erzählte sie diese seltsame Mär, die ihn jetzt beim Lesen stocken ließ und einen unbedeutenden Ortsnamen und eine, ach, so ferne Zeit verlebendigte.

Wie war es doch?

„Vor mehr als zweihundert Jahren stand die Pfarrkirche von Schierokau nicht im Orte, sondern etwa eine Viertelmile davon, auf freiem Felde, während der Pfarrer (wie hieß er doch? Ach richtig, Zukel!) im Dorfe wohnte. In einer Nacht wurde er plötzlich

von einigen unbekannten Leuten geweckt. Er solle um Gottes Willen schnell in die Kirche kommen, um ein Kind zu taufen, ehe es zu spät wäre, denn es sei schon sehr schwach. Ein Wagen stand vor der Tür und rasch fuhr der Pfarrer mit den Fremden zur Kirche. Dort aber war kein Täufling, sondern eine vornehme Dame, die ihm die Männer zuführten mit der Aufforderung, ihr die Beichte zu hören. Der Pfarrer tat es und spendete dann der Dame auf ihr Verlangen noch das Abendmahl. Raum war das geschehen, rissen die Männer die Dame vom Altare und schleppten sie in die Vorhalle. Dort lag ein rotes Tuch auf dem Fußboden. Die Männer legten die Frau darauf und enthaupteten sie vor den Augen des Pfarrers, der, wie erstarrt vor Entsetzen, der blutigen Tat zusah. Alles war so schnell gegangen, daß der Pfarrer keinen Widerspruch erheben konnte. Und ehe er sich's versah und seine Erstarrung sich gelöst hatte, hatten sie auch schon die Tote in das Tuch eingehüllt, auf den Wagen gelegt und waren eiligst davongefahren. Vorher hatte noch einer der Männer dem Pfarrer eine in Papier gehüllte Geldrolle zugeworfen. Sie lag zu seinen Füßen, er mochte sie nicht aufheben. Ihn schüttelte das Grauen über die entsetzliche Tat, deren Zeuge er gewesen war. Und es schien ihm wie ein böser Spuk, den er erlebt hatte, wenn nicht die Geldrolle zu seinen Füßen gewesen wäre. Langsam, erschüttert, ging er nach Hause und fand in der ganzen Nacht keinen Schlaf. Wie ein schwerer Traum war ihm alles. Doch als er am nächsten Morgen wieder in die Kirche ging, fand er dort in der Vorhalle noch eine Blutlache und die Geldrolle als schreckliche Zeugen der verruchten Tat. Da die Kirche entweiht war, meldete er den Vorfall bald an das bischöfliche Amt in Breslau. Dieses ordnete an, daß die Kirche neu geweiht und im Orte die sogenannte Hauskapelle gebaut werde, damit dort etwaige eilige kirchliche Funktionen verrichtet werden könnten. Auch wurde die Begebenheit in einem Schriftstück niedergelegt, das sich in der Turmkuppel der Pfarrkirche zu Wodzanowitz befinden soll.

Das war die Geschichte der Großmutter, und sie war dem Alten noch so lebendig, als hätte er sie erst vor kurzem gehört, einen so tiefen Eindruck hatte sie in ihrer geheimnisvollen schrecklichen Art auf sein Kinder Gemüt gemacht.

Lange saß der Gelehrte in tiefen Gedanken und sann dem Klange der Kinderzeit nach.

Doch dann riß er sich los, rückte den Stuhl näher an den Schreibtisch und vertiefte sich wieder in die alte Schrift, die vor ihm lag. Es war ein genauer Bericht über die Pfarrkirche von Schierokau aus dem Jahre 1675. Und er las: „Sie gehört zum Archipresbyteriat Rosenberg, liegt von dem Dorfe 10 Stadien nach Osten zu, ist zu Ehren der hl. Apostel Petrus und Paulus, 30 Ellen lang, 16 Ellen breit erbaut, hat 5 Fenster und 2 Türen und 4 Glocken. Am 29. Juni kommt alljährlich viel Volk zum Patrozinium, um seine Andacht zu verrichten; der Gutsherr Georg Ronzitz, Ritter von Chelm, hat neben der Kirche aus Raubholz Marktbanden und Schenken errichten lassen, wo getrunken und getanzt wird. Der Ortspfarrer Nikolaus Ferdinand Materlik, geboren zu Latischau bei Gleiwitz am 26. November 1634, hat in Olmütz und Reisse studiert, ist am 7. Oktober 1666 als Pfarrer von Schierokau investiert worden, zittert mit der rechten Hand und erteilt die heilige Kommunion mit der linken.“ Dazu hatte eine spätere Hand vermerkt: Sein Nachfolger seit 1702 war Andreas Planfa. Bei Errichtung des Archipresbyteriats Lublinitz 1720 ist die hiesige Pfarochie demselben zugeteilt worden. Und endlich sagte eine andere Bemerkung, daß ein Vorgänger der genannten Pfarrer Ambrosius Sunczicz (1647—58) geheißten habe. Er blätterte weiter. Wo war etwas über die Hauskapelle von Schrotholz im Dorfe? Doch wie er auch suchte, er fand kein Wort.

Hastig stand er auf, um die einschlägigen Werke nachzusehen. Die Hauskapelle war zwar darin genannt, aber ihr Entstehungsjahr nicht angegeben. Es fand sich nur die Notiz, daß sie, zweihundert Jahre alt, im Jahre 1864 noch stand. War die Angabe richtig, dann konnte sie vor 1660 errichtet worden sein, also zur Zeit des Pfarrers Sunczicz, dessen Name, in Zuzet verstümmelt, in der Sage erhalten geblieben war. Aber es fand sich nichts, daß sie nur für eilige Funktionen gedacht war. Eine Anfrage in Bodzanowitz war aussichtslos, da sich ja die Aufzeichnungen im Turmknopfe der dortigen (vom Pfarrer Jakob Klimanski 1679 erbauten) Kirche befinden sollten.

Unbefriedigt setzte sich der Gelehrte an seinen Schreibtisch, um weiter zu lesen. Aber der Fall von Schierokau ließ ihm keine Ruhe. Immer wieder mußte er daran denken, und sein Geist suchte alle möglichen Beziehungen, um ihn zu erklären.

Da fiel ihm eine Notiz ein, die er sich gelegentlich aus dem Totenbuche der ehemaligen Zisterzienserabtei Himmelwitz abgeschrieben hatte. Er suchte sie hervor und fand folgende Eintragung vom 23. August 1663: „In jener Nacht wurde bei ihren Ver-

wandten in Gr.-Rosmierz aufs Grausamste hingeschlachtet die Matrone Eva Jankowska, Witwe des ehemaligen Konsuls von Himmelwitz, welche am nächsten Tage mit abgeschlagenem Haupte vom oberen Orte, wo sie gelegen, herabgefallen, im eigenen Blute gebadet, aufgefunden; sie wurde endlich nach Himmelwitz gebracht und dort am 26. August beerdigt.“ Zur näheren Kenntnis dieser Matrone war aus den Kirchenbüchern des Stiftes herausgezogen: In den Jahren 1655 bis 1661 erscheint Eva Jankowska als Gattin bezw. Witwe des Konsuls von Himmelwitz unter den Taufzeugen. Ihr Mann Nikolaus starb den 14. Juli 1658. Da er von Jugend auf sich um das Kloster viele Verdienste erworben hatte, wurde er in der Basilika unter dem Chore bestattet. Sein Vater Martin, ein hochbetagter Greis, überlebte ihn, indem er erst am 28. November 1662, bereits 90 Jahre alt, die mühen Augen schloß; von adligen Eltern geboren und mit Glücksgütern gesegnet, endete er sein Dasein in solcher Armut, daß er zuletzt das Vieh hüten mußte. Das Adelsgeschlecht Jankowski nannte sich nach ihrem bei Rauden gelegenen Besitz Jankowitz, der 1565 in andere Hände überging und 1615 für 2420 Taler an das Zisterzienserstift in Rauden verkauft wurde. Ein Sigismund von Janikowski, Sohn des Johann, 1562 vermählt mit Anna Szalecka, folgte seinem Vater auf Elgot und Zamade und starb 1592. Ein Abkömmling scheint der oben genannte Martin Jankowski gewesen zu sein, dessen Schwiegertochter ein so grausames Ende ihrer alten Tage fand.

Sollte das die Lösung des Rätsels sein? Der alte Gelehrte neigte dazu, es zu glauben. Er sah die Sage, die vertrauteste Freundin der Heimat, durchs Band gehen und ihr buntfarbiges Gewebe spinnen. Dort nahm sie einen Faden und da einen und knüpfte sie kunstvoll zusammen. Sie griff in das Gewebe der Geschichte und zog daraus mit spielender Hand, was ihr gefiel und wovon einen wunderfeinen Schleier. Wo aber ein Mütterlein am trauten Herd saß und den aufstehenden Kindern Geschichten erzählte, trat sie auf leisen Sohlen herbei und hielt ihr den Schleier vor die Augen. Da wurde die Welt und ihr Geschehen der Alten noch buntfarbiger, als sie es schon waren. Erlebtes wurde zum schönen Traum, Gehörtes zum eigenen starken Erlebnis, Geschichte zur Sage. So mochte es auch mit dem Fall Schierokau sein. Wer konnte sagen, auf welchen Wegen die aufregende Geschichte in das Dorf gekommen war. Vielleicht hatten sie Annabergpilger mitgebracht, vielleicht war sie Verwandten der Toten berichtet worden, die im Dorfe wohnten. Sicher aber hat sie auf ihrer Wanderung schon manche Veränderung durchge-

macht, ehe sie im einsamen Walddorfe die Gemüther erschütterte. Einem alten Mütterchen aber mochte die Erzählung so lebendig geworden sein, daß es sie in die einsam stehende Kirche vor dem Orte verlegte. Nun aber, wo sie eine Heimat gefunden hatte, blühte die Sage fort in den Stunden der Dämmerung, Generationen hindurch immer wieder ein erschütterndes seelisches Erlebnis, das noch wie fernes Wetterleuchten in Greisetage blühte.

Und der alte Gelehrte schloß den Altband vor sich auf dem Schreibtische. Dabei ging ein leises, wehmütiges Lächeln über sein feines Greisengesicht. Der Schleier vor einem dunklen Geschehen schien gefallen, und doch, wie war es schön, der Sage zu lauschen, kindlich-gläubig zu sein, zu der Großmutter Füßen zu sitzen, am bunten Spiel ihrer Phantasien sich zu ergötzen, deren urewiger Zauberspruch heißt: Es war einmal!

Armes Landvolk in Oberschlesien

Wie in den grauen Zeiten
Des alten Testaments
Bebauen sie lärglich die Erde
Mit ihren armen Händen
Und düngen sie
Mit tausend Tropfen Schweiß.
— Pflügen — und säen —
— Schneiden — und mähen —
Und hacken mühsam die Erdsfrucht,
Daß Mensch und Tier sich nähren
In Monden unwirklichen Winters. —
— Wenn alles dann getan ist,
Und wenn die Blätter fallen,
— Wenn, müde des Gebärens,
Erdmutter sich zum Schlaf legt,
Dann sammeln sie wie Bienen
Die Haufen toter Blätter
Und tragen sie nachhause
Zur Streu für ihre Tiere
In kalter Winternacht.
— Wie in den grauen Zeiten
Des alten Testaments
Lebt Mensch und Tier beisammen
In friedlichem Genügen
Still an Erdmutters Brust.

Christine von Winkler.

Die Zmora

Von Dr. Paul Reinekt, Deuthen OS.

„Uralt ist in Oberschlesien der Glaube an die Zmora. Vielleicht findet einer von Ihnen einmal die Spur ihres Weges. Bis heute wissen wir nichts Sicheres darüber. Im übrigen sagt das Volk in Oberschlesien gewöhnlich die Mora anstatt die Zmora, wie es eigentlich richtig ist.“

„Sie halten zweifellos die Sage für Aberglauben und bekämpfen die Zmora, Herr Pfarrer?“

„Aberglaube hin, Aberglaube her! Solche Dinge lassen sich nicht auf Kommando austreiben. Das Volk hat über gewisse Erscheinungen, die es sich nicht erklären kann, seine eigene Meinung. So lange diese dem Glauben nicht direkt widerspricht, läßt man es am besten dabei. Sehen Sie, Herr Professor, jeder Gau hat seine eigenen Sagen. Wenn ich Sie auf Herz und Nieren frage, was Sie als Mittelschlesier von Rübezahl halten, werden Sie wahrscheinlich ebenso wenig Auskunft geben können, wie ich, über die Zmora.“

„Unser Rübezahl hat auch seine scherzhaften Seiten. Ihre Zmora aber ist düster und fast bössartig.“

„Mag sein! Solche Sagen vererben sich mit dem Blute. Wenn jemand nicht desselben Blutes ist, wird er auch kein Verständnis für Sagen eines bestimmten Kreises aufbringen können.“

„Das ist eine neue Theorie.“

„Die Welt lebt heute von Theorien; das sind die Rechenpfennige in dem großen Lotto des Lebens.“

„Haben Sie, Herr Pfarrer, selbst einmal etwas erlebt, was auf die Tätigkeit der Zmora deutet? Sie müssen meine Zudringlichkeit verzeihen; ich interessiere mich für die Frage, und bei wem könnte ich bessere Auskunft bekommen als bei Ihnen?“

„Ich glaube aber, daß Sie an die falsche Quelle gekommen sind. Für Sagenforschung bin ich nicht zuständig. Wir haben in Oberschlesien andere Leute genug, die in diesem Punkte Bescheid wissen.“

„Das mag wohl sein, aber gerade das Urteil eines Mannes, der schon über dreißig Jahre an demselben Orte lebt und das Volk genau kennt, interessiert mich!“

„Sie würden dann meinen Namen in Ihrem nächsten Buche über Sagenforschung in die Welt hinausschreien.“

„Darf ich die Herren zu Tische bitten!“ unterbrach die Hausfrau die beiden, die im Garten des Pfarrhofes zwischen herrlichen Rosenstöcken auf- und abgegangen waren und sich über ober-schlesisches Volkstum unterhalten hatten.

Dem Pfarrer kam die Unterbrechung sehr gelegen. Seit etlichen Jahren hörten gewisse zudringliche Besuche bei ihm nicht mehr auf. Bald wollte man Auskunft über die Auswirkungen der Grenzziehung haben, und jedes Viertelsjahr kam wenigstens ein Amerikaner, Professor oder Politiker, und stellte die unmöglichsten Fragen darüber. Ein andermal wurden Ausgrabungen veranstaltet, und der Pfarrer sollte Bescheid über die Uransätze seines Dorfes wissen. Im letzten Juli kam einer, kletterte in den hölzernen Glockenturm und suchte Inschriften. Um besser zu sehen, zündete er ein Licht an und warf das Streichholz achtlos weg. Die ganze Kirche hätte abbrennen können, wenn er nicht zufällig dazugekommen wäre, als schon altes Gerümpel zu brennen begann. Ein Naturforscher war vor einigen Jahren erstaunt, daß der Pfarrer nicht wußte, wieviel Wachteln es auf den Dorfweiden gäbe. Daß seit zwei Jahren keine Störche mehr im Dorfe horsteten, betrachtete er als ein wahres Glück; denn bis dahin hatten ihn drei Vogelwarten alljährlich mit großen Fragebogen belästigt. Züngelt wollte ein Student für seine Arbeit wissen, ob die Frösche im Dominialteiche in den hellen oder in dumpfen Tönen quakten. Der Verein für Namensforschung in irgend einer westdeutschen Stadt schickte Fragebogen, für deren Beantwortung er ein halbes Jahr gebraucht hätte. Ein ungarischer Graf wollte wissen, ob das Grab seines vor unvorstelllichen Zeiten gestorbenen Ahnherrn noch gepflegt würde. Als aber in der letzten Woche ein Naturfreund anfragte, ob die dort vorkommenden Krebse auch von der Pest befallen seien, schrieb er unwirsch zurück:

„Die dastigen Krebse kommen überhaupt nicht vor, sondern sie gehen immer noch zurück. Bis jetzt hat sich noch keiner bei der Krankenkasse gemeldet.“

Und nun kam jetzt dieser Volklorist mit einem berühmten Namen und quälte ihn stundenlang mit Fragen über Ortsagen und besonders über die Zmora. Er ließ auch durchblicken, daß der Pfarrer selbst im Rufe stände, etwas erlebt zu haben, aber er erhielt trotzdem ebensowenig eine sichere Auskunft wie alle anderen, die ihn danach fragten. Doch gehen wir vierzig Jahre zurück.

Jrgendwo ein verlorenes Dörfchen. Die Industrie hatte ihre Fangarme bis dorthin noch nicht ausgestreckt, und doch lebten die meisten Leute von der Industrie. Sie waren Waldarbeiter, und das Holz aus den herzoglichen Forsten kam meist in die Grube.

Meilenweit zogen sich die dunklen Kiefern- wälder hin, und die Schläge der Holzfäller gaben den Takt an in dem großen Rhythmus der oberflächlichen Arbeit. Müde kamen die Männer abends heim; ebenso müde waren die Frauen von der Feldarbeit, die ihnen fast ganz allein zu tun verblieb. Die Kinder waren dabei willige Helfer.

In der einklassigen Schule hatte der Lehrer seine Not, den einfachen Kindern ohne jegliche Anschauung das Tor zu öffnen, durch das sie in die weite Welt hinausschauen konnten, in eine Welt, in die sie doch nicht kommen würden. Die Knaben würden wieder Waldbarbeiter wie ihre Väter, die Mädchen Mägde auf einem Dominium oder Dienst- boten in der Stadt werden.

Der nächste Bahnhof war gegen zwei Meilen entfernt, und in die Kirche ging man in das Nachbar Dorf, wohl eine Stunde Weges. Eine ausgebaute Straße gab es nicht, und die schweren Holzfuhrn drückten jahraus, jahrein die Wagengleise immer tiefer in den Dorfweg.

Es war ein Dorf ohne Geheimnis. Jeder kannte den andern, seine Gesinnung und sein Leben, die Mainkas und Kaluzas, die Glom- bitkas, Klusks und Michaliks, die Jurekfos und die Schmatlochs, die Fritschs, Galuschkas und Schastoks. Dazwischen einige rein deutsche Namen von Leuten, die in der frie- dertianischen Zeit hier angesiedelt worden waren.

Eines Tages aber gab es doch eine Auf- regung; ganz unerwartet hieß es:

„Sloboczyl Paul wird studieren.“

„Der Lehrer hat es bei dem Pfarrer durchgeseht“, wußte ein anderer.

„Er soll Geistlicher werden; sonst bezahlt der Pfarrer keinen Pfennig!“

So schwärzte es durcheinander, als die Leute aus der Kirche gingen. Etwas Sicheres wußte niemand, aber man trug an der Neuig- keit schon schwer genug.

Paul Sloboczyl war in der Schule ein auf- geschlossener Knabe. Er war nicht der Beste, aber sein gesehtes Wesen und seine Ruhe machten ihn zum Führer der andern.

„Schade um ihn!“ sagte eines Tages der Lehrer zum Pfarrer nach dem Kommunion- unterricht. „Sein Vater ist Holzschläger, und der Paulsek wird nach dem Schulaustritt eben auch in den Wald gehen müssen.“

„Glauben Sie wirklich, daß aus dem Knaben etwas werden könnte?“

„Das möchte ich wohl sagen, soweit man eben aus dem Verhalten eines Elßährigen auf seine Zukunft schließen kann. Er besitzt ein gutes Auffassungsvermögen, ist fleißig und weiß auch etwas. Als ich jüngst einen Aufsatz darüber machen ließ, was ein jeder werden möchte, schrieb er: „Mein Wunsch

wäre es, Pfarrer zu werden.“ Es war ein ganz vernünftiger Aufsatz. Ich habe ihn noch hier im Schrank liegen.“

„Zeigen Sie ihn.“

Der Lehrer suchte das Heft heraus, der Pfarrer las die drei Seiten bedächtig durch und gab das Heft zurück.

„Viel kann man daraus nicht entnehmen. Ein Knabe in seinem Alter sieht nur das Äußere des Berufes und kann später leicht enttäuscht werden, wenn er die Schwierig- keiten kennen lernt, die jeder Beruf, auch der des Geistlichen, mit sich bringt. Sagen Sie mir offen und ehrlich, ob man etwas für ihn tun soll! Sie kennen ihn besser und länger als ich. Es ist immer sehr gefährlich, einen Jungen aus seiner Umgebung herauszu- reißen, in ihm Hoffnungen zu erwecken, die sich dann nicht erfüllen. Wenn er nicht gut tut und in den mittleren Klassen die höhere Schule verlassen muß, ist er um sein Lebens- glück betrogen. In die alten Verhältnisse will er nicht mehr zurück, und für einen anderen Beruf ist er meist nicht mehr geeignet. Ein verpfushtes Leben. Deshalb nehmen Sie, Herr Lehrer, eine schwere Verantwortung auf sich. Also, was sagen Sie?“

„Ich glaube, wir können es wagen.“

So kam Paul Sloboczyl auf die höhere Schule. Der Pfarrer trug den größten Teil der Kosten; denn der Vater hatte noch für drei jüngere Kinder zu sorgen.

Im Dorfe hatte man sich allmählich damit abgefunden. Anfangs gab es ein wenig Neid und Klatsch, später war man scheinbar gleich- gültig. So kam die Zeit, wo der Student die Universität besuchte.

„Aus dem wird kein Pfarrer!“ sagten die Mißgünstigen; „er läuft zuviel mit Mädchen.“

„Bei der Tanzmusik holt er sich immer die Schönsten“, sagten die jungen Burschen, die er bei ihren Tänzerinnen ausgestochen hatte.

„Der brauchte nicht Pfarrer zu werden; Pfarrer haben wir schon genug. Er sollte lieber heiraten!“ schmolten die Mädchen, mit denen er getanzt, oder die er nach Hause be- gleitet hatte.

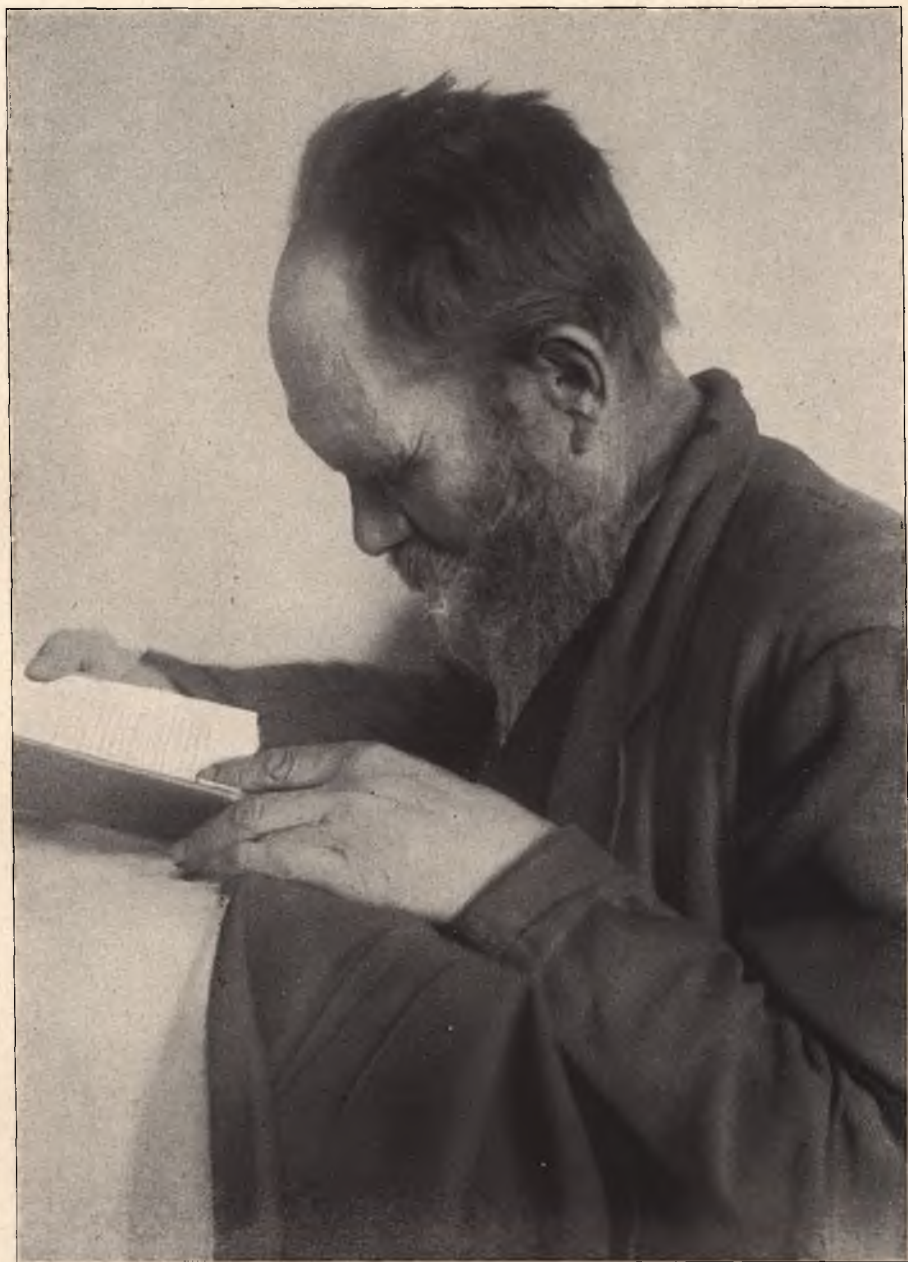
Er hörte das eine oder das andere und gab nicht viel darauf. Zudem stand es fest, daß er Theologie studieren würde. Das war er dem Pfarrer schuldig, der sich seiner an- genommen hatte. Auch seiner Mutter, deren Herzenswunsch es war; denn darin war Frau Sloboczyl eine echte Oberschlesierin, daß sie ihren studierenden Sohn einst als Geistlichen sehen wollte.

Der Pfarrer selbst war zu klug und welt- erfahren, ihn zur Theologie zu überreden. Mehr als einmal sagte er zu ihm:

„Wenn du nicht Lust dazu hast, dann laß lieber die Hände davon! Sieh' zu, daß du in



Oberschlesische Köpfe nach Lichtbildern von Dr. L. Roszella. 5
„ . . . dann ist es Mühe und Arbeit gewesen.“



einem anderen Berufe ein brauchbarer Mensch und ein treuer Katholik bleibst."

Paul Słodczyk machte eine Krise durch. Er war jetzt den engen häuslichen Verhältnissen entwachsen und in anderen Kreisen noch nicht bodenständig. Auf der Universität kam er mit jungen Männern zusammen, die von ihrer häuslichen Erziehung vieles mitbrachten, was er mühselig lernen mußte. Dank der Unterstützung seines Heimatpfarrers fehlte es ihm nicht an Geld, aber es fehlte ihm die nötige Freiheit der Bewegung. Die Herkunft aus dem weltfremden Dorfe war ihm auf die Stirn geschrieben. — So glaubte er. Um es zu verbergen, trat er freier auf, als es seinem schlichten Wesen entsprach. Er tanzte in den Ferien, wo sich eine Gelegenheit dazu bot. Er spielte Tennis während des Semesters und schwänzte manches Kolleg. Andere taten es auch, aus anderen Gründen.

Im Dorfe beobachtete man ihn mit schärferen Augen. Die Stillen und Frommen hätten ihn gern zurückhaltender gesehen. Sie klagten manchmal:

"Er wird sich noch um den Beruf bringen."

Auch der Lehrer hatte seine Bedenken. Wohl hatte der Knabe auf der höheren Schule gehalten, was er von ihm erwartet hatte, aber — aber! Der junge Student besaß nicht mehr jene Anhänglichkeit wie früher. Er besuchte ihn wohl, spielte mit ihm gelegentlich Karten, oder sie musizierten und machten einen Ausflug, aber der Lehrer hatte das Gefühl, daß sich der Student in anderen Kreisen wohler fühlte als in seinem Hause.

Er trug schwer an der Verantwortung, die er vor dem Pfarrer übernommen hatte. Er wußte auch, daß es die Gemeinde als eine Ehre betrachten würde, wenn Słodczyk Priester würde, der erste aus dem Dorfe.

Das ganze Dorf fühlte sich allmählich für den Studenten verantwortlich. An gut gemeinten Ratschlägen für den Vater fehlte es nicht. Da die Mädchen im Dorfe jetzt wußten, daß Paul Słodczyk nie eine von ihnen heiraten würde, auch wenn er das theologische Studium aufgebe, bildete sich eine stille aber hartnäckige Feindschaft gegen alle junge Damen, mit denen sie den Studenten gelegentlich zusammen sahen.

So gingen die beiden ersten Jahre seines theologischen Studiums vorüber. Die Klippe war noch nicht umschifft. Das wußten alle: das Dorf, der Pfarrer und nicht zuletzt der Student selbst. Dieser dachte nicht daran, das Studium aufzugeben, aber er hatte eine dunkle Ahnung, als ob er noch einmal eine außergewöhnliche Probe bestehen müsse. Einstweilen machte er sich darüber keine Sorge.

Ein Zufall ließ ihn beim Tennisspiel die Bekanntschaft einer jungen Dame machen. Es

war die Nichte des Gutsherrn in dem Dorfe, in dem die nächste Bahnstation lag.

"Wir hätten uns längst kennen müssen; denn Sie sind immer an unserem Hofe vorbeigegangen, wenn Sie zu den Ferien kamen", sagte Traute Bartsch nach der ersten Begrüßung.

"Konnte ich wissen, daß es ein Dornröschenschloß ist?" antwortete der Student.

"Ich danke für das Kompliment! Dornröschen schlafen bekanntlich. Sie sollten meinen Onkel kennen. Er duldet keine schlafenden Prinzessinnen."

"O, ich kenne ihn; denn ich habe ihn wiederholt auf dem Pfarrhofe getroffen. Er hat aber niemals von Ihnen gesprochen."

"Der Undankbare!" lachte sie.

"Wirklich ein Undankbarer; denn er brachte mich um das Vergnügen, Sie kennen zu lernen."

So wurde man in der Universitätsstadt bekannt und traf sich gelegentlich.

"In den nächsten Ferien dürfen Sie nicht mehr an uns vorübergehen. Sie kehren bei uns ein, und ich bringe Sie mit dem Wagen nach Hause", sagte Traute, als sie sich wieder einmal trafen.

"Dann wird mein Dorf staunen."

Ja, es staunte wirklich, als Paul Słodczyk in dem feinen Herrschaftswagen in Begleitung der jungen Dame zu den Ferien kam. Die meisten kannten Traute Bartsch, und noch am nämlichen Abend war es im ganzen Dorfe eine ausgemachte Sache, daß die Zwei ein Paar werden würden. Am nächsten Tage stichelten die Holzmacher in der Vesperpause:

"Na, dein Paul wird Gutsherr werden."

"Warum?" fragte Słodczyk ein wenig unwirsch; denn er hatte an der neuen Bekanntschaft seines Sohnes keine Freude.

"Die Traute erbt doch einmal das Gut. Wem sollte es der alte Drossdel vermachend? Seine Söhne sind studierte Leute, die kein Interesse an der Landwirtschaft haben, und seine beiden Töchter sind schon verheiratet. Deshalb hat er die Nichte zu sich genommen, damit sie einmal einen Landwirt heiratet."

"Ich weiß von nichts", schnitt er die unangenehme Unterhaltung ab.

Am Abend kam es zur Aussprache zwischen Vater und Sohn. Paul lachte, als ihm der Vater erzählte, was man im Dorfe über ihn rede.

"Laß sie reden, Vater, und ärgere dich nicht! Sie verstehen es nicht besser."

"Die Dorfleute verstehen oft manches besser als die studierten Leute. Warum hat dich Traute mit der feinen Kutische hierher gebracht? Sie hat sicher ihre Pläne."

"Das weiß ich nicht. Aber ich weiß, warum sie den feinen Wagen nahm. Der andere ist beim Stellmacher; den Sandschneider brauchte

Herr Drosdek selbst, und so blieb nur dieser Wagen übrig.“

„Das mag sein, wie es will. Mir gefällt die neue Bekanntschaft nicht. Deiner Mutter noch weniger.“

An jenem Abend war es ungemütlich in dem Hause Slobodzki. Die jüngeren Geschwister wurden zeitig zu Bett geschickt. Der Vater sprach kein Wort, und die Mutter schien gemeint zu haben.

Die Welle des Mißbehagens breitete sich bald im ganzen Dorfe aus. Man sprach nicht viel über die Neuigkeit, die jeder wußte. Man war ärgerlich, verstimmt. Mehr als je fühlte man sich als eine große Familie, und jeder betrachtete den Einbruch Traute's in den Frieden des Dorfes als eine Herausforderung. Man überlegte hin und her. Man suchte den Lehrer auf und sprach mit dem Pfarrer. Beide waren wortkarg und lupften die Schulter:

„Was ist zu machen? Der Mensch hat freien Willen“, sagte der eine wie der andere, scheinbar gleichgültig, aber man fühlte, daß sie innerlich litten.

Die Ehre des Dorfes stand auf dem Spiel. Man kämpfte um Pauls Seele, um seinen Beruf. Die Bekannten zogen sich von ihm zurück. Als er eines Tages mit Traute durch das Dorf ging, merkte er ganz deutlich eine feindliche Stimmung. Man beachtete seinen Gruß kaum, manche versteckten sich oder wichen ihm aus. Selbst Traute fiel es auf; denn sie sagte:

„Die Leute scheinen hier ein wenig schen zu sein.“

„Wir liegen zu weit von dem großen Verkehr ab“, suchte Paul zu entschuldigen. Er wußte die Wahrheit, aber er konnte sie ihr nicht sagen.

Nun hatte er schon die zweite Prüfung hinter sich und mußte sich endgültig entscheiden. Eigentlich zweifelte er nicht daran, daß er in das Priesterseminar eintreten würde. Gewiß, jene lodrende Sehnsucht nach dem Priestertum, wie er bei manchem anderen beobachten zu können glaubte, spürte er nicht. Er hielt sich an das Wort St. Augustins: „Wenn du nicht berufen bist, dann mache, daß du berufen wirst.“ Er war sich bewußt, nichts getan zu haben, was ihn ungeeignet oder unwürdig für den Priesterstand machte. Seine Studien hatte er mit solchem Erfolge absolviert, daß ihn einer der Professoren aufgefordert hatte, eine Doktorarbeit zu übernehmen.

Daran lag es nicht. Auch im Verkehr mit den jungen Damen seiner Bekanntschaft hatte er eine gewisse Grenze nie überschritten.

Blieb nur der Verkehr mit Traute. Er wußte, was man davon redete, und er be-

dauerte, daß auch seine Familie ihm Vorwürfe machte. Stets antwortete er darauf, daß er ihretwegen nicht den Beruf wechseln werde.

Das war seine ehrliche Ueberzeugung. Wäre ihm Traute früher begegnet, hätte sie sicher sein Schicksal beeinflusst. Er schätzte sie als tapferes Mädel, das wohl auch eine tüchtige Hausfrau sein würde. Aber ihretwegen den Beruf aufgeben, um Landwirt zu werden — nein, niemals.

Er hätte das alles, so wie er es dachte, auch seinem Vater und der Mutter sagen können, aber ein gewisser Troß hielt ihn zurück. Es ärgerte ihn, daß ihm das ganze Dorf wegen Traute feindlich gesinnt war. Das verdiente sie nicht. Das verdiente auch er nicht.

So war die Zeit der Heuernte gekommen. Eine drückende Schwüle lag über den Feldern und Wiesen. Ueberall waren alle Hände beschäftigt, das Heu einzubringen; denn man fürchtete ein Gewitter.

Paul Slobodzki hatte im Garten etwas gelesen und jetzt das Buch zugemacht. Er war unentschlossen, was er tun sollte. Da fiel sein Blick auf den Kirschbaum, an dem die Kirschchen wie große Trauben hingen. Sie waren in der Hitze der letzten Tage gereift und fast alle schon schwarz geworden.

Er nahm eine Leiter und lehnte sie an den Baum. Er suchte sich die schönsten Kirschchen und aß. Als er von der Leiter herabstieg, fühlte er sich müde, und da er nichts anderes vorhatte, legte er sich in dem Schatten eines Baumes in das Gras.

Nach einer Stunde kam die Mutter zufällig in seine Nähe. Sie sah ihn mit halb-offenem Munde schlafen und suchte ihn zu wecken; denn sie hielt es für ungesund, mit offenem Munde im Grase zu liegen.

Er sah nicht zu schlafen, und sie rief darum noch lauter. Als er sich immer noch nicht rührte, trat sie ganz nahe an ihn heran, schüttelte ihn am Arm, aber er gab auch jetzt noch keine Antwort.

Da erschrak die arme Frau zu Tode und rief ganz laut:

„Paul, Paul!“

Er atmete unruhig weiter, aber er schlug die Augen nicht auf. Nachbarsleute arbeiteten auf einer Wiese nebenan. Sie hörten Frau Slobodzki laut rufen und sahen auch bald, daß sie ihnen winkte. So gingen sie zu ihr.

Wochten auch andere Leute den Schreckensruf der geängstigten Frau gehört haben, oder was sonst immer im Spiele war: bald standen zehn, zwanzig Leute um den Studenten. Niemand wußte Rat. Plötzlich fiel ein Wort, daß vielleicht manchem auf den Lippen

schwebte, das man aber nicht auszusprechen wagte:

„Die Zmora!“

„Schämt euch, ein solches Wort in den Mund zu nehmen“, beehrte die unglückliche Mutter auf. „Betet lieber!“

Der Tadel machte auf niemanden Eindruck. Es rührte sich auch keine Hand zum Gebete.

„Es muß jemand den Doktor holen!“ sagte einer.

„Vor drei Stunden kann er nicht hier sein“, sprach ein anderer und ging weg.

Einige Männer hoben den Schlafenden auf. Er war schwer wie ein Stein, und er erwachte nicht.

Plötzlich sah jemand eine Maus unruhig hin- und herlaufen, wie wenn sie das Loch nicht finden könnte, aus dem sie gekommen war. Einer suchte einen Stock, um sie zu erschlagen. Ein anderer aber faßte ihn am Ärmel und sagte leise:

„Paß sie; es ist die Zmora.“

„Glaubst du auch daran? Ich hätte dich für klüger gehalten.“

„Denk' du, was du willst. Ich gehe. Wenn die Zeit um ist, kommt Paul auch ohne Doktor zu sich.“

Es wurde ganz still. Die Mutter suchte den Kopf des Schlafenden zu heben, ließ ihn aber wieder sinken. Dann schickte sie das jüngste Kind, das allein zu Hause war, in den Wald, um den Vater zu holen.

Die meisten gingen jetzt wieder an die Arbeit, da sie nicht helfen konnten. Jene zwei aber, die sich eben über die Zmora gestritten hatten, setzten ihre Unterhaltung fort.

„Man sollte solche Dinge nicht immer wieder erzählen; denn unsere eigenen Kinder lachen uns aus.“

„Freilich“, antwortet ihm der andere, „die Kinder sind heute viel zu klug. Unser Vater hat uns oft erzählt, daß er einst auf einem Neubau gearbeitet habe. In der Mittagspause hätten sich die Arbeiter auch in den Schatten gelegt. Dabei sei einer ganz steif geblieben und nicht eher wider zu sich gekommen, als bis man ihn mit Weihwasser besprenge.“

„Anderes Wasser hätte es ebenso getan“, erwidert der andere hartnäckig. „Wie kann man einen solchen Unsinn glauben, daß die Zmora den Menschen drückt oder würgt, oder daß seine Seele durch den offenen Mund herausgehe, um an einem anderen Orte jemandem einen Schaden zu tun. Altweibergerede, sonst nichts!“

„Aber die alten Leute haben doch auch ihre Augen und Ohren gehabt und nicht blindlings alle Dinge geglaubt.“

„Das mag schon sein, aber die heutige Zeit ist viel aufgeklärter. Wir selbst glauben auch nicht mehr an Geister und Hexen, wie unsere Großeltern.“

„Na, wir werden ja sehen, was mit ihm werden wird.“

„Gar nichts wird werden! Paul wird wieder aufstehen und gesund sein wie wir.“

So stritten in den beiden die alte und die neue Zeit. Die Erfahrung schien der neuen Zeit recht zu geben.

Zulezt waren nur noch zwei Nachbarinnen bei der Frau Glodczyk zurückgeblieben. Sie legte Paul kalte Kompressen auf die Stirn und ging von Zeit zu Zeit in das Haus, um sie dort zu erneuern. Da war es den beiden Frauen, als käme auf der Straße ein Wagen gefahren. Sie sahen beide nach der Richtung, aus der das Geräusch kam, aber es war kein Wagen zu sehen. In dem Augenblick aber, als sie sich umwandten, lief die Maus über den Kopf des daliegenden Paul, und sie hätten schwören können, daß sie in seinem Munde verschwunden sei.

Sie schrien laut auf. Frau Glodczyk kam aus dem Hause und sah die beiden aufgeregten Nachbarinnen, die kaum ein Wort hervorbringen konnten.

„Die Maus ist in seinen Mund gefrohen!“ schrien sie durcheinander.

Die Mutter war ganz bestürzt. Sie erschrak noch mehr, als sich Paul jetzt zu rühren begann. Er schlug die Augen auf und sah sich erstaunt um. Er wußte nicht, wie ihm geschah, als die sonst so zurückhaltende Mutter ihn umarmte, ihn mit Tränen in den Augen auf die Stirn küßte und immer wieder fragte

„Was fehlt dir?“

„Mir? Gar nichts! Nur mein Kopf ist ganz benommen, und ich habe einen so dummen Traum gehabt.“

Jetzt bekamen auch die beiden anderen Frauen ihre Sprache wieder:

„Gott sei Dank, daß du wieder am Leben bist! Wir hatten recht Angst um dich.“

Dann gingen sie fort; unterwegs aber flüsterte die eine der anderen leise zu:

„Es war doch die Zmora! Wer weiß, was sie angestellt hat, als er ohne Seele dalag!“

Paul ging mit seiner Mutter in das Haus. Sie kochte ihm eines ihres Hausmittel, das bei jeder Krankheit helfen mußte und auch hier wieder seine Wirkung tat.

„Wenn ich nur wüßte, was ich geträumt habe“, wiederholte Paul immer wieder. Er sann nach. „Es war, als ob jemand von einem Wagen fiel, aber ich konnte nicht sehen, wer es war. Es war sicher ein großes Unglück. Ich stand dabei und konnte nicht helfen. — —“

Auch auf dem Gutshofe mußten alle Leute bei der Heuernte helfen. Zu Mittag sagte Drosdek zu seiner Nichte:

„Traute, heute bleibt nichts übrig, du mußt aufladen helfen. Wir haben zu wenig Leute.“

„Natürlich tue ich es gern; das macht mehr Bewegung als der schönste Sport.“

Sie zog sich um und fuhr mit hinaus. Draußen stand sie auf dem Wagen, nahm das mit einer eisernen Heugabel hinaufgereichte Heu und schichtete es kunstgerecht auf. Der Knecht half dabei.

Die Hitze war fast unerträglich, und die Fliegen belästigten die Pferde so, daß sie ganz unruhig wurden.

„Nun das Rekte!“ sagte der Knecht und spieckte ein großes Bünd mit der Gabel auf. Traute stand auf dem hohen Fuder und breitete ihre Arme aus, um es aufzunehmen. In diesem Augenblick erschrafen die Pferde vor irgend etwas und zogen mit einem scharfen Ruck an. Traute glitt aus und fiel von dem

hohen Fuder herab, gerade in die Zinken der Heugabel, die der Knecht in die Höhe hielt. Ein gellender Schrei; dann war alles still.

Das Ganze hatte sich in so kurzer Zeit abgespielt, daß alle vor Schrecken starr waren. Erst als Traute auf dem Boden leise zu wimmern begann, kam Bewegung in die Leute. Sie riefen, sie schrien, und die anderen kamen herbei.

Man bettete Traute auf das Heu, aber noch ehe ihr Dunkel herangeholt werden konnte, starb sie.

Was weiter geschah, braucht nicht erzählt zu werden.

Draußen im Dorfe aber hieß es:

„Das war doch die Zmora.“

— — —
Kein Mensch hat je erfahren, was der Pfarrer von der Zmora hielt. Fragte man ihn danach, gab er stets dieselbe Antwort:

„Jeder Gai hat seine eigenen Sagen. Wer nicht desselben Blutes ist, kann die Sagen eines bestimmten Kreises nicht begreifen.“

Wenn wir fern sind — — —

Wenn wir fern sind in Millionen Jahren,
weltenweit vom Sphärenwind verweht
in den Kosmos, der urewig steht —

da wir zwei vor Millionen Jahren
auf dem Sterne, auf der wunderbaren
kleinen Erde nur zwei Menschen waren,
voll von Sehnsucht, Liebe und Gebet,
Menschen mit Gebärden, Füßen, Haaren,
zweie, die sich, liebend, alles waren —

die das Leben trennte und verweht' —
wenn wir fern sind in Millionen Jahren,
über Sterne unser Schreiten geht,
hell durch alle lichtvoll blauen, klaren
Himmel, die einst Götterträume waren
einer Erde, die nicht mehr besteht —

wird uns dann der Wunsch noch widerfahren,
uns zu einigen im tiefsten Glücke
und so aus verlorenen Erdentagen
in das Land der Ewigkeit zu schlagen
einziger Liebe sonnenhelle Brücke?

Eugen Kaboß.

Der Rüssel des heiligen Florian

Von Joseph Wittig.

Schier bis zur Erde herab neigte sich auf der hinteren, vom Dorfe abgekehrten Seite das Dach der alten Holzkirche, so wie eine Hand, die noch ein wenig vorwärts tastet, um soviel wie möglich zu erfühlen und zu erfassen. Eine solche Hand hebt dann ein wenig die letzten Fingerglieder. Und das Dach, das vom First herab zunächst ziemlich steil herniederging, bis es an die Nordwand des Kirchenschiffs kam und dessen Gebälk gut deckte, veränderte nun ein wenig seine Neigung und strebte in flacherem Gange zu der niedrigen Holzwand hin, an der zwei Feuerleitern, zwei Feuerhaken, drei Funkenplättchen und ein Duzend hanfener Böschelimer hingen. Denn auch diese mußte, so sehr auch die Böschelimer nach Wasser dursteten, das Kirchendach noch mit seinen beiden letzten Schindelgelegen gegen Raßwerden und Fäulnis schützen.

Ich war damals zwanzig Jahre alt, dachte also viel über das Leben nach, wie es so kommt und geht und wie es die einzelnen Menschen in seinen Dienst spannt, oder wie es sie achlos beiseite wirft. Ich hatte mich unter den Nemtern und Diensten der Welt umgesehen und war zu der Einsicht gekommen, daß es sich eigentlich nur lohne, dem Herrgott zu dienen. Darum war ich Student der katholischen Theologie geworden, hatte aber jetzt Ferien und war mit einem gleichgesinnten Studienfreunde auf einen ober-schlesischen Gutshof zu Besuch gefahren. Es gefiel mir, daß die Feuerleitern, Haken, Plättchen und Eimer so an der kleinen Holzkirche hingen, und daß das Kirchendach auch über sie herabkam, um sie zu schützen.

Man sagt oft — es ist aber deshalb nicht wahr — die Pfarrer hätten nichts zu tun; nur Sonntags das bißchen, sonst die ganze Woche nichts. Glaubt mir, die Feuerleitern und Haken und Plättchen und Eimer hatten noch viel weniger zu tun. Es gab manche, die ihr ganzes Leben lang nicht zur Arbeit kamen; die frisch und leuchtend vom Zimmermann weg an die Kirchenwand gehängt wurden und dort hängen blieben, bis sie mürbe wurden und zerfielen. Sie gehörten zu den vielen untätigen Notwendigkeiten, zu deren Schutz der Herrgott die Kirche und die Zimmerleute das Kirchendach geschaffen haben. Die Glocken im Turm läuteten alle Tage und die Ministrantenschellen sogar fünf bis sechs Mal bei jeder Messe und kamen sich deshalb sehr wichtig vor gegenüber den Feuerlöschgeräten unter dem Dachüberhang. Sie waren ja auch bedeutend schöner und wertvoller.

Mein Studienfreund diente drinnen in der Kirche noch bei einer zweiten Messe. Er konnte nie genug davon bekommen und zählte die Anzahl seiner Altardienste redlich zusammen und führte Buch darüber. Derweilen war ich, von dem herrlichen Sommermorgen verlockt, ein wenig um die Kirche herum gegangen. Ich finde, es ist schön in der Kirche, wahrhaftig! Aber auch um die Kirche herum ist es schön. So war ich zu den Feuerleitern gekommen und führte mein Gespräch mit ihnen. Inzwischen war auch der alte Kirchvater, der Küster, aus der Kirche herausgeschlüpft, so zwischen Offertorium und Kommunion, wo die heilige Messe auch ohne ihn ganz gut gelesen werden konnte, und machte sich an der Tür zu schaffen, die in den Raum unter dem überhängenden Kirchdache führte. Gleich war ich bei ihm. Solche Kammern und Schuppen an der Kirche bringen immer mein Herz zum Klopfen; ich muß hineingehen und mich darin umsehen. Denn der Hauptraum der Kirche, da darf nichts Merkwürdiges darin stehen; da ist immer ein Hochaltar und ein oder mehrere Paar Seitenaltäre, ein Taufstein, eine Kanzel, ein oder mehrere Weichstühle, viele Bänke, ein Kreuzweg ringsum; das kennt man schon seit Jugendzeiten; es hat bald diese, bald jene Form, stammt bald aus diesem, bald aus jenem Jahrhundert, aber auch die Verschiedenheiten der Formen und der Jahrhunderte hat man sich bald eingepägt und satt gesehen. Da kommt man auf den Gedanken, daß die Geheimnisse der Kirche in die Dachböden, Kammern und Schuppen geflüchtet und dort vielleicht eingeschlafen sind. Denn Geheimnisse und Wunder sind in der Kirche, in jeder Kirche; das steht fest. In jeder Kirche kann der Mensch seinen Herzensrost und seine Heilung finden.

Der Schuppen hatte kein so gewöhnliches eisernes Schloß. Der Kirchvater drückte eine Deckleiste beiseite, steckte seinen Zeigefinger in ein bisher verdecktes Loch, drückte einmal nach oben, dann nach unten, dann mehrere Male nach rechts; da schob sich innen ein Riegel zurück und die Tür öffnete sich. Das war doch schon wenigstens ein kleines Geheimnis, das ich da beobachten konnte. „Sie brächten's doch nicht auf, wenn Sie's probieren wollten; der Herr Pfarrer bringt's auch nicht auf“, sagte der Kirchvater, und ich hatte einen Eindruck, daß in der Kirche ursprünglich nicht nur die Bischöfe und Priester für die Verwaltung der heiligen Geheimnisse Einweihungen erhielten, sondern auch die

Kirchendiener. Dieser da an dem obererschleßischen Holzkirchlein hatte sogar eine Schlüsselgewalt, die der Pfarrer nicht hatte.

„Ich habe da meine gute Wahre drin stehen. Die gehört mir privatim. Für die gewöhnlichen Begräbnisse wird nämlich nur die Gemeindebahre gebraucht. Aber heute ist primae classis.“

Er wußte, daß ich Priester werden wollte, und es war eine Höflichkeit von ihm, daß er mir gewissermaßen lateinisch entgegenkam. Ich half ihm darum, die Wahre in die Eingangshalle der Kirche tragen. Durch das vergitterte Türfensterchen sah der Kirchvater, daß er nun am Altare unbedingt notwendig war, und ich benutzte die Gelegenheit, rasch noch einmal in den Schuppen zu gehen. Dort standen nämlich noch ein paar ganz andere Dinge als Wahre und Betschemel des Kirchvaters, der zugleich Totengräber war. Gestalten hatte ich gesehen, vier, fünf.

Sie standen alle auf leichten Tragbahren. Ich wußte natürlich sogleich, um was es sich handelte. Hatte ich doch schon öfters obererschleßische Prozessionen und Wallfahrten gesehen, bei denen junge Burschen und Mädchen solche Tragbahren mit Heiligenfiguren in feierlichem Schritt auf den Schultern trugen. Sie standen aber alle so ernst und heilig da, daß ich nicht gleich so bekannt mit ihnen tun durfte. Ich grüßte darum höflich: „Guten Morgen!“

Keine Antwort!

Ich besann mich sofort darauf, daß in dem Dorfe wenig deutsch gesprochen wurde, besonders seit die preußische Regierung einige sehr ärgerliche Verordnungen erlassen hatte. Zwar glaube ich, daß die Heiligen sehr wenig in Politik machen, aber mit dem Volke, unter dem sie leben, sind sie doch herzenseins, und dem Volke soll man seine Sprache lassen. Ich hub wieder an und grüßte: „Pochwalony Jezus Chrystus“ (was ich jetzt nicht richtiger schreiben will, als ich es damals gesprochen habe; es sollte aber heißen: Gelobt sei Jesus Christus). Da quietste sogar die vom Wind in den Angeln gedrehte Tür: „Na wieci, amen“, was offenbar soviel hieß wie „In Ewigkeit, Amen!“

Von da an verstanden gleich alle deutsch. Es waren lauter deutsche Heilige. Ich erfuhr später, daß sie aus einer Schnitzwerkstatt von Reisse stammten. Deutschsein heißt aber: die Muttersprache lieben und ehren, auch wenn sie polnisch ist.

Ich sagte, daß sie alle auf Tragbahren standen. Nein, eine saß. Das war die Muttergottes von Wartha. Sie war also offenbar die Vorsitzende in dieser heiligen Versammlung. Das war mir sehr lieb, denn in Wartha war ich bekannt und hatte auch einige einflußreiche Beziehungen. Sie verhandelte

aber gerade mit einer Madonna im Mehrenkleide, über die ich mich später in Joseph Klappers Volkskunde orientierte. Sie muß ursprünglich für eine Wallfahrt nach dem niederschleßischen Hochkirch geschaffen worden sein, begleitete aber damals auch die anderen Prozessionen. Sie war sehr schön und gewissermaßen der Stolz des Dorfes. Die anderen Heiligen waren männlicher Gestalt. Ich erkannte den heiligen Wenzel und den heiligen Laurentius. Der heilige Wenzel war mir verdächtig wegen seiner religionspolitischen Beziehungen zu Prag.

„Meine Damen und Herren“, begann ich, „entschuldigen Sie, daß ich Ihre Versammlung störe, aber ich interessiere mich sehr für solche hölzerne Figuren. Mein Name ist so und so; ich bin stud. theol. cath.“

Da ging ein Rächeln über alle Gesichter. Die Köpfe schienen sich zu neigen, und ich erwartete schon, daß die Figuren auch ihren Namen nennen würden, etwa so: „Ich bin die Muttergottes von Wartha“ und so weiter. Aber nein! Sie sagten bloß: „Wir sind selig, n a m e n los selig!“

Ich staunte: „Selig — in diesem armseligen Schuppen?“

„Armseligkeit ist die größte Seligkeit“, kam's als Antwort zurück. Und als Gegenfrage: „Haben Sie schon einmal von einer Reichseligkeit gehört?“

„Nein, das zwar nicht“, antwortete ich, „aber wenn ich schon einmal so selig sein sollte, dann wollte ich schon lieber auf einem der Postamente im Kirchenschiff stehen oder gar rechts und links vom Tabernakel, wo doch alle Tage die Menschen zu mir kämen und mit mir rebeten.“

Ein helles Lachen! Waren es die jungen Mädchen, die aus der zweiten Messe kamen? Nein, die Heiligen selber müssen es gewesen sein, denn sie strahlten mich in liebevollem Spott an und sagten: „Da denken Sie, die Leute würden zu Ihnen sagen: O heiliger Joseph von Neusorge!“ — Neusorge ist nämlich mein Geburtsort, und Heilige werden oft nach ihrem Geburtsort benannt. — „Nein, nein, die Posten auf den Altären und Postamenten sind besetzt oder für nette Franzosen und Italiener reserviert. Die deutschen Heiligen, wenn sie nicht zufällig aus Holz sind, wie wir, bekommen nicht einmal in einem Kirchenschuppen ihren Platz, denn sie sind so eigensinnig, daß sie nur im Herzen ihres Volkes wohnen wollen.“

Das Gespräch wurde mir peinlich, und es klang an einigen Stellen geradezu unfürzlich. Ich lenkte ab und fragte: „Was machen Sie denn nun das ganze Jahr in diesem Schuppen?“

Da neigte sich mir die Madonna im Mehrenkleide zu und sagte: „Sehen Sie, es

war vor zwei Jahren. Da sollte unter vier Mädchen, die mir für die Wallfahrt nach Wartha zugeteilt waren, auch Anna Skowronek sein, die Tochter der Ortsvorsteherin. Diese Anna Skowronek war im ganzen Dorfe bekannt und beliebt wegen ihrer jungfräulichen Sittsamkeit. Aber wir Heiligen wissen das ja besser, und es soll ja auch so sein. Wenn einem solchen Mädchen der richtige Mann begegnet, so kann es sein Herz noch so fest verschließen, es öffnet sich von allein. Ich habe das alles mitgemacht mit der Anna Skowronek. Und in einer Nacht mußte ich sie rufen: Du, Anna Skowronek, du willst doch die Madonna im Mehrenkleid tragen! Da stieß sie den Mann weg; er müsse warten, bis sie in Ehren sein Weib werden könne. Sie trug mich als Jungfrau nach Wartha. Ein Jahr später kam der Mann wieder und führte sie an den Altar. Ich möchte mich auch dieses Jahr wieder von ihr tragen lassen, aber sie trägt jetzt ein Kindlein. Kein Mensch im Dorf weiß, wie nahe sie der Schande war. Siehst du, ich bin eine armselige Holzfigur, aber der Gedanke an mich hat dieses Menschenleben vor Schande und das ganze Dorf vor einem Aergernis bewahrt! Dafür lohnt es sich schon, ein paar Jahrhunderte in diesem dunklen Schuppen zu stehen.“

Unterdessen hatten die anderen ihre Beratung fortgesetzt. Es handelte sich darum, wer in diesem Jahre nach der Grummeternte an der großen Gelöbniswallfahrt des Dorfes teilnehmen wolle, und wer insbesondere die Madonna im Mehrenkleide tragen solle. Das Töchterlein des Gutsbesizers komme in einigen Tagen aus dem Pensionat der Breslauer Ursulinerinnen zurück, und ihr Vater nehme für sie diese Ehre in Anspruch. Die Ehrwürdigen Schwestern hätten sie wie den eigenen Augapfel behütet, und sicher sei kein Mädchen des Dorfes so unberührt wie sie. Das ganze Dorf hinwieder fühle sich geehrt, daß die Tochter des Gutsbesizers zusammen mit den Kleintöchterlein an der heiligen Fahrt und Trage teilnehmen wolle.

Wenn Heilige beraten, gibt es natürlich nie Diskussion und Widerspruch. Sie sagten alle ja, aber es war mir, als ob sie dabei alle an die hintere, noch dunklere Wand des Schuppens sähen. Unwillkürlich folgte mein Blick dorthin. Aber da stand auf einmal der Kirchvater an meiner Seite, und mir war es im Augenblick unklar, ob ich das ganze Gespräch wirklich mit den hölzernen Heiligen oder mit ihm geführt hätte. Er sagte mir bloß: „Es ist noch eine dritte Messe. Es kommen viel Geistliche zum Begräbnis heute. Ihr Herr Kollege ministriert noch. Ich will bloß noch rasch den guten Bettschemel holen. Der ist auch mein Privateigentum. Für die ge-

wöhnlichen Begräbnisse ist auch einer von der Gemeinde da.“

Ich begriff, daß er mich jetzt aus dem Schuppen hinaushaben wollte, war aber nicht von der Stelle zu bewegen. An der dunklen Wand mußte es noch ein Geheimnis haben. Da erklärte er mir, daß sich die Leute sehr vor diesem Schuppen fürchteten. Denn es käme doch manchmal vor, daß ein Ortsfremder und Unbekannter in der Dorfgemarkung zu Tode käme; dann würde seine Leiche hier aufgebahrt. Und ganz gewiß sei es, daß manchmal aus diesem Schuppen merkwürdige Geräusche kämen; so wie wenn jemand eine Kanne Wasser ausgüsse. Die Leute, sagte er, sagen: Wenn jemand dieses Geräusch hört, dem wird eine Freude oder ein Geschäft oder ein großer Plan verdorben. „Sie interessieren sich wohl sehr für diese Heiligenfiguren? Es war lezt ein berühmter Doktor da, der hat sie alle aufgeschrieben und hat zum Pfarrer gesagt: Wenn ich nicht schon Doktor wäre, würde ich den Doktor darüber machen. Und er hat mir eine ganze Mark für das Zeigen gegeben. Wollen Sie etwa den Doktor darüber machen?“

„Ach“, antwortete ich, „ich habe leider bloß zwanzig Pfennige bei mir. Aber die gebe ich Ihnen gern, wenn Sie noch einen Augenblick Geduld haben. Dort hinten an der Wand muß noch etwas Sehenswürdiges sein!“

Der Kirchvater nahm die zwanzig Pfennige, sagte aber: „Nein, dafür wär's zuviel. Dort hängt bloß noch ein heiliger Florian, von dem der Doktor von der Kommission gesagt hat, er wäre absolut wertlos.“

Da war ich auch schon dort und sah den heiligen Florian, den Schutzheiligen gegen Blitz und Ungewitter. Das Bild von der offenen Tür schimmerte wider in seinem vergoldeten Helm und seiner mächtig wehenden versilberten Fahne. „Der ist gar nicht so wertlos“, rief ich aus, um dem Doktor von der Kommission zu widersprechen. „Und das Gebäude, das er vor Blitz und Brand bewahrt, das ist doch der Unterhof mit dem Türmchen auf dem Vorbau! Wie kommt denn dieser heilige Florian in diesen Schuppen?“

„Weil der Unterhof abgebrannt ist!“ erwiderte der Kirchvater.

„Und der heilige Florian ist nicht mitverbrannt? Das ist ja ein Wunder!“

„Er hat wahrscheinlich angezündet!“

„Aber nein, was Sie sagen! Da wäre er ja ein gefährlicher Heiliger! Erzählen Sie mir doch! Warum lassen Sie ihn denn in diesem Schuppen? Denken Sie doch, bei Ihrer schönen Bahre und dem guten Bettschemel!“

„Die habe ich bei der Feuerversicherung eingereicht.“

„Aber die ganze Kirche! Wenn der Schuppen brennt, brennt doch das ganze Gebäude!“

„Auch versichert! Und der Pfarrer hat gesagt, für seine eigenen Häuser müsse der Herrgott schon ein wenig selber sorgen. Den Florian mag niemand anrühren. Der steht noch so, wie ihn der alte Gutbesitzer vor siebzig Jahren hingestellt hat.“

Wie kommt denn der alte Gutbesitzer dazu? Ich denke, der Florian stand am Unterhof, und der war doch immer in anderen Händen!“

„Ach ja, das ist halt eine lange Geschichte, eine traurige! Der alte Gutbesitzer soll, obzwar verheiratet, ein Verhältnis gehabt haben mit der damaligen Besitzerin des Unterhofes. Und er soll ihr reinweg alles geschenkt haben, was sie wollte. Und als sie alles hatte, soll sie bloß noch einen schönen heiligen Florian für ihr Haus gewollt haben. Und richtig, er ließ ihr einen heiligen Florian machen und bezahlte auch noch den Maurer, der die Nische dazu machte. Der Pfarrer mußte — der Gutbesitzer ist nämlich der Kirchenpatron — mit all seinen Ministranten zum Unterhof, um die Figur einzuweihen. Und in der Nacht darauf brannte das Haus ab. Die Besitzerin des Unterhofes ist selbst auf die Feuerwehroleiter geklettert und hat den Heiligen heruntergeschmissen. Und da er nicht kaputt gegangen ist, hat sie ihn in den Gutshof tragen und ihrem Liebhaber vor die Tür stellen lassen, wohl in der Hoffnung, daß er jetzt auch den Gutshof anzünde. Das hat er aber nicht getan. Mit der Freundschaft war es aber natürlich aus.“

„Mit der Freundschaft war es natürlich aus“ — ich muß sagen, daß mich diese Geschichte mächtig packte. Ich stand ja in den Jahren, in denen dem Menschen Freundschaft Leben ist und Ende der Freundschaft Tod; ich kannte die heiligen und unheiligen Feuer der Freundschaft; mein Herz hatte schon oft gebrannt, bald wie ein Alar in Kerzenlicht, bald wie ein Gehöft in Feuersbrunst. Dieser heilige Florian, der hierher in den Schuppen verbannt war, weil er den brennenden Unterhof nicht gelöscht, sondern vielmehr, wie der Kirchvater sagte, selbst angezündet hat, — dieser heilige Florian hat ein solches unheimliches Herzensfeuer gelöscht, das Feuer einer verbotenen Liebe, — hat es gelöscht nicht mit Wasser, sondern mit Feuer.

Ich will verraten, daß mich dies selber anging. Ich wollte mich einem Berufe weihen, der die Verpflichtung mit sich bringt, das Herz allein Gott zu weihen und jeglicher irdischen Liebe zu verschließen; ich hatte auch immer küchtlig zugeschlossen. Aber als ich das letzte Mal mit meinem frommen Studien-

freunde in seiner Heimat und seinem Vaterhause war, hatte mir seine junge Schwester Margarete doch gar zu gut gefallen. Wohl war mein Herz gut verschlossen geblieben, aber es war doch umweht und umduftet von einer unsäglichen Seligkeit wie ein Gartenhäuschen unter Hollunderbüschen. Blühend weiße Brieflein und Ansichts- oder Künstlerpostkarten mit Rosen, Tulpen, Nelken gingen hin und her, im Texte sehr zurückhaltend und formell, aber in jedem Buchstaben verräterisch. Eine solche Zwiespältigkeit in meinem Leben war mir peinlich, wenigstens solange ich den dunklen Augen des geliebten Mädchens entrückt war, und ich hätte jetzt am liebsten meine Hände zu dem heiligen Florian erhoben und hätte gebetet: Du lieber heiliger Florian, der du dich erprobt hast als Schutzheiliger gegen das unheimliche Feuer des Herzens, gieß' deinen Kübel über mich aus, egal, ob mit Wasser oder mit Feuer!“

Aber ich kam nicht zum Beten. Mit hochgeröteten Wangen trat mein Studienfreund durch die Schuppentür und rief: „Wo bist du denn? Denk, dreimal habe ich diesen Morgen am Altare dienen dürfen, bei drei heiligen Messen! Du, ich war selig! Aber wo bist du denn gewesen? Ist dir schlecht gewesen? Du gingst noch vor Schluß der ersten Messe hinaus; bist du gar nicht mehr hereingekommen?“

„Nein“, antwortete ich, und ich hörte ordentlich den Florian gießen. „Du weißt doch, daß ich es Sonntags nicht mehr als eine Stunde und wochentags nicht mehr als eine halbe Stunde in der Kirche aushalte. Ich habe mich inzwischen ein wenig umgesehen, hab' dem Kirchvater die Reichenbahre heraustragen helfen und bin seitdem in diesem Schuppen gewesen.“

Der Kirchvater hatte uns inzwischen aus dem Schuppen gedrängt, denn er hatte höchste Eile in die Sakristei. Hatte er eigentlich doch schon seinen Dienst versäumt durch die Erzählung vom Brande des Unterhofes! Aber mir war's, als murmelte er, sich tröstend, vor sich her: „Der gibt doch kein Trinkgeld!“ Und er muß damit den Priester von der dritten Messe gemeint haben.

Die Wangen meines Freundes waren bleich geworden; alles Feuer darauf war erloschen. Er nahm mich bei der Hand und sagte bekümmert: „Es tut mir doch leid, daß du dich innerlich so ganz von mir trennst. Siehe, einen Reichenschuppen ziehst du dem Gotteshause vor. Du willst Priester werden und dienst lieber dem Totengräber als dem lebendigen Gott . . .!“

Ich zog ihm meine Hand fort und sagte: „Ach, laß doch das! Ich war ja in der Pfarrmesse! Komm lieber und sieh', was für ein famos es Schloß hier am Schuppen angebracht

ist. Der Kirchvater denkt, daß selbst Petrus mit seiner Schlüsselgewalt dieses Schloß nicht öffnen könne, wenigstens nicht der Pfarrer. Ich will dir's mal aufmachen!"

Schon hatte ich die Deckleiste beiseite gehoben und den Finger in das Loch gesteckt, ertastete auch bald den Riegelhemmer und schob den Riegel zurück; die Tür ging auf. „Du bist wie ein Einbrecher!“ erschrak der Freund und wandte sich ab.

„Nein, du mußt dir einmal die schönen Heiligen ansehen, die darin sind! Ich habe eben gerade eine ganz wunderbare Betrachtungsstunde mit diesen Heiligen verlebt!“

Das Wort Betrachtungsstunde, das ja in allen frommen Tagesordnungen und geistlichen Übungen vorkommt, schien ein wenig Hoffnung im Herzen des Freundes zu erwecken. Er kam wirklich in den Schuppen. Als ich aber zu erzählen begann, rief er aus: „Du, das ist ja alles Aberglaube! Ich hatte gerade bei der zweiten heiligen Messe eine Erleuchtung: Ich will mein ganzes Leben dem Dienste der Aufgabe weihen, das Volk herauszuführen aus seinem Aberglauben und seine Frömmigkeit ganz auf das göttliche Herz Jesu und seine heilige Mutter zu konzentrieren!“

Florian, gieß!

„Und ich will“, unterbrach ich ihn, „mein ganzes Leben der Aufgabe weihen, dem Volk seinen Glauben und seine Freude und sein Vertrauen zu erhalten!“

Da nahm er mich wieder bei der Hand. Ich kann es schon nicht gut leiden, wenn jemand meine Hand ergreift, um mich zu irgend etwas heranzukriegen oder mir mein Wesen auszureden. „Lieber Freund“, begann er und nahm dabei ganz den Ton eines unserer geistlichen Vorgesetzten im Studentenkonvikt an, „lieber Freund, ich glaube, der Augenblick ist gekommen, in dem ich die bittere Pflicht habe, dir eine brüderliche Zurechtweisung zukommen lassen zu müssen. Du willst Priester werden wie ich. Ich merke aber schon seit einiger Zeit, daß du immer mehr verweltlicht und dich viel mehr der Erde als dem Himmel zukehrst. Wenn ich recht beobachtet habe, wurde dieser Zustand besonders auffallend und bedenklich, seitdem du meine Schwester kennen gelernt hast. Es ist gewiß, daß es allzeit edle und reine Freundschaften zwischen geistlichen, aottigeweiheten Männern und weiblichen Seelen gegeben hat. Aber ebenso gewiß ist, daß Freundschaften zwischen jungen Theologen und weltlich gesinnten Mädchen, wie meine Schwester leider ist, allzeit Fallstricke des Teufels waren. Gestehst du zu, daß du mit meiner Schwester eine verbotene Korrespondenz hast?“

Ruck! Meine Hand war wieder frei. Ich steckte sie aber gleich in die Hosentasche, weil sie ein Gelüste hatte, nach der Wange des Freundes hinaufzulaufen. „Rede doch keinen Blödsinn“, fuhr ich den Freund ärgerlich an. „Gestehen? Gestehen tue ich überhaupt nichts. Und ich wüßte nicht, wer mir eine Korrespondenz mit deiner Schwester verbieten könnte.“

Der Freund hätte sich in seinem heiligen Eifer auch lautlos und ohne Gegenwehr schlagen lassen und hätte doch seine Rede fortgesetzt. „Dann wirst du mir wenigstens sagen können, wer meiner Schwester folgendes Gedicht zugeschickt hat!“

Und er zog ein Blatt Papier aus seiner Tasche, auf dem ich natürlich gleich meine Schrift erkannte. Und er las, jedes Wort durch Betonung zur Sünde machend:

In Vindenblüt' und Anselfschlag

Erglühte längst ein Sommertag.

Der Wind durchsuchte das Gefilde

Auch unter meinem Mügenschilde,

Als ob er's von der Linde wüßte,

Daß Gretchen meine Stirn geküßt . . .

Bei diesem schrecklichen Worte brach er ab, als ob er sich durch den weiteren Text nicht mitsündig machen wollte. „Meine Schwester“, sagte er, „hat ja gelacht über solche Reimerei, aber ich muß dich doch fragen: Hast du meine Schwester geküßt?“

Ich lachte. „Kennst du das Gedicht von Ludwig Uhland, daß er nämlich in seinen Dichtungen schon tausend Küsse bekommen habe, in Wirklichkeit aber leider keinen einzigen? Ich will dir auch zur Beruhigung versichern, daß ich immer im Hute gehe und nie in einer Mühe. Aber wenn deine Schwester eine so dumme Gans ist, daß sie dir meine Briefe ausliefert, dann erwecke ich gern Reue und Leid, daß ich ihr diese Verse geschickt habe.“

„Dumme Gans, das werde ich ihr sagen!“ murmelte der Freund, und er dachte wohl in der Stille: „Das wird sie ja zur Einsicht bringen.“

„Sie hat ja gelacht über solche Reimerei“, nagte es an meinem doch sehr verwundeten Herzen.

Florian hatte seinen Kübel wieder einmal ordentlich gekippt.

Unter den Vorschriften für die geistliche Behandlung einer Menschenseele steht auch eine, die besagt, daß man wohl zuerst mit zornigen Worten niederreißen, dann aber mit milden Worten aufbauen solle. Gemäß dieser Vorschrift sprach jetzt der Freund zu mir: „Gib mir doch wieder deine Hand! Wir wollen nicht böse aufeinander werden! Wir wollen in echter und wahrer Freundschaft einander helfen, den Weg des Guten zu gehen und jeglichen Irrweg zu vermeiden.“

„Wir müssen ja auch zum Frühstück“, erwiderte ich, ihm zustimmend. „Deine ganze Heiligkeit und meine Unheiligkeit kommen bloß daher, daß wir hungrig sind. Und du warst außerdem zu lange in der Kirchel!“

Mit beschleunigtem Schritt wanderten wir dem Gutshause zu. Es war schon einhalb elf geworden, und wir hatten Anlaß, den Vorn der Gutsherrin zu fürchten, die das Frühstück auf punkt zehn Uhr festgesetzt hatte.

„Auf dem Gutshofe weht ja die Fahnel! Da wird Besuch gekommen sein!“

„Sieh doch, das Tor ist wie eine Ehrenpforte geschmückt! Kannst du lesen? Herzlich willkommen! steht auf dem Transparent.“

Wir hatten schon am Abend zuvor gewisse Heimlichkeiten bemerkt. Der Gutsherr liebte Ueberraschungen und hatte seinen Spaß an uns, wenn ihm eine gelang.

„Ich möchte wetten, die Erika aus Breslau ist gekommen. Der Kutscher pukte schon heute früh an den Geschirren. Und der Schnellzug aus Breslau ist vor einer halben Stunde eingetroffen.“

Der Freund nahm wieder meine Hand und sagte: „Wir wollen daran denken, daß auch Fräulein Erika eine Eva ist!“

„Aber sie ist doch bei den Ursulinen erzogen! Denk dir: alle acht Tage Beicht, alle Tage heilige Kommunion. Wenn das die Eva im Paradiese gehabt hätte, wäre das ganze Unglück nicht geschehen.“

Ein Dienstmädchen beobachtete unser Kommen und verschwand vom Fenster, als sie uns gesehen. Wir traten in das Gutshaus. Lautlose Stille! Wir klopfen an die Tür zum Wohnzimmer. „Herein!“ rief der Gutsherr mit seiner alltäglichen Stimme. Wir öffneten die Tür . . .

Wie ein Festsaal war das Wohnzimmer geschmückt und erleuchtet. Trotz der Heiligkeit des Tages brannten Kerzen auf den alten Silberleuchtern. Viele Menschen schienen in dem Raum zu sein, denn es lebte alles. Ein paar Ahnenbilder und große Photographien hatten nur die Rahmen an der Wand gelassen. Die Ahnen und Voreltern schienen um den festlich gedeckten Frühstückstisch zu stehen. Der Gutsherr und die Gutsherrin erhoben sich von den Plätzen und hatten plötzlich eine außerordentlich liebliche Erscheinung zwischen sich. Das war Erika, die Tochter, die Pensionärin von St. Ursula. Man sah sie und sah sie auch wieder nicht, so dultig war sie in ihrem hellen Sommerkleide. Ein Flakern des Kerzenlichts konnte sie sein.

Ich konnte nach der förmlichen Vorstellung dem Freunde rasch ins Ohr sagen: „Guck sie dir erst richtig an, wenn du ordentlich gefrühstückt hast!“

„Dreh' nur jetzt den Spieß um“, erwiderte er und bekannte damit, daß er schon Feuer gefangen hatte. Der Gutsherr beobachtete uns unter fröhlichem Geplauder. Erika erzählte von der schönen Abschiedsfeier bei St. Ursula. Heute früh habe es freilich sehr eiz gehen müssen. Es seien noch einmal alle mit ihr zur heiligen Kommunion gegangen, schon um einhalb fünf; auch die lieben Schwestern. Dann geschwind noch eine Tasse Kaffee, schnellste Droschke auf den Bahnhof und um sechs Uhr schon im Zug! Aber sie hätten alle versprochen, sie auf der Fahrt geistig zu begleiten und ihr die heilige Messe um einhalb sieben aufzuopfern. Sie sei jetzt zwar ein wenig müde, aber es sei doch eine unbeschreibliche Seligkeit, daheim bei den lieben Eltern zu sein und zugleich sich umgeben zu wissen von all den lieben Schwestern und Freundinnen.

„Ja“, sagte mein Freund, dessen Wangen wieder gerötet waren und dessen Augen geradezu strahlten, „das ist das herrliche Wunder der heiligen Kommunion, daß sie uns alle innig vereint!“

Mein Gott, dachte ich, der fängt ja schon richtig an! „Innig vereint!“ Das würde dir so passen! Und dazu den Schutzmantel des frommen Geredes über die heilige Kommunion! Ich dachte an den heiligen Florian im Kirchenschuppen.

Wahrscheinlich hätte ich mich selber in Erika verliebt. Aber die Szene auf dem Heimweg vom Kirchgange hatte mich doch so sehr gegen meinen Freund gewendet, daß ich jetzt ein richtig schlimmer Aufpaffer wurde und mit wahrhaft boshaftem Vergnügen das Spiel beobachtete, das sich hier zwischen zwei jungen Herzen abzuspielen begann. Denn Erika lauschte den frommen Worten meines Freundes, zuerst wie Nachklängen der frommen Klosterzeit und dann doch auch wie Vorklängen einiger schöner, geselliger Tage, die jetzt im Vaterhause folgen würden. Der Freund war sehr hübsch und konnte auch recht geistreich sein.

„Vater“, sagte Erika, „ich wollte zwar, da ich zuerst sehr müde war, vor dem Mittagessen noch eine Stunde ruhen, aber du hast gewiß den Herren versprochen, sie mit auf deine Fahrt in den Wald zu nehmen. Ich bin jetzt wieder ganz munter und möchte gern mit in den Wald.“

Der leichte Wagen hatte nur vier Plätze. Erika meinte, ich solle den Ehrenplatz neben ihrem Vater auf dem Kutscherbock einnehmen. Ach, wir taten ja alles, was sie befahl!

Drei Wochen lang taten wir alles. Der Vater ging sogar alle Morgen mit in die Kirche, weil sie es befahl. Er ging freilich immer gleich nach der heiligen Messe mit mir heim, während Erika, in tiefer Andacht

versunken, noch eine halbe Stunde vor dem Tabernakel kniete. Einige Bänke hinter ihr der Freund.

„Weißt du“, sagte mir der Freund nach den ersten acht Tagen, „wir haben das große Glück, mit einer Heiligen zusammenzuleben.“

„Um!“ antwortete ich.

„Da will ich dir im Vertrauen sagen: Erika hat schon eine Erscheinung der Muttergottes von Lourdes gehabt!“

„War es gerade die von Lourdes?“ antwortete ich.

„Ja, und es gehen von dem Mädchen ganz wunderbare Strahlen aus. Du weißt, daß ich mit der Lunge nicht ganz in Ordnung bin und oft Stechen habe. Wenn ich an ihrer Seite gehe, habe ich keine Schmerzen, und ich fühle geradezu, daß die Lunge heilt!“

„Das glaube ich dir gern. — Aber du, wir waren doch nur auf etwa vierzehn Tage eingeladen. Wir möchten wohl jetzt allmählich zur Abreise rüsten.“

„Nein, Erika hat schon mit ihrem Vater darüber gesprochen. Wir können die ganzen Ferien hier bleiben. Es ist doch so sehr schön.“

Darum sagte ich am Abend zu unseren freundlichen Gastgebern, ich müsse in zwei Tagen abreisen. Meine Mutter in Neusorge warte schon sehnsüchtig auf mich. Da nahm mich der Gutsherr beiseite. Auf keinen Fall dürfe ich allein fahren. Er wolle aber seinem Töchterlein noch einige Wochen die Freude unserer frommen Gesellschaft lassen. „Sie richtet sich dann besser ein in die Welt!“

„Ah, wissen Sie, ich kann dieses fromme Getue und diese ganze religiöse Schwärmerei nicht auf die Dauer mitmachen. Ich bin vielleicht auch ein bißchen eifersüchtig.“

„Ein Grund mehr, daß Sie hier bleiben müssen!“

„Ich kann Ihnen aber für nichts garantieren!“

„Ah, Sie haben immer einen ganzen Kübel Wasser, um es auf das Feuer zu gießen.“

O heiliger Florian, hast du mich in deinen Dienst genommen?

Ich blieb also. Hatte mir ja einen dicken Wälzer zum Studieren mitgebracht, die Briefe des großen Kirchenlehrers Basilus von Kapadocia, aus denen ich meine Doktorarbeit machen sollte. Der Freund las inzwischen mit Erika die Briefe des heiligen Franz von Sales an die heilige Johanna Franziska von Chantal. Da meine Briefe griechisch und in einem schweren Bande waren und zudem fortwährend nach dem griechischen Bezikon riefen, war ich beim Studium an Tisch und Zimmer gefesselt, während der Freund mit dem kleinen, eleganten französischen Bändchen und seiner schönen Mitleserin allmählich das

Bedürfnis fühlte, die Leserei lieber in den Gutspark oder an den Waldesrand zu verlegen. Manche Briefe wollten sie auch wegen ihres sehr frommen Gehaltes miteinander in der Kirche lesen.

Der Vater fragte zwar einmal, ob ich meine Doktorarbeit nicht auch aus den Briefen des heiligen Franz von Sales machen könnte. Das sei doch schließlich egal. Und einmal sagte er mir, mein griechischer Basilus verderbe ihm eigentlich sein Konzept. Aber es war eben zunächst nichts zu ändern. Ich merkte nur, daß er jetzt auch sehr viel im Park oder am Waldesrand war. Er oder seine Frau. Nur die Lesungen in der Kirche machten sie nicht mit.

Wenn wir abends alle in der Wohnstube zusammensaßen, bemühte sich der Freund offensichtlich, auch in den etwas mehr weltlichen Ton einzuschlagen, den der Gutsherr anzuschlagen mehr und mehr beliebte. Wir sprachen von allem Möglichen und darum auch einmal von dem seltsamen Schlosse am Kirchenschuppen. Der Gutsherr selber brachte mir Bleistift und Papier; ich sollte doch das merkwürdige Ding einmal aufzeichnen und seine Funktion erklären. Denn er sei doch schließlich der Kirchenpatron und müsse solche Dinge wissen. Aber genauer als er betrachtete der Freund die Zeichnung und ließ sich jede Einzelheit und jeden Handgriff erklären.

Mein Gott, es war halt so: Die beiden jungen Leute wollten manchmal wenigstens ein Viertelstündlein mit einander ganz allein sein. Sie wollten ja weiter nichts, als ein wenig die Köpfe zusammenzulehnen und die Hände ineinander zu verschränken, was unter Umständen sehr süß ist. Das alte, weit ausladende Kirchdach war damit einverstanden, und es war auch eine Bank in dem Schuppen. Der Kirchvater konnte nicht nein dazu sagen, weil er es zunächst nicht wußte. Und als er es dann wußte — merkwürdig, aber schon in der Offenbarung des Johannes ist von Kirchvätern die Rede, die Augen über und über haben —, da sagte er auch nicht nein und machte auch sonst keinen Bärm — es handelte sich ja um die Tochter des Kirchenpatrons, mit dem er es nicht verderben durfte —, sondern er nahm einen von den hanfenen Löscheimern, füllte ihn an der Kirchhofspumpe mit Wasser, ging damit zu einer mit wunderbarer Sicherheit vorausgerechneten Stunde in den Schuppen, verriegelte die Tür von innen und stellte sich an die dunkle Hinterwand, genau unter den heiligen Florian.

Echte Liebe ist pünktlich. Der Kirchvater hatte noch keine zehn Minuten in seinem Dunkel gestanden, da blitzte ein Tagesstrahl durch das Loch seines Geheimnisses. Ein schmaler, feiner Finger folgte ihm, drückte die Riegelsperrung und dann den Riegel sel-

her beifetzte, und die Thür öffnete sich. Ach, es tat dem alten Manne schier leid, als das junge Pärlein schon und andächtig in den Schuppen trat und die Thür wieder verriegelte. In dem ganz dürrtigen Licht, das durch die Ritzen der Thür und durch einige Lufen der Wand kam, sah er die beiden Gestalten nahekommen. Sie lehnten sich schon aneinander, ehe sie noch die Bank erreicht hatten. Wer wäre so hartherzig, daß er dafür kein Verständnis hätte! Leise Seufzer gingen durch den Raum. Das waren aber nicht die Tragbahrenheiligen, die sich merkwürdig unbeteiligt verhielten. Das waren schon der Freund und seine Erika. Er nannte sie Johanna Franziska und sie ihn Franz, aber viel süßer, als es da geschrieben steht. Und man weiß ja nicht, aber es hätte doch leicht so kommen können, daß der Strom der seligen Liebe, der sie umflutete und aneinanderdrängte, sie in jene Tiefen gerissen hätte, aus denen die Menschen nie mehr so emportauchen können, wie sie vordem waren. Wirklich schmiegt sich die Wangen schon inniger aneinander und der Lebensodem vereinigte sich. Dem alten Kirchvater wurde das Herz weich und der Arm schlaff. Aber er mußte doch, welche Unseligkeiten aus solchen Seligkeiten entstehen. Er hatte daheim im Schränkchen seine „Anweisung für fromme Küster“ und wußte etwas davon, wie das Gotteshaus gar leicht entweiht werden kann. Das straffte wieder seinen Arm; er hob den wassergefüllten Böscheimer, sprang einen Schritt vor und tat einen mächtigen Fuß über Kopf und Schoß der Liebenden.

Sei, das Wasser hat schon oft Wunder gewirkt, oder vielmehr: im Wasser hat schon oft der Wundertäter gewirkt! Im Roten Meere staute es sich wie eine Mauer zur Rechten und eine Mauer zur Linken des israelitischen Volkszuges; in Cana verwandelte es sich selber in Wein; im Teich Bethesda gurgelte eine Heilquelle auf, und noch jetzt, schier an jedem Sonntag Nachmittag, wurden im Wasser des Taufbrunnens aus Kindern der Menschen Kinder Gottes. Das Wasser aus dem Böscheimer hatte zunächst die Wirkung, daß an der alten Schuppentür ein Theater war wie einst am Tor des Paradieses, als die beiden ersten Menschenkinder voll Verwirrung und Schuldbewußtsein herausstürzten in die Welt der Dornen und Disteln und des ganz unphantastischen nüchternen Lebens. Nie war bisher der Kegel so schnell herumgeflogen,

nie die Thür so geschwind aufgestoßen, sodaß sich ordentlich die eisernen Scheren bogen.

Erika sank auf dem Friedhof ohnmächtig zusammen, und auch mein Freund hatte das Gefühl, als ob er auf einmal keine Knie mehr hätte. Was dort war, zitterte wie weicher Gallert. Aber er hatte im Studentenkonvikt den Sanitätskursus mitgemacht. Er öffnete dem Mädchen den engen, hochschließenden Halskragen und trug es auf den Händen zur Friedhofspumpe, mit deren kühlem Wasser er die zu Tode erschreckten Lebensgeister wieder weckte.

Ich war gerade dabei, als er die bleiche Erika zu ihren Eltern brachte. „Erika ist auf dem Friedhof ohnmächtig geworden; ich mußte sie etwas mit kaltem Wasser benetzen, um sie wieder zu sich zu bringen“, sagte er zu ihnen. „Ach, da haben Sie sich aber selber sehr naß gemacht!“ antwortete der Gutsherr.

Tatsächlich war eben nicht bloß das Gewand der Weiden, sondern ihr ganzes Wesen begossen. Es gibt Augenblicke, in denen der Mund schweigt, aber der ganze Körper zu reden beginnt. Von dem, was geschehen war, wußten wir wohl alle das Wesentliche, also nicht den Vorgang im Einzelnen, aber doch seinen Sinn und seine Notwendigkeit. Die Weiden waren in das Irdische hineingetaucht worden. Die Menschen kommen alle aus seligen Reichen. Kindheit, Märchen, Phantasie, Begeisterung, Verklärung, Religion und jener Traum von reiner, heiliger Liebe, den wir alle einmal geträumt haben, halten uns lange im Zustande vorirdischer, himmlischer Wesenheit. Dann kommt auf einmal etwas, was wir gewöhnlich Sünde nennen. Es ist aber dasselbe, wie wenn eine Knospe aufspringt. Und was nun da zu sehen ist, das ist der irdische Mensch, dessen einzige Schönheit die Armseligkeit ist.

Es ergab sich wie von selber, daß wir zwei Tage später den Gutshof in allen Ehren verlassen konnten. Der Kirchvater hat den Mund gehalten, und die Madonna im Aehrenkleid ließ sich gern von dem recht demütig gewordenen Mägdelein nach Wartha tragen. Mein Freund wurde ein rechter Pfarrer. Er hat später nach freundlichen Verhandlungen mit dem Gutsherrn den heiligen Florian aus dem Schuppen geholt und in eine Nische seines Pfarrhauses gestellt. Wir haben natürlich beide noch manchen kalten Fuß auf unser Leben bekommen. Wir wissen aber jetzt immer gleich, um was es sich handelt.

Noch einmal floß des Sommers Regen

Septemberblätter sangen
Sich eine Sterbemelodie,
Verzückte Sterne sprangen
Aus Gottes Lichtersymphonie.

Zwei junge Menschen standen
Vor einer Haustür Hand in Hand ;
Vergessene Laternen brannten
Vor hoher Mietkassernentwand.

Noch einmal floß des Sommers Regen
Beseligt um die müde Stadt —
Nun magst Du, Herz, dich schlafen legen,
Da alle Lust ein Ende hat.

Alfons Haydul.

(Aus „Volk unterm Hammer“, Verlag „Der Oberschlesier“, Oppeln.)

Aus „Die Sonette Benedikta“

Von Elise Draub.

Zurück in ihres Grundes kühle Hellen
Drängt bleiche Weisheit mein erglänzttes Träumen!
Verschränkten Arm's, mit schmalen Lippenräumen,
Bewacht sie starr des Lebens frische Quellen.

Ich aber fühl' in meines Blutes Wellen
Die rote Bahn der Mütter hoch sich bäumen!
Verwandtes Sein entbricht aus allen Räumen,
Und Blum' wie Tiger fühl' ich mir Gesellen!

So lind und heiß empfang ich dich, o Leben:
Erschauern'd leg' ich einer Hindin heute,
Zu deren Tränkesteig ich fand, den Schleier

Von meinem Locken auf den Pfad. Sie scheute
Ihn nicht — ich stand in herber Glieder Beben,
Als mutterschwer sie wandelte zum Weiher!

Der Schmied von Ratibor

Aus der oberschlesischen Sagenwelt.

Von G. Grabowski.

Es lebte einmal in Ratibor ein Schmiedegesell. Der hatte die Tochter seines Meisters über alles lieb. Aber der Meister wollte von einer Hochzeit der jungen Menschen noch nichts wissen.

„Geh' in die Welt, wie es Sitte ist, und arbeite in fremder Werkstatt! Wenn du als ordentlicher Bursche wiederkommst und ein Stück Geld erspart hast, dann will ich dir in Gottes Namen die Johanna zur Frau geben.“

Da nahm der Schmiedegesell feierlichen Abschied von seiner Braut, er schwur ihr ewige Treue, packte sein Felleisen und wanderte zum neuen Tore hinaus, gegen Oesterreich zu. Es war kein frohes Wandern; denn überall, wohin sein Auge sah, gab es nur Wald, dichten finsternen Wald, in welchem wilde Tiere und böse Geister hausten. Der Schmiedegeselle fürchtete sich sehr, aber er vergaß nie zu beten, da konnten die Geister ihm nichts anhaben. Vor den wilden Tieren verbarg er sich des Nachts auf einem Baum.

Viele Tage war er so gewandert, hatte von Beeren und Pilzen gelebt und nur mit seinem Herrgott gesprochen, als sich der Wald endlich vor ihm lichtete. Ein großer Platz lag vor ihm, dahinter eine schöne Stadt mit Türmen und einer Mauer umgeben. Die Abendsonne blinkte in vielen Fensterscheiben.

Der Schmiedegesell freute sich sehr, er hoffte in der Stadt gute Arbeit zu erhalten und schritt rüstig darauf zu. Die Tore der Stadt waren geschlossen, aber von den Kirchengeläuten die Glocken.

Da dachte der Gesell bei sich: Wie kommt das wohl? Wir haben doch keinen Feiertag. . . . Indem tat sich das Haupttor auf, und eine große Menschenmenge strömte heraus. Voran ein Mann mit einem feuerroten Mantel, der trug ein Ritterschwert in den Händen. Hinter ihm her schritt ein armer Sünder, begleitet von zwei Hentersknechten. Viel Volk ging mit. Sie kamen alle dem Schmiedegesellen entgegen; denn nahe am Walde stand der Galgen auf dürrem Lande. Raben saßen auf dem Balken, sie flogen schreiend auf, als der Zug mit dem Sünder näher kam. Thomas Kowalek, so hieß der Schmied, stand still vor Schreck und Grauen. Es war ein schlechtes Zeichen, daß ihm auf seiner ersten Wanderschaft dieser traurige Todeszug entgegenkam.

„Ich werde wohl kein Glück in der Fremde haben“, dachte er und überlegte, ob er weitergehen oder umkehren sollte. Indes war der Zug unter dem Galgen angekommen. Der

Scharfrichter stellte sich bereit, die schwere Strafe an dem Sünder zu vollziehen. Der rief so laut, daß es weithin schallte, um ein paar Worte Gehör. Sie wurden ihm gewährt, und er sprach:

„Geh' ich sterbe, will ich Euch ein Geheimnis anvertrauen. In Ratibor, drei Tage weit von hier, liegt ein großer Schatz verborgen. Ich habe ihn im Walde vergraben, in drei tiefen Gruben, an der Stelle, an der am Oherdamm die drei dicken Eichen stehen. Ein Schmiedezeichen im Stamm der Bäume wird Euch genau die Stelle zeigen. Wer Lust hat, der hebe den Schatz, er behalte von dem Gelde ein Teilchen für sich, für das übrige haue er eine Sühnekirche zu Ehren der heiligen Anna, auf daß Gott meine Schuld nicht ewig strafen möge.“

Als Kowalek diese Rede hörte, überfiel ihn eine große Furcht, es könne ihm ein anderer zuvorkommen und den Schatz heben. Er sah weder rechts noch links, drehte sich um und lief den Weg zurück, den er gekommen war. Drei Tage und drei Nächte lief er ohne Unterlaß. Am vierten Tage kam er an den Oherdamm, kam zu der Stelle, auf der die drei dicken Eichen standen. Ein Hufeisen, das jeder Eiche an den rissigen Stamm genagelt worden war, sagte ihm, daß der Platz der richtige sei. Er suchte nach dem Schätze und fand ihn in drei Gruben liegend. Wie er nun das viele Geld sah, dachte er: „Wozu soll ich der heiligen Anna eine Kirche bauen? Eine Kapelle tut es auch, und zwei dicke Kerzen will ich alljährlich noch dazu schenken.“

Gesagt, getan! Er kam in die Stadt zurück, ging zu seinem Meister und erzählte ihm, welch großen Schatz er gehoben habe. Die näheren Umstände aber verschwieg er listig.

Der Meister gab ihm willig die Tochter zur Frau. Sie feierten eine Hochzeit, von der die Leute noch viele Jahre lang sprachen. Kowalek baute sich ein schönes Haus, der heiligen Anna aber nur eine kleine Kapelle im St. Marienstift. Alljährlich schenkte er zwei dicke Kerzen. Alle Welt hielt ihn für einen frommen Mann. Er lebte lange und in Freuden. Als es mit ihm zum Sterben kam, fiel ihm seine Sünde schwer auf die Seele. Er hatte den Sünder um seine Sühne betrogen und fürchtete Gottes Zorn. Aber seine Schuld gestand er auch jetzt nicht ein. Er starb unbüßfertig und wurde mit großer Pracht auf dem alten Kirchhof begraben. Ein

Denkstein von weißem Marmor deckte sein Grab.

Aber bald nach seinem Tode gingen die Menschen nur scheu und furchtlos an dem Rowalef'schen Hause vorbei. Im Dämmerlicht des sinkenden Tages saß da eine dunkle Gestalt in der Haustür, sie hielt einen Becher in den Händen und bat die Vorübergehenden um einen Trunk frischen Wassers. Manchmal bat sie mit dumpfer Stimme:

„Ja, es ist wahr, ich habe den Sünder betrogen, betet für mich!“

Das Haus war sehr verrufen. Die Schmiedin ließ zwar viele Seelenmessen für

den Schmied lesen, sie stiftete der Kapelle auch ein silbernes Schmiedewappen, das heut noch vorhanden sein soll, aber der Geist des Schmiedes zeigte sich immer wieder auf der Schwelle des Hauses.

Als das Haus vor etwa fünfzig Jahren abgetragen wurde, fand man im Keller drei tiefe Gruben, die sich niemand zu erklären vermochte. Der einzige, der darüber hätte reden können, war länger als 100 Jahre tot. Man zeigte sich in Ratibor noch lange die Stelle, auf der der Schmied Rowalef gegeistert hatte.

Ginnprüche

Von Otto Suchland.

Leitspruch

Ein Ziel — ein Wille:
Ein Leben bau'n:
und drüberhin stille
ins Ewige schau'n!

Dichtung

„Widerspiel“ so nannst' ich
Ringen mit Schicksalsgewalten;
denn nur Spiel erfand ich
in allem Selbstgestalten.

Widerspiel

Kunst ist Kampf, des Lebens Widerspiel;
unseres Lebens Wertung gilt nicht viel!
Nimm das „Leben“ nur als Kunst in Kauf,
bau dein Leben aus den Tiefen auf!

Geist und Erde

Wie aus der Erde die Gedanken steigen,
wie ist die Erde tief von Blute rot!
Selig, die ihre Stirn der Erde neigen,
von keinem Schwert des Blutes je bedroht!

Zu neuem Werke

Laß die Vergangenheit nicht deinen Richter sein,
trophiges Stummsein rüste deine Stärke!
Und machtvoll bricht's in deine Seele ein:
Die Arme frei zu neuem Menschenwerke!

Erdegeist

Je näher wir dem Erdegeist, Seele, sind,
trägt Erdschwerkraft unser ganzes Sinnen;
was auch der Weltengeist hier Rätsel sinnt,
ist Trieb und Kraft zu freudigem Vollbringen!

Der Dichter

Hast du mir, Gott, ein Werk verheißen,
laß mich in meiner Not nicht allein!
Laß in hitzender Esse mein Werk mich schweißen —
mich einen rechten Zuschläger sein!

Mittagslied

Still steht das Schilf und feterlich,
Die glanzgeflügelte Libelle
Tupft firrend in das Wasser sich,
Rasch ritzend die geglaste Welle.

Regloser Grund des Teiches hängt
Entgegen sich des Schilfes Spitzen,
In die kristallne Einheit drängt
Libelle nur mit leisem Ritzen.

Sonst nichts in dieser Mittagsglut!
Verschlüpft, vertieft und versunken
Ist alles Leben — in der Glut
Des Lichtes rätselhaft ertrunken.

O steh! Vom Teichgrund weht es auf,
Kaum regt es den Kristall mit Zittern,
Taucht trumm empor, als käm's im Lauf
Aus tausend lautlosen Gewittern.

Und glorreich lautlos hin bewegt
Sich's da und dort mit hellem Segel —
Ein Mittagsvolk! der Spiegel trägt
Die Geister hin in leichter Regel!

Des Schilfes Blume ist genug
Mit ihrem Safttrieb Lust zu regen!
Es ist genug der zieh'nde Ruch,
Die Segel wölbend zu bewegen!

— Sibylle, hocht' ich auf dem Stein,
Der ganz vordem ein Totenhügel,
Jetzt aber trug mich etwas ein,
Das war vom Weltenraum ein Flügel.

Und ließ mich gleiten in die Brunnst
Des Mittags mit so hohem Wissen,
Daß ich es glaubte meiner Kunst,
Daß Geister hier die Segel hiffen —

Und daß ich bin und aber bin,
Und, weiter Gott, so weit gehalten,
Daß ich dies sing' am Wasser hin,
Auf dem die Geister Segel falten!

Elise Draub.





Sergej Kalinsky

Von Herm. Boensch.

Eine reiche, eigenartige Gedankenwelt weht uns aus den folgenden Gedichten entgegen. Der Verfasser, ein junger Russe, verließ, wie so viele, seine Heimat, die Heimat, die er trotzdem noch liebt und nach der er sich zurücksehnt. Aus Rußland geflohen, wohnt er bei Verwandten in Weißbach bei Jauernig, Oesterreichisch-Schlesien, das jetzt zur Tschecho-Slowakei gehört. Durch harte Bergwerksarbeit, der er aber wenig gewachsen war, mußte er sich sein Brot verdienen.

Kalinsky wurde am 15. November 1900 geboren. Seine Wiege stand in Kielece, Rußisch-Polen, wo sein Vater die Stelle

eines höheren Forstverwaltungsbeamten bekleidete.

Wie mir bekannt, beschränkt sich Kalinsky auf Gedichte und kleine Novellen, die ihn seine Muse recht eigenartig, aber gerade darum wohl in ihrem Inhalt so meisterlich treffend und packend gestalten ließ. Seine Heimat und sein ganzes Ich sprechen aus seinem dichterischen Schaffen. Leider unveröffentlicht, befinden sich die Musenfinder zum größten Teil in fremden Händen. Die unten veröffentlichten wurden mir zur Besprechung leihweise zur Verfügung gestellt. Die „Schlesische Zeitung“ nahm 1921 und die „Königsberger Hartungsche Zeitung“ 1922 die „Zukunftskla“ von ihm auf. *)

*) Der vorliegende Jahrgang enthält noch die beiden Novellen „Psychoanalyse und Wahrsagerei“ und „Wie Saporjadkin seine Frau erschlug“ v. S. K. (D. Sch.)

Das Lied der Sünde

Die Sünde tanzt im wilden Kreis, —
Die nackten Arme schlank und weiß, —
Und ladet ihre Gäste ein:

„Kommt her, kommt her, in flammender Luft
Berauschet euch an meiner Brust,
Heut biet' ich euch den besten Wein!

Vergeßt die Sorge, die euch nagt,
Und Lieb' und Tugend, die euch plagt,
Denn Spiel ist alles auf der Welt!“

Die süße Stimme lockt, verführt,
Ihr schwüler Hauch das Herz berührt,
Der volle Busen bebt und schwellt.

„Kommt, über alles höhnt und lacht,
Verbringt mit mir die tollste Nacht,
Die Rechnung bring ich erst nachher!

Kommt her, kommt her in mein Gemach,
Ich geb' euch das, was ich versprach,
Das Leid werft weg, das Leid ist schwer!“

Die Sünde tanzt im roten Haus,
Die Zeit ist tot im wilden Braus,
Und Gäste zieh'n zu ihr hinaus.

Sergej Kalinsky.

Prolog

Die Nacht mit ihren vielen Wunderwerken
gleicht einem Rosenkranz aus blauen Perlen,
sie läßt dich nicht den tiefen Abgrund merken,
der dich hinabzieh'n wird und rauscht in Erlen,

und rauscht in Kronen alter Buchenhaine
und schwebt in Parken, die die Träumer lieben,
reih't aneinander tausend bunte Steine
für die, die nicht dem Leben treu geblieben.

Für die, die Augenblicke höher schätzen
als alles Kommen in den Ewigkeiten,
die rote Spuren in ihr Leben äßen,
und die ihr Sein den Traumgestalten weihen!

Sergej Kalinsky. Septbr. 1927.

Psychoanalyse und Wahrsagerei

Von Sergej Malinskij.

Mein Freund Sascha Psychomusenko ist vor kurzem Arzt-Psychiater geworden — und dann ist er noch psychopara . . ., — verzeiht, liebe Leute, das Wort läßt sich schwer aussprechen —, so, jetzt hab' ich's: psychoanalytischer Traumdeuter. Da kann man Wunder erleben, sag' ich euch! Zehnmal besser kennt er einen als sich selbst. Hat man zum Beispiel von einer Kuh geträumt, oder daß der Mond auf einen herunterfiel, oder daß einen die Kake gebissen hat, — schon weiß er, was es bedeutet! Und immer steckt eine Frau dahinter, man kann träumen, was man will: von einer Zahnbürste oder von einem Kloster, immer ist es eine Frau! Glaubt man es nicht, so wird er einen so lange ausfragen und so lange beweisen, bis man selbst ausruft: „Ja, ja, wirklich, es ist so!“ — „Siehst du“, sagt er dann, „das sind unsere verdrängten Wünsche, die klettern am Tage ins Unterbewußtsein herab, und im Traum, wenn man schläft, kommen sie wieder zum Vorschein. Aber damit du sie nicht erkennst, maskieren sie sich vorerst gründlich.“ Da staunt man, er aber ist stolz und streift mit der Hand durch sein langes Haar.

Gestern nachmittag komme ich ihn besuchen. Uebrigens besuche ich ihn jeden Tag, wenn er von seinen Verrückten zurückkehrt; er praktiziert nämlich vorläufig in der Irrenanstalt „Kirillovka“ und bekommt dafür 30 Rubel monatlich. Ich setze mich auf's Sofa, rauche eine schlechte Zigarette an und lasse die Asche auf den Teppich fallen, er aber geht im Zimmer auf und ab, die Hände auf dem Rücken verschränkt, und philosophiert; philosophiert er nicht, so schimpft er.

Ein schöner Burische ist er! Steht aus wie ein schwachtender Engel, trägt langes, aufgebauhtes Künstlerhaar, das bis zu den Schultern reicht, und welch große, schwarze Augen hat er . . . ganz wie ein Pferd, wenn es einen anschaut. Aber die richtige Vorstellung bekommt man erst von ihm, wenn man die Bilder Beethoven's und Gorki's durcheinandermischt. Auf den ersten Blick sieht man dann, daß er ein genialer Mensch ist.

Also sitze ich gestern auch wieder bei ihm und lasse die Asche meiner Zigarette auf den Teppich fallen, er aber ist verstimmt. Philosophiert nämlich nicht und schimpft auch nicht. Schweigend geht er auf und ab. „Sieh' mal“, sage ich ihm, „du gehst heute so sonderbar, hast du dich an den Fuß geschlagen, drückt dich ein Hühnerauge? Du hebst deinen rechten Fuß wie ein Rekrut — — ach, du verlierst ja deine Schuhsohle!“ „Zum Teufel, Schuh-

sohle!“ meint er, „da soll man noch leben, wenn man nur 30 Rubel im Monat hat! Und noch Schuhsohlen kaufen! Hülle dich einfach in eine Schlafdecke ein und rufe dir selbst zu: Ich bin ein verkanntes Genie! Höchstens ein Sperling vor dem Fenster wird davon Notiz nehmen und erschrocken wegsfliegen. Oh, Verzeihung, bei dir sitzt vielleicht was Besseres, als ein Sperling vor dem Fenster!“ — „Her mit dem Schuh!“ rufe ich, auf ihn zugehend. Kurzen Prozeß muß man mit ihm machen, wenn er solche Anwandlungen bekommt. Einfach unter die Arme greifen, auf's Sofa werfen, ihm den Schuh vom Fuß herunterreißen und ihn halbwegs wieder zusammenklopfen. Das ist meine Psychoanalyse. Ich tue das, und gleich klettert ihm der Ärger ins Unterbewußtsein herab, und er ist schon freundlich.

„Also was jetzt?“ frage ich ihn dann. „Höre, Täubchen“, sagt er, „gehen wir doch heute zum Wahrsager! Ich will unbedingt meine Zukunft gedeutet bekommen, ich bin heute so begierig darauf! Schlecht geht es mir jetzt, vielleicht wird es mir später besser gehen!“

Nun, ich willige ein, auch ich habe mir schon lange nicht mehr wahr sagen lassen, und wir begeben uns in die Stadt. „Siehst du“, sage ich ihm, „Träume kannst du deuten, aber wenn es sich um die Zukunft handelt, da versagst du!“ Wir gehen und gehen, und der Weg nimmt kein Ende. Wohin er mich nur führt, brumme ich mir vor die Nase, das sind ja schon die schiefen, schmutzigen Gassen der Vorstadt. Aber er meint, daß sich die Wahrsager jetzt gut verbergen müssen, denn sie werden gefeßlich verfolgt, und man schützt nur noch die Psychopa . . ., die Psychoanalytiker. Endlich bleibt Sascha vor einem Gartenzaun stehen und sagt, hier müßte er wohnen. „Täubchen, geh' du herein und frage einmal, wo er wohnt, ich warte indessen draußen! Frage einfach nach dem Namen Piskin!“

Das weiß ich schon, daß solche Sachen immer ich besorgen muß. Daran bin ich schon gewöhnt, gehe daher ohne Einwendungen durch das Gartentor. Drei Häuser stehen dort, ohne Nummern und ohne jede Aufschrift. Wohin jetzt? Peinlich ist es mir, ich geniere mich, nach dem Wahrsager zu fragen. Auslachen wird man mich hinter dem Rücken, „sieht, sieht“, werden die Leute aus den Fenstern auf mich zeigen, „da kommt wieder einmal so ein Gimpel zu unserem Piskin! Wahrsagt, die Dummen nehmen kein Ende auf der

Welt!“ Wüßte ich doch wenigstens die Nummer seiner Wohnung, da könnte ich ja um die vorhergehende oder nachfolgende Nummer fragen und niemand würde es verdächtig finden!

Ich gehe also zurück und frage danach Sascha; Nr. 9 ist es. Schön, also werde ich nach Nr. 8 fragen, und ich trete in eins der Häuser ein und läute bei der ersten besten Tür. Ein Mann öffnet mir und fragt nach meinem Wunsche. — „Ah, Nr. 8 suchen Sie, da müssen Sie ins nächste Haus gehen, wenn Sie aber zum . . .“ Ich lasse ihn nicht ausreden: „Nein, nein, ich habe nichts mit so einem Schwindel wie Wahrsagerei zu tun! Also im nächsten Hause ist Nr. 8? Danke schon!“ und ich entferne mich schnell, damit er nicht noch fragt, wen ich suche. Ich steige die Treppe hinauf, ganz hoch oben unterm Dach ist Nr. 8, die letzte Wohnung in diesem Hause. Mergerlich, denke ich, nun muß ich noch ins dritte Haus! Aber kaum will ich wieder herunter, da greift mich plötzlich so ein kleiner, häßlicher Zwerghund an. Und mit so einem freischendenden Bellen und wütendem Gefläß, daß ich in größte Angst um meine Hosenbeine gerate. Hätte er doch früher damit angefangen, da wäre ich erst garnicht heraufgestiegen! Aber nein, er sitzt einfach in einer dunklen Ecke wie eine Spinne und wartet, bis ihm jemand in den Nacken läuft! Geradezu den Weg versperrt er mir, er läßt mich garnicht heruntergehen! Schrecklich ist das! Zum Glück habe ich meinen Spazierstock mit; ich schlage damit auf den Hund, aber er geht nicht von der Stelle. Er winselt, daß man taub werden könnte! Was soll ich da tun? Es bleibt mir nichts übrig, als in Nr. 8 zu klingeln, vielleicht wohnt dort

jemand, dem der Hund gehört. Hätte ich nur das nicht getan! Denn schon öffnet eine Frau die Tür und steckt durch den Spalt ihren Kopf heraus. Ebenso wütend wie der Hund, fährt sie mich an: „Verdammte Zucht! Was suchen Sie hier?! Sie wollen wohl meinen kleinen Petjka totprügeln? Komm', komm', lieber Petjka, laß' dich nicht prügeln!“ Aber Petjka will den Kampf noch nicht aufgeben. In den Türspalt stellt sich die Bestie und packt dann mit den Zähnen mein Hosenbein! „Rrrr . . . rrr . . . rrr . . .“ regt er sich auch noch auf. Nun, ich werde mir doch nicht alles gefallen lassen! Ich stemme mich gegen die Tür, damit er mich endlich losläßt, — und wirklich, das hat geholfen! Er hat mich dann gleich losgelassen, auch geknurr hat er nicht mehr, wirklich, das ging schnell — erquetscht habe ich ihn nämlich!

Ueber vier Stufen springe ich die Treppe herab, um nur dem Born der Frau zu entgehen. „Schweinehund ver . . .“ höre ich noch gerade, als ich die Haustür zuwerfe. Gott sei Dank, bin ich schon auf der Straße, wo mich Sascha erwartet.

„Blödsinn“, schimpfe ich, „den Wahrsager habe ich nicht gefunden, aber einen Hund habe ich erquetscht!“ — „Ach ja“, sagt Sascha, „es fiel mir erst vor kurzem ein, siehst du, ich habe nämlich die Straßen verwechselt. Hier wohnt er gar nicht, hier ist — ein halbverrückter Patient von mir, und der Wahrsager wohnt auf der Turgenjewskaja.“ — — —

Seht ihr, liebe Leute, so sind die Psychoanalytiker! Man erquetscht einen Hund, um ihnen die Wohnung eines Wahrsagers zu finden, — und dann haben sie einfach die Adresse verwechselt!

Sonett an Jelena*)

Schneediamanten, Gebete der Gedanken
und das zarte Lächeln meiner Heimat,
den Lärm und das bange Murren der Stadt,
und die Nacht — wie ein heiliges Gebot, wie ein Altar des Schicksals —
das alles entfacht in mir jenes Bild aus vergangenen Tagen
und ist mir verständlicher, als anderes Glück. —
Zuweilen flüstert mir Sehnsucht von ihr,
dann bin ich verwirrt von einer Doppelmacht — — —

Doch unbeirrbar und blind ist das Geschick,
aus bunten Fäden knüpft es unser Leben,
uns allen braut es einen Todestrank — — —

Ich sehe vor mir Schnee, — und Salz und Brot,
und durch diese heimatischen Symbole
schimmert ihr Lächeln so sanft wie in der Vergangenheit.

*) Aus „Frauenbildnisse“, 12 Sonette in Prosa. Eigene Uebertragung des Verf. aus seinen russischen Sonetten.

Wie Saporjadkin seine Frau erschlug

Eine Geschichte aus Sowjet-Rußland.

Von Sergej Malinsky.

Wir sitzen also wieder einmal im Volksklub des „Marxkomproß*), lesen Bücher und Zeitungen, spielen Schach, spät ist es schon, Zeit zum Aufbrechen, da fliegt auf einmal die Tür auf, Iwan Semjonowitsch Saporjadkin kommt hereingelaufen und erzählt uns folgendes:

Kameraden! Soeben ist mir ein großes Unglück passiert, ich habe meine Frau umgebracht! Aber ehe ihr mich verurteilt, hört mich erst einmal an! Uebrigens bin ich überzeugt, daß jeder von euch schon Zeiten erlebt hat, wo er seine Frau hätte erschlagen können. Nur habt ihr euch beherrschen können, oder ihr hattet gerade nichts zur Hand. Bei mir lag ein Ungeheuer von Buch auf dem Tisch, in einem Einband, der wie aus Holz so stark war: „Die Geschichte der darstellenden Künste“. Dieses Buch habe ich also aus vollen Kräften meiner Frau auf den Schädel gehauen. Aber mein Ehrenwort! Ich dachte nicht, daß es sie erschlagen wird! Ich schwör' es euch bei meiner Sanftmut, bei meiner unglaublichen Gutmütigkeit und bei meinem Charakter eines Lammes, worüber ihr euch so oft lustig macht, daß ich bisher noch nie meine Hand gegen sie erhob, kein Haar habe ich ihr gekrümmt! Aber umgekehrt war es öfters der Fall: bald bekomme ich was mit dem Besen ausgewischt, bald wirft sie mir einen nassen Fegen an die Nase, und alles das für lauter Kleinigkeiten! So z. B. wenn ich, um den Dienst nicht zu versäumen, meine Schuhe auf dem Stuhle putze und es bleibt ein winziges Stückchen Schuhpaste auf ihm kleben, gerade ein Fliegenpunkt nur! Oder wenn ich mich aus Versehen auf die Sonntagsbüße meiner Frau setze, die sie noch nicht weggeräumt hat. Gott, das kann doch jedem passieren! Kommt man da vom Dienst zurück, müde, erschöpft und zieht sich erst nicht lange um, auch die Gedanken schweifen einem überall herum: wie lange es noch bis zum Gehalt ist, ob man sich nicht beim Porfirij Nikolajewitsch etwas Tabak ausborgen könnte, ob die Frau heute süße Semmeln zum Tee gekauft hat. Da hast du schon deine süße Semmel: den Besen an die Rippe und einen nassen Fegen ins Gesicht! Und nicht genug ist das, eineinhalb Stunden wird sie noch schimpfen: „So ein Nichtsnuß du, machst nur überall Unordnung und zu nichts taugst du auf der Welt! Von dir möchte man in den Wald fortlaufen, du Narr und Dummkopf!“

Ich — nun ja, ich bin ja schuld — schweige und gedulde mich, einmal wird sie ja aufhören. Sonst aber hätte ich nicht zu klagen, wir lebten sonst ganz gut miteinander, auch das Glück kam zuweilen wie ein Sonnenscheinchen hereingeschaut. Eine gute Frau war sie, auch gab es bei uns keine Zernwürfnisse, wenn man vom Besen und dem nassen Fegen abließ. Sparsam war sie, hat zuhause gegessen, flirtete mit niemandem, war auch auf mich nicht eifersüchtig. Wirklich schade, daß ich sie umgebracht habe! Ja, nur eins noch: ausgefragt hat sie einen immer und stellte solche Fragen, daß — erzähle es ihr nicht, sondern zeichne es lieber gleich auf ein Blatt Papier auf: und wie ein Mensch aussah, und was er in der rechten Hand trug, und wo ich ihn getroffen habe, mit welchem Fuß ich den Laden betreten habe, und wer mir Zucker verkauft hat, er oder sie oder das Mädchen, und wie ich das nicht bemerkt habe, was die Nachbarin einkaufte. Da wurde ich immer wirr im Kopf, und die Haare stiegen mir zu Berge, ich konnte auch nichts mehr zu Ende erzählen. Sie aber schimpfte mich gleich Narr und Dummkopf, die einfachsten Sachen mußte ich nicht und bilde mir ein, weiß Gott was für ein weiser Vogel zu sein. Seht ihr, so war es auch gestern. Ich gehe also abends mit meinen Einkäufen nach Hause — ganz finster war es — und merke es, wie hinter mir ein Radfahrer fährt und ohne Licht dazu. Ich muß euch gestehen, daß ich es nicht leiden kann, wenn mich jemand von hinten einholt, und dabei noch so ein schwarzer, unsichtbarer, fährt einfach am Bürgersteig und hat nicht einmal ein Licht! Für so was zahlt man doch Strafe! Daher rufe ich ihn auch an: „Heda, Ste! Fahren Sie schon wieder ohne Licht? Sie haben wohl viel Geld in der Tasche und möchten Strafe zahlen!“ Man muß doch den Menschen Ordnung beibringen, sonst wird es bald so auf der Welt aussehen, daß alle davonlaufen müssen! Da sehe ich, daß er vom Rade steigt und es neben sich herschiebt. Und da tut er mir leid. Müde ist er, denke ich, kehrt wohl von der Arbeit heim, und da muß gerade einer auffällig werden und ihn vom Rade sagen, daß er es noch schleppen muß. Da sage ich ihm wieder: „Haben Sie keine Angst vor mir, ich bin kein Milizionär! Sehen Sie sich nur wieder aufs Rad, und fahren Sie ruhig los, hier kommen sowieso nicht viel Leute!“ Er aber kommt zu mir heran, begrüßt mich, kennt mich also, wird wohl irgend ein Nachbar sein. Mir war er

*) Anm.: Kommissariat für Volksbildung.

fremd, aber mich kennen ja nicht wenige. Eine sonderbare Popularität ist mir beschieden, ich brauche mich nur irgendwo umzudrehen, und schon kennen mich alle! Und ich weiß nicht einmal wer, warum, habe keine Ahnung, man hat mir ja niemanden vorgestellt! Nun, das ist ja kein Unglück, wir gehen also zusammen nach Hause und unterhalten uns. Schlosser ist er und wohnt in meiner Nähe. Ueber dies und jenes sprechen wir, und dann fragt er mich über China, ob es zum Kriege kommen wird, und was dort eigentlich vorgeht. Er kann sich da gar nicht auskennen mit den chinesischen Generälen, und wer eigentlich gegen wen kämpft. Alle haben sie solche Namen, daß man sich nur die Zunge ausrenkt, und doch kommt nichts dabei heraus, denn einer heißt bei ihnen fast wie der andere, wie Brüder aus einer Familie! Und ein paar Tschang-tschang-tschang's haben sie dort, und einen Daj-na-tschajok und noch so was wie Feng-otstan mit einem Wi-peit-fu!**)

Ich erkläre ihm also alles genau und nenne ihm auch die chinesischen Generäle, wie sie richtig heißen. Also nicht Tschang-tschang-tschang, sondern Tschang-tschung-tschang und nicht Daj-na-tschajok, sondern Tjang-kaitshet, und die anderen Feng-yuh-siang und Wu-peit-fu. Auch über die Engländer erzähle ich ihm, daß man sie jetzt wie ungebetene Gäste aus Schanghai herauswirft, und wie wir Russen ihnen helfen, Ordnung im Lande herzustellen, damit ihr chinesisches Reich nicht wie ein Faß ohne Reifen zerfällt; denn Ordnung ist die Hauptsache auf der Welt. Das ganze Unglück ist nur, daß alle ihre Generäle keinen Ernst im Leibe haben: immer wollen sie noch Räuberhauptleute spielen und von einer ernstlichen Sache drücken sie sich wie Schulkinder vom Lernen. Nun, das macht nichts, sie werden auch einmal das Spielen satt bekommen und wieder brav werden. Und noch andere Dinge erzähle ich ihm. Er aber freut sich. „Seht mal an“, sagte er, „schon lange habe ich nicht mehr mit einem klugen Menschen geredet. Da ist es aber sehr gut, daß ich Sie getroffen habe, Kamerad! Kommen Sie mit, wir wollen noch etwas in's Wirtshaus gehen!“ Leider hatte ich kein Geld mehr, denn meine Frau hatte mir gerade so viel abgezählt, daß es genau auf die Einkäufe reichte. Deshalb bin ich nicht mitgegangen und sagte ein andermal zu, heute wäre ich furchtbar schläfrig. Ich kam also nach Hause, und da mußte mir wieder so ein Malheur passieren! Meine Füße habe ich im

Flur nicht abgewischt und brachte den ganzen Schmutz auf den Schuhen in die Stube mit. Ach, vergessen hab' ich's, dachte immerfort an die chinesischen Generäle! Und meine Frau hat gerade Fußboden gewaschen. Na, da ist sie aber auf mich losgefahren und stieß mich wieder mit dem Besen in die Seite: „Gottentotte du, Narr und Dummkopf! Wie oft habe ich dir's schon gesagt, du sollst die Füße im Flur abwischen! Gehe es nach dir, lebst du wie Schweine im Stall vor lauter Unordnung! Ein Gimpel, ein Idiot bist du!“ Und so ging es weiter fort. Gekränkt fühlte ich mich, Kameraden! Eben hat man dich einen klugen Menschen genannt, und da hör' es dir wieder an, daß du ein Gimpel und ein Idiot bist! Aber hätt' ich nur lieber geschwiegen, wie immer! Nun, ich konnte mich nicht zurückhalten, und — ich sollte ihr doch mal zeigen, daß mich nicht alle für einen Dummkopf halten. Und dann wäre es ja auch möglich, daß sie sich für die Sache interessiert hätte und das Schimpfen sein ließe. Also sagte ich ihr: „Ich habe heute einen Schlosser getroffen und der hat mich über China befragt, so daß ich ihm die chine . . .“ Schon unterbrach sie mich: „Was für ein Schlosser? Wo wohnt er?“ — Ich: „Genau weiß ich das nicht, ich habe vergessen, nach dem Nam . . .“ — Sie: „Niemals weißt du etwas! Wo hast du ihn denn getroffen?“ — Ich: „Das ist schwer zu beschreiben. Ich habe nicht auf die Strafe geachtet, in die ich gera . . .“ — Sie: „Dich müßte man noch mit einem Knechtfräulein ausschicken, damit du dich nicht verirrst. Warum hat er dich denn angesprochen?“ — Ich: „Woher soll ich das wissen, er fuhr am Rade ohne Licht.“ — Sie: „Wie das, er fuhr am Rade ohne Licht! Du hast dich doch mit ihm unterhalten?! Wie kann man was aus dir richtig herauskriegen!“ — Ich: „Ja, so hör' doch lieber, was wir von China . . .“ — Sie: „Antworte mir lieber auf meine Fragen, du verwirrst ja doch nur alles! Also wer von euch hat das Gespräch angefangen, er oder du?“ — Hier, Kameraden, hat es mich so gepackt, daß ich die „Geschichte der darstellenden Künste“ nahm und damit auf den Schädel meiner Frau schlug. Mein Ehrenwort, ich wollte sie nicht umbringen! Ich dachte gar nicht daran! Mir haben meine Hände einfach nicht mehr gehorcht. Sie nahmen so das Buch, und — bums — auf ihren Schädel! Da fällt sie auch gleich tot um! Ist das eine Hetzsuchung! Wer ist denn da eigentlich schuld, Kameraden, sagt's mir nach gutem Gewissen: ich oder die chinesischen Generäle, oder der Schlosser, der ohne Licht fuhr? Und wahrlich, schade ist es um sie, eine gute Frau war sie, hat Ordnung gehalten, war auch sparsam. Und jetzt ist sie an den bildenden Künsten gestorben!“

**) Anm.: Wortspiele im Russischen: Daj-na-tschajok = Gib mir Trinkgeld, Feng-otstan = Feng laß los, Wi-peit-fu = trink aus, psui! Auch der Name Saportjadkin kommt von porjadok = Ordnung.

Raum hat Saporjadkin den Mund geschlossen, als die Tür wieder auffährt, na, und wer erscheint denn da? — Seine Frau. Und wie sie auf ihn losfährt: „Du Idiot, du Dummkopf, wo steckst du so lange! Marsch, nach Hause, Schuhe für Sonntag putzen!“, da

greift er schon nach der Mühe, verabschiedet sich nicht einmal von uns und — ihr nach! —

Aber einer von uns kann sich doch nicht halten und ruft noch: „Ach, Saporjadkin, — schlecht hast du deine Frau erschlagen!“

Brot

Von G. H y e l.

Es ist eine Arbeiterwohnung, ein einziges schmales Stübchen. Die Wände sind schmutzig, mit großen Schimmelflecken in den Fensterecken. Ein Teil des Putzes abgefallen. Hier und da hängen zerlumpte Kleider an lockeren Nägeln, feucht und schwer. In der Mitte steht ein alter braungestrichener Tisch mit zwei klapprigen Stühlen, ein dritter ist an die Wand gelehnt, sonst würde er umfallen. Neben ihm steht der eiserne Kanonenofen. In der anderen Ecke liegt ein Haufen Stroh, von zerlumpten Tüchern bedeckt, das Nachtlager der Kinder. Von dort sind die Palme über den ganzen holprigen, ungeputzten Fußboden geschleppt worden. In der Nähe der Tür steht das einzige Bett und in ihm liegt der Vater. Sein Gesicht ist eingefallen und hebt sich wachsbleich von dem grellfarierten schmutzigen Kissen ab wie das eines Toten. Wenn die Tür geöffnet wird, fährt ein frischer Luftzug in den feuchtwarmen Zimmers. Dann zuckt es in den Zügen des Kranken, wie bei einem heftigen körperlichen Schmerz.

Die Kinder achten schon lange nicht mehr darauf. Sie sind in den langen Wochen, die er liegt, daran gewöhnt und nehmen den leidenden Mann, der für gewöhnlich mit geschlossenen Augen still dämmert, als etwas Selbstverständliches, das sie durchaus nicht mehr stört und auch keine Rücksicht erfordert. So spielen und lärmen sie so laut wie gewöhnlich mit kindlicher Unbekümmertheit und streiten sich wohl auch mit kindlichem Ungestüm. Vergebens beschwichtigt die Mutter, müde und gleichgültig. Nach kurzer Ruhe bricht der alte Arm wieder los.

Da verlangt eins ein Stück Brot, und sofort schallt's von allen Seiten: „Mir auch! Ich habe auch noch nichts bekommen! Ich will auch etwas haben!“

Die Mutter gibt sich Mühe, mit ihrem kleinen Vorrat alle Wünsche zu befriedigen. und bald ist das kleine Stück verteilt.

Aber noch sind nicht alle bedacht. In allem Trubel und Schreien hat sie die kleine Marika nicht gehört, unter allen ausgestreckten Händen hat die Mutter ihre übersehen.

„Ich habe doch noch nichts bekommen.“ Und vorwurfsvoll steht die Kleine zur Mutter hinauf.

„Ich habe aber nichts mehr. Vielleicht gibt dir Karlik etwas ab.“

Karlik aber will nicht, und als das Mädchen sich beschwert und es der Mutter klagt, will diese ihn zwingen, der Kleinen etwas zu geben. Da hat er seinen Teil schon aufgegessen, ebenso die anderen.

„Und ich habe doch so großen Hunger“, klagt der kleine Blondkopf und verzieht das Gesicht zum Weinen.

Das greift der verhärmten Frau ans Herz. Sie versucht, das Mädchen zu trösten und verspricht ihr ein großes Stück, wenn sie wieder neues holen wird, wenn sie auch nicht weiß, womit sie es bezahlen soll.

Aber es hilft nichts. Die Kleine fängt stoßweise an zu schluchzen: „Aber ich will jetzt schon Brot haben. Ich habe doch so großen Hunger. Alle haben schon bekommen, und ich habe nichts.“

Der Mutter bricht selbst das Herz vor Mitleid und Jammer über ihre Not, aber sie kann nicht helfen. Sie zieht die Kleine an sich und streichelt ihr tröstend das Haar mit ihren zerarbeiteten knöchigen Händen.

Aber das stillt den Hunger Marikas nicht. Und als sie sieht, daß die Mutter ihr nichts geben will, geht sie weinend zum Bette des Kranken.

„Ich habe so Hunger, Vater.“

Aber er achtet nicht darauf.

Da zerrt sie ihn am Arm, zupft an der Bettdecke und schlägt endlich auf das Kopfkissen: „Vater, ich will Brot haben, und die Mutter gibt mir keines.“

Da erwacht der Kranke aus seiner lethargie, als habe ihn der Ruf des Kindes geweckt. Er öffnet die Augen groß, die Augen, aus denen schon der Tod schaut.

„Ja, Brot“, sagt er mit weitherferner Stimme. Dann sinkt er wieder zurück, wie erschöpft.

Am Bette aber weint laut das Mädchen, und ihre Tränen tropfen schwer und heiß auf die zitternde magere Hand des Kranken.

Die Rosalia und ihre schwere Last

Von Christine von Winkler.

Die Rosalia Janoska, ein mageres, altliches Weib, hatte ihrer Lebzeit eine zu schwere Last zu tragen. Sie ernährte mit dem kargen Lohn ihrer Tagelöhnerarbeit nicht nur ihre steinalte Mutter, sondern auch noch das uneheliche Kind ihrer Tochter. Sie selber war seinerzeit hübsch gewesen, noch jetzt sah man aus dem feinen verhärmtten Gesicht ein Paar schöne blaue Augen leuchten, und ihr gelbes Haar lockte sich nett unterm Kopftuch. Aber ihr Blick war bitter und mißtrauisch, wie der eines getretenen Tieres. Ihr Mann war in jungen Jahren beim Holzfällen erschlagen worden, seitdem arbeitete sie für alle. Die zierliche schöne Tochter war in Stellung gegangen, aber, früh verstorben durch die Gier der Männer, war sie nun Kellnerin in der großen Stadt, verbrauchte all ihren Verdienst für Puz und schickte nichts heim.

Oben trat die Janoska in ihre niedere Stube, in der nur ein Bett stand für sie und die Mutter. Das Kind schlief schon, es lag in Lumpen auf Stroß auf dem Boden. Die Alte mit dem steinernen schmalen Gesicht saß am Ofen auf einer Bank und sah vor sich hin, leer und stumpf. Sie war so uralt, daß sie völlig blöde geworden war, konnte nichts mehr arbeiten, sondern brauchte noch Pflege. Ihre Finger waren krumm vor Gicht.

Mürrisch und ohne Gruß ging die Tochter an den Herd, blies das Feuer an und legte aus der Hücke, die sie mitgebracht hatte, aufgelesenes dürres Holz auf die Glut. Dann rusch sie Kartoffeln und setzte sie auf, alles geschah schweigend und verbittert. Nur dem Kind gönnte sie einen sanften Blick, sie liebte das zartgliedrige Bübchen, aber vermochte ihm ihr Herz nur in seltenen Augenblicken zu zeigen. Die Augen der Uralten verfolgten jede Handlung der Tochter mit stumpfer Neugier. Essen und Schlafen, dazwischen aus dem Fenster sehen oder etwa auf dem Herde mühselig den Wassertopf rücken und im übrigen sich so klein wie möglich machen vor den gallbitteren Blicken der Tochter, das war ihr Tageslauf.

Oben brodelten die Kartoffeln, da klopfte es an die Stubentür. Verbirren ging das Weib öffnen. „Jeszu, die Hanfa“, schrie sie auf und sank auf einen Stuhl. Mit einem Blick hatte sie das ganze Unglück erkannt. Da stand die Tochter in der Tür und sah mit ihrem Madonnengesichtchen unsicher her. Sie trug hochhackige Sammetstühle und ein ganz langes schwarzseidenes Abendkleid, das nach der neuesten Mode gearbeitet war, aber ihre Schläfen hatten gelbe Flecken und waren

eingesunken, und ihr Leib erschien zu stark, das war ganz offenbar. — „Du Weibsbild“, schrie die Mutter jäh auf. Die Junge setzte sich mit gemachtem Gleichmut auf einen Stuhl. — „Nun, darf man etwa nicht einen Bissen daheim essen, wenn man von der Reise kommt?“, sagte sie leise, aber frech. — Vom Ofen her blickte unverwandt das leere Auge der Greisin her. Unflätig schrie die Mutter dem Mädchen ihren Groll ins Gesicht, sie sparte nicht mit giftigen Worten. „Willst mir wohl einen zweiten Bankert daheim abgeben? Nein, nein, daraus wird diesmal nichts!“ Mit dem schweren Hunger der hart Arbeitenden kaute sie dann die trockenen Kartoffeln und sah in starrem Jammer vor sich hin. Die Junge duckte den Kopf und aß schweigend mit. Vom Ofen her verfolgte die Alte unverwandt jeden Bissen, den die Beiden aßen. Sie bekam stets nachher den reichlichen Rest. Dem Kinde hatte die Rosalia schon früher eine Fettschnitte gegeben, sie hielt in ihrer kargen Art doch darauf, daß es die besten Bissen bekam. Jetzt war der Knabe munter geworden durch das Geschrei der Frau. Er blinzelte erst und weinte dann klagend vor sich hin. Da kam das Mädchen auf ihn zu, ihr elegantes Kleid schleppte fast über die unsaubere Diele, unbewußt wiegte sie im Gehen die Hüften. Sie hielt ihm ein Dütchen mit klebrigem buntem Zuckerwerk hin und eine grellbunte Strickmütze. „Da schau, Josef, was dir die Mutter mitgebracht hat“, sagte sie und küßte ihn, aber es war ein kalter Kuß, sie kannte den Jungen ja kaum. Das Kind ergriff die Düte, drehte aber den Kopf ab. „Du bist doch nicht meine Mutter, dort sitzt Mutter am Tisch.“ Die Junge setzte sich wieder still nieder, es war ihr unbehaglich zumute. Rosalia erhob sich schweigend, räumte den Tisch ab. „Bist jetzt ohne Arbeit?“ fragte sie herb. Die Junge nickte beschämt. Die Mutter sagte nun nichts weiter. Sie löschte das Licht und legte sich zur Alten in das schmale Bett. Die Hanfa streifte ihre Kleider über den Kopf und stand in der billigen buntseidenen Hemdhose einen Augenblick wie ein bunter Falter in der dürrtigen Kammer, reckte sich gähnend und kroch zu dem Knaben auf das Stroßlager. Sie herzte ihn verstohlen ein wenig, denn schlecht war sie nicht, nur leichtsinnig. Bald schlief sie todmüde ein, sie war lange Stunden mit der Eisenbahn gefahren.

Die Rosalia aber lag wach. Der Jammer war so heiß in ihr aufgestiegen wie eine jäße Flamme. Sie wußte nichts weiter, als daß sie nun einfach nicht mehr könne, daß die Last

zu groß sei. „Heilige Gottesmutter, hilf mir doch gegen die bösen Gedanken“, betete sie in Todesangst, der Schweiß brach ihr aus. Aber es nützte alles nichts. Wie unter einem Zwang erhob sie sich ganz leise. Der Mond schien durchs Fenster, und die Stube lag in weißem Schein. Rosalia ging auf bloßen Füßen an den Küchenschrank, nahm die Petroleumkanne, dann schlich sie vor's Haus, holte Stroh aus dem armseligen Hühnerstall, häufte es an den vier Ecken der Stube auf und begoß es mit Petroleum. „Das zünd' ich nun an und schleiche mich schnell wieder ins Bett, und dann verrecken wir eben alle“, dachte sie wirr vor sich hin. „Die liebe Muttergottes wird mir's schon verzeihen. Ich kann nicht für Fünfe arbeiten, und wenn mir auch das Blut aus den Nägeln fließt“, sagte sie in Gedanken ganz laut. Da faßte eine Hand sie an der Schulter. Der geistliche Herr war eben um die Gassenecke durch das totenstille schlafende Dorf gekommen, er hatte einen Sterbenden mit den heiligen Sakramenten versehen.

„Was tust du da, Janoska?“ sagte er laut. — „O Hochwürden, Herr Pfarrer“, sie sank in die Knie vor Schreck und stammelte wirre Worte.

„Was hast du für ein Leid, Janoska?“ sprach der kleine junge Herr Pfarrer ganz sanft und freundlich, denn er war ein stiller, guter Mensch, selber aus Bauernstamm gewachsen, und er verschenkte sein letztes Hemd, wo er Not sah.

Er strich ihr über den mageren Rücken. „Na, sag' es nur“, ermunterte er sie. Da brach es aus ihr hervor: „Hochwürden, die Hanka ist wieder in Umständen und bringt mir den zweiten Bankert ins Haus, und ich kann nicht für Fünfe arbeiten, wir essen uns schon so nie satt. Ich kann nicht mehr“, schluchzte sie, „hab' ein Hundeleben gehabt, so lang' ich denken kann, immer geschuftet wie ein Mann. Und das leichtsinnige Weib, die Tochter, lebt allwege gut, und die Mutter ist schwach und kann schon lang' nichts mehr arbeiten. Hochwürden, ich hab' das Häusl anzünden wollen, damit wir alle Vier einen schönen, schnellen Tod haben. Gott verzeih mir die Sünde!“ Sie hatte die letzten Worte fast geschrien und sah ihm nur starr ins Ge-

sicht, aber seine Züge blieben im Mondlicht gut und freundlich. Er nahm sie bei der Hand. „Komm' mit mir zur Pfarrei“, sagte er und führte sie, der die Knie verlagten. „Da werden wir weiter sprechen.“

Er brachte die zitternde Frau in sein Studierzimmer, in dem noch die Lampe freundlich brannte, gab ihr erst ein Glas starken Wein und öffnete dann seinen Schreibtisch.

„Da hast du hundert Mark von meinem bißchen Ersparten, Rosalia, das hilft schon eine Weile. Und die Hanka, deine Tochter, soll morgen ordentlich von mir den Kopf gewaschen bekommen, und dann besorg' ich ihr einen Platz in einem Heim in Breslau und Sorge später für eine Stelle im Waisenhaus für das Neugeborene. Nun geh' heim und danke der lieben heiligen Jungfrau, daß ich just daherkam und eine schwere Todsünde verhindert habe. Deine schlimme Absicht sei dir aber verziehen, ganz, als wenn du sie mir im Beichtstuhl gebeichtet hättest. Aber künftig mußt du ein weicheres Herz haben“, sagte er noch lächelnd und drohte ihr mit dem Finger.

Die Janoska küßte die Hände des geistlichen Herrn vielmals und inbrünstig. Dann nahm sie die hundert Mark und huschte heim. Schnell raffte sie das Stroh wieder in den Stall. Dann ging sie hinein. Die Tochter hatte im Schlaf den Arm um den kleinen Jungen geschlungen. Sie sah gut und mütterlich aus, und sein Kopf lag an sie geschmiegt.

Als die Frau todmüde wieder ins Bett steigen wollte, durchfuhr es sie. Die Alte lag so seltsam bläulichweiß im Mondlicht. Sie faßte ihre Stirn an, eiskalt. Die Greisin war gestorben, unterdeß sie beim Pfarrer weilte.

Da hat die harte Janoska geweint wie nie in ihrem Leben und hat viel Bitterkeit mit diesen Tränen hinuntergespült und auch eine große Reue, denn sie war in ihrem verhärteten Jammer nicht allzugut zu der stumpfen Alten gewesen. Aber Gott wird ihr wohl verzeihen haben, denn sie gehörte ja zeitlebens zu den Mühseligen und Beladenen, und das Kräutchen Güte wächst leicht auf einem fetten Acker, aber selten im mageren Land.

Es gibt viel Kostbarkeiten auf der Welt;
doch höher ist wohl nichts gestellt
als eine Handvoll Heimaterde.

Alf. Haydul.

Fischzauber

Humoreske von Max Niedurny.

Herbstliche Nacht! Das große Auge des Waldfees schaute erwartungsvoll nach dem Mond, ob der nicht sein Bild im blanken Wasserspiegel suchen wolle. Doch der eitle Sternkavaller hatte keine Zeit dazu. Weiße Wölklein huschten ihm andauernd um den Bart, purzelten übereinander wie junge, einfältige Lämmer und trieben ihr neckisches Spiel mit dem alten, gemütlichen Wächter auf der Himmelswiese. Da wandte sich der See überlegen lächelnd ab und lauschte nach dem braunen Jagdschloß hin, dessen Füße er umspülte, und wartete, ob der gute Nachbar nicht etwas zu erzählen wisse an lustigen Jagdmären mit Hussa und fröhlichem Jagdhornblasen oder vom wilden Jäger oder von den schönen Sprüchlein, die in seinen Fenstern funkelten. Er verstand das immer so gut, der zierliche Geselle. Doch auch das Schloßlein hatte keine Zeit. Bei ihm ging es trotz der Nacht noch laut und geschäftig zu, denn man erwartete für morgen hohen Besuch zum großen Fischfest. Selbst der erzene St. Hubertus auf dem Platz vor dem Jagdschloß blieb heut still und in sich gekehrt.

„Langweilige Gesellschaft“, rauchte der See unmutig auf und machte ein paar krause Falten in sein Gesicht. Da fiel sein Blick auf das rotlohende Holzfeuer am Ufer. Dunkle Gestalten lagerten um die knisternden Riesenfeuerscheite und erzählten. Waldbarbeiter waren es, die für den morgigen Fischzug befohlen worden waren und nun an den aufgestapelten Netzen, Stangen und Rutenkörben Wache hielten die Nacht hindurch.

„Nun doch etwas anderes“, dachte der See, vergaß Mond, Jagdschloß und St. Hubertus und lauschte. Der leise, kühle Herbstwind trug ihm jedes Wort getreu zu.

„Seht nur“, raunte der hagere, bewegliche Will der lagernden Gesellschaft zu und wies mit der Spitze seiner Tabakspfeife auf einen tanzenden Mondschatten inmitten des Sees. Er machte gar große, runde Augen dazu. „Seht ihr's nicht? Das ist der Wassermann. Der riecht unser Feuer und möchte gern seine Fische daran braten, ehe sie ihm morgen weg-gefangen werden.“

„Der wird sich hüten, hierher zu kommen“, meinte ein anderer. „Der denkt nicht gern an gebratene Fische.“

„Na, was für Boskes sind das wieder“, brummte einer.

Aber der Sprecher ließ sich nicht abhalten: „Ihr kennt doch die Geschichte mit dem Wassermann und der Kaze?“

„Mit einer Kaze?“

„Erzähle!“

Und Will hub an: „Also hat dem Wassermann einmal die Zunge nach gebratenen Fischen zum Maule herausgehangen. Er tolpatschte deshalb in die Wassermühle und briet sich am Feuer einige Karpfen. Als sie fertig waren, kam die Kaze hinterm Ofen hervor und sagte: „Ich esse sie auch gern!“ Und nahm sich bald ihren Teil. Der Wassermann rollte wütend seine Glogaugen, und als die Kaze zum zweitenmal heranschlich, schlug er sie mit seiner nassen Pfote auf den Pelz, daß es nur so krachte. Die Kaze, nicht faul, sprang dem Wassermann ins Gesicht und zerkrachte ihn ganz jämmerlich. Seit der Zeit meidet er die Mühle.“

„Hoho“, meinte der lange, bedächtige Stasch und schob sich näher an das Feuer. „Da kommt er gewiß zu uns, weil wir doch keine Raketen sind.“

Einige lachten dazu. Nur Mrossek, der Unbeweißte, böste vor sich hin, als ginge ihn das Gerede nichts an. Karasch schubste ihn neckend mit dem Fuße: „Woran denkst du wieder, alter Walbläuser? Vielleicht an eine Wasserjungfer, die dir die Hemden waschen soll?“

„Oder an eine reiche Erbschaft?“

„Erraten, nur nicht ganz“, gab Mrossek langsam und stockend zurück.

„Na, woran denn? Da red' doch!“ Und dabei puffte ihn sein Nachbar derb in die Seite.

„Jetzt wirst du wohl reden müssen, damit sie dir Ruhe geben“, dachte Mrossek und begann: „Mein Großvater erzählte, als ich noch ein kleiner Junge war, von einem verzauberten Prinzen, der hier im See als Fisch hausen soll...“

Ein Ungläubiger brummelte: „Wieder so ein Unsinn!“

„Daß ihn erzählen!“ riefen einige, unwillig über die Unterbrechung.

Und Mrossek fuhr fort: „Man erkennt ihn an einem goldenen Ringe. Wer das Glück hat, ihn zu fangen, der kann lachen. Aber er muß es auch fertig bringen, ihn solange auf dem bloßen Körper zu tragen, bis er stirbt.“

„Auf dem Bauche etwa?“ fragte ein Neugieriger.

„Ja, auf dem nackten Bauche. Aber dann ist der Prinz erlöst, und der andere wird reich belohnt.“

Alles staunte. Denn eine so lange Rede hatte Mrossek, der wortfarge Einspänner, schon lange nicht gehalten. Mußten ihm doch arg im Kopfe rumort haben, der Prinz und die Belohnung. Ja, er hielt viel von Geld und Gut.

Der Vorarbeiter versuchte der Sache ein Ende zu machen: „Dummes Zeug, das ihr da fasset. Schlafen wir, das ist gescheiter; denn morgen müssen wir tüchtig schuften.“

„Dumm hin, dumm her!“ entgegenete der lange Stasch. „Daß sie doch erzählen! Da schläft man eher ein. Aber den verzauberten Prinzen, wenn ich ihn morgen zwischen die Finger bekomme, werde ich hinters Hemd stecken. Da sollt ihr mal etwas erleben...“

Die Männer schwiegen. Einige sahen mit gruseligem Erstaunen nach Stasch. Dem war alles zuzutrauen.

Am anderen Tage hub bei goldenem Herbstsonnenschein das Fischen an. Allerlei Volk aus der Umgegend, aus Stadt und Land, war zusammengeströmt. Neugierige Gaffer, berechnende Händler, arme Schlucker und zahlkräftige Feinschmecker, die es nach gebratenem Fisch geküstete.

Auch der Magnat, dem der herrliche Waldsee inmitten seiner weiten Forsten gehörte, der Fürst von P., war mit zahlreichen Gästen zum Fischfest eingetroffen. Sehnige Mannsgestalten, nur mit Hemd und Kniehose bekleidet, zogen keuchend die Reize durch die seichten Gluten. Die beschuppte Beute zappelte und warf sich in silbernen Knäueln durcheinander. Mächtige Tonnen schluckten glucksend den Fischsegen. Wagen rollten heran und davon. An den Ufern lohten mächtige Holzfeuer. Darauf schoben geschäftige Hände die langen Pfannen hin und her, aus denen es nach gebratenem Fisch verführerisch und aufreizend duftete.

Man saß auf Holzklößern, lag auf dem Rasen oder ritt auf einer leeren Viertonne und aß und trank und lachte vergnügt und zufrieden in die warme Herbstsonne hinein, die das bunte Bild mit ihrem Gold überstreute. Vom Walde her strich ein kühles Lüftchen und spielte mit dem prasselnden Feuer; und das braune Jagdschloß mit dem ehernen St. Hubertus vor der Tür sah still und verträumt zu.

Endlich war der einige Morgen große See abgefischt. Mit seinem, feuchtem Dunst ging der Tag zur Rüste. Die fleißigen Fischer — das Jahr hindurch brave Walдарbeiter und Holzfäller — erhielten ihren erhöhten Tageslohn und die ausgefekten Deputatsfische.

Unterdessen hatte der Fürst seinen Rundgang um den See beendet und näherte sich der Gruppe von Fischern, die eben sich um ihren Fischanteil bemühten, um ihn für den Heimweg in feuchtem Moos zu verstauen.

„Achtung!“ rief da plötzlich des Fürsten Leibjäger. Köpfe hoben sich. Reiter strafften empor. Mit militärischer Schnelligkeit standen die kräftigen Gestalten in einer Linie

ausgerichtet. Man wußte, daß der Fürst so etwas wie soldatischen Zug liebte, auch, welche Vorliebe er für große, schön gewachsene Männer besaß. Nicht nur seine Förster, sondern auch die Walдарbeiter mußten ihr Garde- maß haben.

Vorher noch, ehe der Fürst näher herantrat, raunte Wilk seinem Nebenmanne, dem langen Stasch, eilig zu: „Hast du ihn?“

Stasch strich schnell und behutsam über sein grobes Hemd, da stand auch schon der Fürst vor ihm und betrachtete die gutgebaute, hohe Gestalt mit wohlwollendem Blick. Eben wollte der leutselige Herr den vor ihm stehenden Männern eine Anerkennung über ihre fleißige Arbeit sagen, da wurde es unter Staschs Hemd lebendig. Der Magen konnte es unmöglich sein. Es rutschte auf dem Bauch hin und her, zappelte und wand sich dort unter der schützenden Hülle. Stasch verzog keine Miene.

Der Fürst blieb stehen und beobachtete gespannt den weiteren Verlauf des sich auf dem Körper des Fischerknechtes abspielenden Dramas.

Immer lebhafter wurde es unter dem Hemd. Verdächtig wühlte sich der Hosensack, und es dauerte auch nicht lange, da bohrte sich eine feuchte Schwanzflosse mit ängstlichem Gezappel zum Hosentürchen hinaus. Noch eine letzte Anstrengung, und mit einem Ruck klatschte ein mehrpfündiger Karpfen in den Sand.

Der Fürst lachte sein kräftiges, gesundes Lachen, strich sich den langen, wohlgepflegten Bart und sagte: „Seit wann wachsen dem Stasch Fische aus dem Bauch?“

Stasch stand wie eine Blisssäule da. Kein Muskel zuckte in seinem Gesicht. Er tat, als wäre nichts geschehen. Dann fiel ihm ein, daß er eigentlich etwas sagen müßte von dem verzauberten Prinzen, an den er ja doch nicht glaubte. Aber vielleicht konnte man der peinlichen Sache eine andere Wendung geben; denn jedenfalls hatte der Fürst von dem Dasein eines seiner erlauchten Vorfahren in Fischgestalt noch nie etwas gehört.

Aber Stasch kam nicht zum Reden, denn der Fürst war bereits weitergeschritten und sagte kopfschüttelnd zu seiner höchst belustigten Begleitung: „So sind unsere Beute. Kriegt der Mensch noch nicht genug, muß auch noch stehlen. — So ein glitschiges Ding auf dem bloßen Körper! Wrrrr! ... Na, ein Teufelskerl ist er schon, der liebe Stasch...“

Und Stasch, derart bloßgestellt, kochte vor Ingrimm über das mißlungene Heldentstücklein. Er erwischte den verzauberten Prinzen am Schwanz, schleuderte ihn wütend in den See zurück und knurrte: „Mag dich ein anderer erlösen, du verrücktes Vieh!“

Die schwarze Rake

Von Leonhard Hara.

Die blühende Morgenstunde eines klaren Vorfrühlingstages weitete ihre schimmernen Schleier über die uralte Wedderschleuse. Zu dieser Jahreszeit wurde die Schleuse sonst nur erst von trägen, schmutzigen Sandprähmen oder von eiligen, selbstbewußten Regierungsdampfern durchfahren. Heute aber sprühte in leuchtenden Fernen schon jenes lockende Licht, das die Herzen der Großstadtmenschen mit unruhvoller Sehnsucht nach Weite und glitzernden Wasserflächen erfüllt.

Durch lärmende Rufe ihre Ungeduld kundgebend, warteten einige Unentwegte des Paddelsports mit ihren schmalen Gummibooten auf Schleusung und Weiterfahrt.

Dampf ächzend hoben dicke Ketten die beiden schweren Verschlusszylinder aus ihren Lagern. Ein dröhnendes Aufrauschen — gelbschäumende Wassermassen ergossen sich brausend aus den dunklen Füllöffnungen, sprangen wild an den schlammigen Wänden der Schleusenkammer empor, zerstiessen sich und sanken plätschernd in ein undurchsichtiges, brodelndes Gewoge zurück.

In wenigen Minuten waren beide Wasserspiegel ausgeglichen. Schwerfällig öffneten sich die wichtigen Schleusentore. Schaufelnd löffelten sich die leichten Paddelboote durch die freigewordene Einfahrtsöffnung in die Schleusenkammer. Langsam wurden die Tore in ihre ursprüngliche Lage zurückgedreht. Mit klirrendem Geflacker zogen die Zahnradklangen die jetzt unter Wasser liegenden Auslasschieber der unteren Tore empor, und tosende, saugende Strudel bildend, stürzte sich das angestaute Schleusenwasser abwärts in den Ausfahrtskanal.

Allmählich senkte sich der Wasserspiegel und nahm die Boote mit in die Tiefe. Dampf schallend klangen die verworrenen Rufe der Paddler von den nassen Schleusenwänden wider; doch plötzlich flogen die auseinanderflatternden Stimmen in erregtem Zusammenklang empor:

„Eine Rake — eine Rake!“

Überrascht trat der Aufsichtsbeamte an den Schleusenrand. Unten schwamm, von den wirbelnd kreisenden Wassern hin- und hergeschleudert, mühsam eine schwarze Rake. Offenbar war diese Rake beim nächtlichen Rattenfang fehlgeprungen, war in die dunkle, wenig gefüllte Schleusenkammer gefallen und hatte sich dann auf die schweren Eisenrollen der Auslassklappen gerettet. Als nun die erste Schleusung vorgenommen wurde, schwammen die mächtigen Fluten das hilflose Tier herab und zogen es unwiderstehlich in ihre reißenden Strudel.

Nun sah man die furchtbare Todesangst der völlig erschöpften Rake, die ihre letzte Kraft so erschütternd nutzlos verschwendete. Das war kein belangloses Tier mehr, dessen kaum beachtete Gattung millionenfach vorhanden ist, das war eine Kreatur, die einen entsetzlichen Kampf mit einer rätselhaften, grauenvollen Macht austrug. Die ertrinkende Rake starrte mit unnatürlich weit aufgerissenen, glühenden Augen nach oben und versuchte mit ihren krampfhaft ausgespreizten Krallen sich am schlammigen, schlüpfrigen Mauerwerk der Schleuse festzuhaften. Immer wieder aber glitt das Tier ab, sank zuckend unter, arbeitete sich wieder hoch und wurde zusehends schwächer und schwächer.

Die Insassen der Boote starteten auf die ertrinkende Rake, tatlos und aufgeregt durcheinander plappernd.

Da schlug die tiefe, dröhnende Stimme des Schleusenbeamten in das ratlose Palaver der Faltbootpärchen:

„Wollen Sie nicht endlich etwas tun, meine Herrschaften? Nehmen Sie doch die Rake ins Boot!“

Empörte Gesichter reckten sich nach oben:

„Ja, denken Sie vielleicht, wir lassen uns von dem Vieh da fragen oder beißen? Ne, das fällt weg!“ schrie ein schnittig aussehender Sportknösel hinauf.

Das Gesicht des Schleusenmeisters wurde hart und schmal. Ein Wink hinüber zu den Untertoren, wo der Schleusengehilfe an den Kurbeln der Auslasschieber stand. Ein hart klingender Ruf: rasselnd glitten die Schieber hinunter und schlossen die Ablauföffnungen. Die Strudel sanken zusammen; die plötzlich abgedrosselte Flut staute sich und wurde ruhig.

Die Sportboote waren in der halbleeren Schleusenkammer gefangen.

Eine Reine wurde gebracht, schnell schwankte ein daran befestigter Korb in die Tiefe.

Wenn Wette und Sonnenglanz rufen, ist es nicht angenehm, in einer schlammig riechenden Schleuse länger als unbedingt nötig zu verweilen. Und so ließ sich einer der Sportler nun auch herbei, die fast leblose Rake mit dem Paddelruder in den Korb hineinzukippen. Die griffgeübten Hände des Schleusengehilfen holten die Reine ein. Langsam schaukelte der Korb nach oben und wurde über die Schleusenante gehoben.

Einige Kurbelumdrehungen; gurgelnd rauschte der Rest des schmutzigen Stauwassers durch die Abflußöffnungen. Die Schleusentore wurden geöffnet, und übereilig schossen

die Paddelboote hinaus auf den glänzenden Strom.

Mit geschlossenen Augen und krampfverzogenen Gliedern lag die durch das schwarze nasse Fell grotesk mager erscheinende, halbertrunkene Kaze auf dem Rasen. Der Körper krümmte sich in schmerzlicher Todesnot. Unter stöhnenden Klageklängen erbrach das Tier schmutziges Oberwasser und streckte sich in qualvollen Zuckungen.

Die drei Männer, die doch schon manchen stummen Menschen aus dem Wasser gezogen hatten, standen bedrückt vor diesem Jammer.

Hier half nichts mehr.

Abwärts lag ein zentnerschwerer Grantstein. „Wenn wir den Stein auf das Tier fallen lassen, wird's schnell aus sein“, sagte leise der Schleusengehilfe.

Schon griffen sechs Fäuste unter den Stein, um ihn hochzufanten, da humpelte eine alte Frau auf das Schleusengelände und kam, die Absicht der Männer erratend, mit heftigen Handbewegungen näher:

„Nee, nee, nit's totschloon; das bringt Zhr' keen Glück! Die Kutsche wird schon wieder zu sich kumm...“

Schweigend gingen die Männer an ihre Arbeit.

Vom Fenster des Dienstraumes konnte man das im Grase liegende Tier beobachten. Wohl zwei Stunden lag die Kaze in immer wieder eintretenden Krämpfen.

Dann geschah etwas Unerwartetes.

Ganz plötzlich stemmte sich die Kaze mit den Vorderbeinen auf, taumelte, brach wieder zusammen, riß sich abermals hoch und hielt

sich schließlich zitternd und schwankend aufrecht. Ihre übergroßen, bernsteinfarbenen Augen sahen starr in irgendeine Ferne. Noch einmal krümmte sich ihr Körper; noch einmal liefen trübe Wasserreste aus ihrem aufgerissenen, rosigen Rachen.

Dann ein jäher Sprung — und wie ein kleiner schwarzer Teufel setzte die Kaze über die Rasenfläche, flog die Stufen empor und sauste mit hochgestelltem Schwanz über die Straße, um in den Gebäuden der alten Obermühle zu verschwinden.

Am nächsten Morgen ging der Schleusenbeamte zur Mühle hinüber. Nach einem Menschen suchend, stieg er die knarrenden, mehlstaubgrauen Stiegen zum Obergeschloß empor und stutzte in jäher Ueberraschung.

Auf dem niedrigen Fensterbrett lag, überglüht von der warmen Lichtflut der Frühlingssonne, die prachtvolle schwarze Kaze, nun wieder ganz Leben und elastische Kraft, und schaute dem Näher tretenden ein wenig mißtrauisch, doch mit wunderbarer Gelassenheit entgegen.

Zwischen ihren Pfoten krabbelten drei kleine lebendige Pelzkugeln in unbeholfener Geschäftigkeit und nuschelten am warmen Gefüge ihrer schönen Mutter herum.

Von den urgewaltigen biologischen Gesetzen der Artverhaltung wird jene alte, warnende Frau sicherlich nichts gewußt haben, und dennoch hatte sie Recht behalten mit ihren schlichten, zuverlässlichen Worten:

„Nicht totschloon, sie wird schon wieder zu sich kumm!“

Der Himmelswagen

Was bin ich dir, du goldner Himmelswagen,
du mächt'ges Bild an sternbesäter Nacht?
Was fragst du nach den niedern Erdentagen
in deiner stolzen Höh' und heitern Pracht?

O sieh', mein Auge folgt schon lange Jahre
dem gleichgemess'nen Zuge deiner Bahn,
erhoffend, daß ich einstmals mit dir fahre,
geläutert und geheilt von allem Wahn.

O, fahre hin, und kehre täglich wieder!
Ich harre dein in Gleichmut und Geduld;
du weißt die Zeit und neigst dich zu mir nieder
und nimmst mich auf mit aller meiner Schuld.

Dann werd' ich ewig, ewig mit dir reisen;
einschuldlos Kind, das dich nicht sehr beschwert —
der Schleier fällt von allen Sternenkreisen,
das Auge schaut, was es so heiß begehrt.

Emil Eichhorn.

Das Verhör

Novelle von Emil Marx.

Der harte Winter von 1806 lag über dem schlesischen Land. Meisse, das türmereiche, war von den Truppen Napoleons eingeschlossen.

General Vandamme, der das Belagerungskorps befehligte, ließ zweitausend Bauern aus den umliegenden Dörfern zur Schanzarbeit zusammentreiben. Bald krochen die Laufgräben, schwarzen Raupen gleich, von Neuland hinüber zur belagerten Festung, das schwere Geschütz, das schon die Mauern Brücks gebrochen hatte, wurde in Stellung gebracht und spie unablässig seinen eisernen Gruß auf Wall und Stadt.

Die tapfere Meißner Besatzung blieb die Antwort nicht schuldig. Bereits am ersten Tage der Belagerung prasselte ein solch heißer Hagel auf Heidersdorf herab, daß die Franzosen ihr Hauptquartier schleunigst von dort in das entferntere Bielau verlegen mußten. Doch immer enger zog sich der feste Ring um die Stadt, bis er ihr zuguterleht den Atem rauben sollte.

Ein grauer Wintermorgen brach an. Der Westwind trieb sein wütend Spiel mit den weichen Flocken oder rumorte in den Kaminen. Vandamme saß in seiner wohlbewärmten Stube am Tisch und studierte die Depeschen, die er soeben durch eine Stafette erhalten hatte. Es stand gut um die Sache des Königs. Der Schreck von Jena war den Preußen doch arg in die Glieder gefahren, kein Platz diesseits der Elbe wagte längeren Widerstand.

Während der General noch las, wurde Major Carnot gemeldet. Er war gekommen, sich ein paar Stunden Urlaub zu erbitten, damit er nach Oppersdorf hinüberreiten könne, einer privaten Angelegenheit wegen.

„Gut, Herr Major“, lachte Vandamme in lustiger Laune, „seit wann pflegt man galante Geschäfte am Vormittag zu betreiben? Hat die Sache nicht Zeit bis zum Abend?“

„Pardon, mon général“, gab der Major in etwas gereiztem Ton zur Antwort, da sein graues Haar derartige Anzüglichkeiten schlecht vertrug. „Es handelt sich um kein Liebesabenteuer. Ich möchte nur dem Pfarrer des Ortes, den ich von früher kenne, die Aufwartung machen und ihm meine Verzeehrung zu Füßen legen.“

Vandamme wurde aufmerksam. Wie kam ein französischer Offizier zu der Bekanntschaft mit einem oberschlesischen Dorfpfarrer? Auf wiederholtes Drängen, das einem Befehl gleichkam, erzählte Carnot zögernd, in Oppersdorf walte seines Amtes als Pfarrer ein Graf Bombelles, ehemaliger französischer

General, unter dessen Kommando er als junger Leutnant gefochten.

Raum vernahm Vandamme, der als blindwütiger Gegner des bourbonischen Frankreich bekannt war, den Namen Bombelles, da sprang er heftig auf, daß der Stuhl umfiel. „Wie, der alte Emigrant und Feind meines Kaisers haust in der Nähe? Er hat sofort vor mir zu erscheinen. Ich hege großes Verlangen, ihn zu sehen.“ Dabei griff er halb unbewußt nach der Pistole auf dem Tisch. Sie hatte schon zweimal ein blutiges Werk an flüchtigen Freunden des angestammten französischen Königshauses getan.

Mit einer Handbewegung war Major Carnot entlassen. Wenige Minuten später jagte ein Pikett württembergischer Jäger gen Oppersdorf, um den Pfarrer auszuheben und ihn vor den General zu bringen.

Graf Bombelles, Marschall von Frankreich, ein Jugendgefährte des unglücklichen Königs Ludwig XVI. und gegenwärtig der geistliche Hirt von Oppersdorf, war soeben von einem Krankenbesuch heimgekehrt. Er schickte sich an, seine Predigt für den kommenden Sonntag vorzubereiten. Ach ja, es hieß stets zeitig in der Woche damit beginnen, denn die deutsche Sprache hatte nun einmal ihre Wollsgruben, Fellen und Klippen, die dem feingeschliffenen französischen Geist gefährlich werden konnten, wenn er von der Kanzel herab zu seinen biederen Dörflern sprechen sollte. Vier Jahre übte er sich bereits mit Fleiß im Gebrauch des deutschen Artikels, ebenso lange als ihn das geistliche Kleid zierte, nachdem er manches Jahrzehnt hindurch zuerst die Uniform des Generals und dann den Rock des Diplomaten getragen.

Des gräßlichen Pfarrers Sinn stand heut nach stiller Beschaulichkeit. Immer wieder zwangen ihn die Gedanken, von seinen Büchern aufzuschauen und rückwärts zu blicken in das Land der Vergangenheit. Eine blumige Wiese tat sich vor ihm auf, die glänzende soldatische Laufbahn, mit siegreichen Schlachten, Prunk und Lohn in Fülle. Dann kam das schwarze Gesicht des Unglücks. Das Haupt seines Königs sprang vom Schafott in den Sand. Flucht nach Deutschland. Unter dem Oberbefehl des Prinzen Condé zog er gegen das mütterliche, heißgeliebte Frankreich zu Feld, das Rad des Geschehens zurückzurollen und den morschen Thron der Bourbonen zu stützen. Doch als dieser zusammenbrach und durch die Straßen von Paris das Hoch auf Napoleon gellte, da irrte er arm und heimatlos umher, nahm schließlich

zu Brunn das Joch des Herrn auf sich und ward ein Diener am Worte Gottes. War es nicht eine wunderbare Fügung des Himmels, daß er gerade in Schlessen eine Zuflucht gefunden, wo er gegen den König von Preußen im Siebenjährigen Kriege gekochten?

Bis hierher hatte Graf Bombelles seine Gedanken gesponnen, als er scharfes Pferdegetrappel auf der Straße vernahm. Besorgt trat er ans Fenster, denn öfter hatten Deutemacher und Marodeure das stille Dorf gebrandschagt. Im nächsten Augenblick pochte es an die Tür, herein trat der Führer des Piketts und kündete dem Pfarrer an, er müsse sich unverzüglich für die Fahrt nach Bielau zu dem Befehlshaber bereit machen.

Ueberrascht, doch ohne Schreck vernahm Graf Bombelles das Wort. Einen Augenblick überlegte er, ob er nach der Ursache des Befehls fragen sollte, sein soldatischer Sinn, der tief im Innern noch immer schlummerte, hieß ihn aber das Unabänderliche stolz und stumm ertragen.

Plötzlich läuteten die Glocken des Kirchleins Sturm. Der Küster hatte den Reitertrupp in den Pfarrhof einzwängen sehen und rief, nichts Gutes ahnend, die Bewohner des Dorfes zusammen. Es war in diesen harten Kriegsläufen Pflicht, daß sie ungefäumt dem Sturmruß folgten. Von allen Seiten liefen sie herbei, mit Äxten, Senen und Eichenknüppeln bewaffnet. Als die Husaren den Haufen im Anmarsch sahen, rissen sie die Karabiner vom Sattelhaken, ein furchtbares Blutbad stand bevor, da trat der Pfarrer in den Hof und rief mit lauter Stimme: „Ruhe, meine Kinder, es ist keine Gefahr im Verzuge. General Vandamme befiehlt mich zu sich, in zwei, drei Stunden bin ich aber wieder bei Euch.“

Die Menge murrte. Sie kannte den General nur unter dem Namen „Gottverdamm“, den ihm seine Taten eingebracht hatten, und fürchtete für das Schicksal ihres Pfarrers. Sollte sie ihn verlieren, der stets wie ein rechter Vater für sie gesorgt und bei Anmarsch der Feinde sie nicht im Stiche gelassen hatte? Doch Graf Bombelles redete ihnen gütlich zu und bat, ihn ziehen zu lassen. Dann legte er sich den Stern des Lazarusordens, den er als seine höchste Auszeichnung nur bei feierlichem Anlaß trug, um den Hals, warf sich einen Mantel über und fuhr, begleitet von der schwarzen Schar, in schnellem Trabe auf Bielau zu.

Voll Ungeduld harrete Vandamme der Ankunft des Pfarrers entgegen, doch zwang er sich künstlich zur Ruhe. Als der Wagen mit dem Gefangenen vor dem Schulzenhaus hielt, setzte er sich bequem zurecht, um mit dem Verhör sogleich zu beginnen. Wenn er den Pfarrer als einen Feind Frankreichs er-

kannte, wollte er nicht viel Umstände mit ihm machen. Ein warnendes Beispiel für die anderen konnte nicht schaden.

Graf Bombelles trat herein. Prüfend ließ Vandamme seine Blicke über ihn gleiten und hatte Mühe, seine Ueberraschung zu verbergen. Nimmer hätte er eine solch vornehme Erscheinung vermutet. Spannungsvolles Schweigen. Das klare Auge des priesterlichen Greises ruhte dringend auf seinem Gegner, als wollte es fragen: „Was habe ich von dir zu erwarten?“ Da er keine Aufforderung zum Sitzen erhielt, ergriff er ohne besondere Umstände einen Stuhl, setzte sich hin und schlug den Mantel zurück. Der Blick des Ordenssterns traf das starre Auge Vandammes.

Es verging eine Zeit gegenseitiger Musterrung, dann begann der General: „Sie nennen sich Bombelles, Pfarrer von Oppersdorf?“

„Graf Bombelles, mit Verlaub zu melden, und Marschall von Frankreich, Herr General“, entgegnete gelassen der Greis.

„Ach was, Marschall, ein Feind Frankreichs sind Sie“, schrie Vandamme ihn an, „sonst dienten Sie nicht einem Land, das gegen uns die Waffen erhoben.“

„Ich lebe dem Volk, dessen Schutz ich gedenke, und gestehe offen, das Frankreich Napoleons ist allerdings nicht das meinige. Ich trage mein Vaterland im Herzen, das sonnenreiche Frankreich der angestammten bourbonischen Herrscher und nicht die Kaserne eines Napoleon.“

Vandammes Augen funkelten Wut. Dieser alte Mann hier schmähte seinen glorreichen Kaiser. Schon zuckte die Rechte nach der Pistole, da tönte plötzlich ein wüster Lärm herein. Das französische „nieder“ unterschied sich laut von dem in Schwabenart geschrienen „an den Galgen mit ihm“. Der Adjutant vom Dienst betrat die Stube und meldete, eine Patrouille habe im Wald nördlich von Reisse einen verdächtigen Mann aufgegriffen. Die Umstände sprächen dafür, daß es sich um einen Spion handle.

Vandamme gab den Befehl, den Gefangenen vorzuführen. Mit festem Schritt, begleitet von zwei Jägern, trat ein Mann herein, dessen Haltung und Gebärden unzweifelhaft den Offizier verrieten.

Der General warf ihm einen scharfen Blick zu. „Wer sind Sie?“ wandte er sich an ihn und erhielt die militärisch kurze Antwort: „Hauptmann von Rottenburg, Artillerieoffizier vom Platz in der Festung Reisse.“

„Boila“, rief Vandamme ihm zu, „Sie waren es also, der Heidersdorf zusammen- geschossen?“

„Zu Befehl, Exzellenz“, entgegnete der Gefragte schnell und mit Stolz, „hoffentlich habe ich meine Aufgabe vollkommen gelöst.“ „Nicht ganz“, spöttelte der General, „noch bin ich am Leben. Aber jetzt werden Sie mir sagen, was Sie heut im Walde zu tun hatten!“

Hauptmann von Rottenburg ging ein Weilchen mit sich zu Rat. Dann bekannte er freimütig, er habe versucht, die feindlichen Linien zu durchbrechen und sich nach Olaz zu schlagen, um von dort Entsatz herbeizuholen.

Vandamme durchschritt einige Male das Zimmer. Dann pflanzte er seine Hüfengestalt vor den Hauptmann auf, bohrte sein Auge in das des andern und sprach: „Sie sind des Todes schuldig. Ich gebe Ihnen bis zum Abend Zeit, Ihre Angelegenheiten zu ordnen. Bei Sonnenuntergang werden sie fälliger.“

Wie ein Standbild stand der Offizier da. Kein Zeichen auf seinem Gesicht verriet, was in ihm vorging. Stumm schlug er die Hacken zusammen, um sich zur Thür zu wenden, da erhob sich der gräßliche Pfarrer, der bis dahin unbeachtet dagesessen hatte, von seinem Platz, stellte sich vor Vandamme, maß ihn mit sprühenden Blicken und rief: „Ist das die Art, einen tapferen Mann zu behandeln? Mein armes Frankreich, wie wirst du hier entehrt!“

Wie von der Natter gestochen, sprang Vandamme auf. Seine Faust umspannte den Kolben der Pistole, der Finger tastete nach dem Hahn. Schäumend vor Wut brüllte er den Pfarrer an: „Das wagst du mir zu bieten, Pfaffe? Noch ein Wort, und du hast gelebt. Ich will dich lehren, einem General Frankreichs Respekt zu erweisen!“

„Nicht vonnöten“, erwiderte ruhig der Graf. Die Uniform, die Sie schmückt, habe ich selbst getragen. Vergessen Sie nicht, ein Feldmarschall steht vor Ihnen. Den Tod fürchte ich nicht. Er hat mich auf den Schlachtfeldern hundert Mal mit seinem Atem gestreift. Aber ich frage Sie im Namen der

Wahrheit, was hat dieser Offizier verbrochen, daß er auf dem Sande enden soll?“

„Er ist ein Spion“, knirschte Vandamme in dem Gefühl, sich rechtfertigen zu müssen.

„Ein Held ist er“, rief Bombelles dagegen, „oder ist sein mutiger Versuch, den belagerten Kameraden Hilfe zu bringen, anders zu bewerten? Ich beschwöre Sie, General, üben Sie Gerechtigkeit!“

Vandamme rang einen schweren Kampf. Dieser Priester, den er zur Verantwortung geladen, stand als Richter vor ihm, seine Worte zündeten tief in der Seele. Schließlich sprach er zu Hauptmann von Rottenburg: „Sie sind frei. Ich lasse Sie sogleich zu den Vorposten führen.“ Dann wandte er sich an den Pfarrer: „Ich danke Ihnen, Herr Marschall. Sie haben im rechten Augenblick gesprochen. Darf ich Sie bitten, unsere vorige Unterredung als nicht geschehen zu betrachten? Vergeben Sie meine heftige Art. Fortan stehen Sie samt Ihrer Gemeinde unter meinem persönlichen Schutz.“

„Das war ein Wort, Herr General“, rief der Pfarrer leuchtenden Auges, „ich will es Ihnen nicht vergessen. Vielleicht habe ich noch Gelegenheit, Ihnen zu dienen. Alle Sterne gehen unter, auch der eines Napoleon.“

Wie ein Seher stand Graf Bombelles da, dann schritt er mit stummem Gruß hinaus. Er hielt, was er versprochen. Es kam für Napoleon der Tag von St. Helena und für den gräßlichen Pfarrer die Rückkehr in sein geliebtes Frankreich. Als Bischof von Amiens durfte er die trüben Stunden seines wechselreichen Lebens vergessen. Ueber Vandamme brach ein hartes Geschick herein. Der Günstling des verhassten Korsen kam vor das Tribunal, und wenn er nicht das Schafott zu besteigen brauchte, sondern in Kassel ein ehrenvolles Asyl fand, so dankte er dies wohl nicht zuletzt, wenngleich es die Geschichte nicht besonders kündet, seinem einstigen Gegner, dem Grafen Bombelles.

Wort, du bist eine Keule — so plump und so schwer,
Wort, du bist eine Klinge — du schneidest so sehr,
Wort, du bist eine Nadel — du stichst bis aufs Blut,
Wort, du bist eine Kugel — du triffst, ach, so gut.

Wort, du bist eine Leuchte — für finsternes Land,
Wort, du bist ein Feuer — zum Wärmen erbrannt,
Wort, du bist ein Regen — auf durstenden Grund,
Wort, du bist Fluch und Segen — in unseres Bruders Mund.

Christine von Winkler.

Deutsche Heimat

Deutscher Pflug im deutschen Land,
deutscher Bruderdruck der Hand,
deutsche Laute, deutsches Lied,
innigdeutsches Frohgemüt,
deutsches Sinnen treu und wahr:
Unser eigen immerdar.

R. R.

Pflügender Bauer

Scholle legst du auf Scholle,
Tiefes bringst du zum Licht,
daß es im Grabe nicht
immerdar modern solle,

Helfer im ewigen Werden,
Werkzeug der Schöpferkraft,
die durch Aeonen schafft
Wandel im Bilde der Erden.

Die dich hervorgerufen,
daß du ihr Werk bereitest,
wuchtenden Fußes schreitest
hinter des Tieres Hufen.

Muß dein Pflug hier begraben
noch auch ein letztes Grün,
bald wird uns neues Blühn,
Lohn deines Tuns, erlaben.

So in der ewigen Kette
bleiben wir dienendes Glied,
bis uns die Scholle zieht
nieder zum letzten Bette.

R. R.





Ruine Otzmuth bei Krappitz.

Ruinen

Eine ernste, stille Sprache reden
alte Mauern, die die Ahnen türmten,
reden von Vergänglichkeit hienieden,
reden, wie die Zeiten vorwärts stürmten

und, was für die Ewigkeit geschaffen
sahen nach menschlich kleinlichem Ermessen,
bald, wie bald ein wüstes Feld von Trümmern,
und der Herren stolze Reih': vergessen.

Mitternächig nur, im Vollmondscheine
manchmal ist's, als ob durch die zerstörten
Hallen ferner Zeiten Laute hauchten,
Minnesang und Schwertgeklirr wir hörten.

Doch bald ist's im Windeswehn erstorben,
und nur düstre Wolken Schatten jagen
eilig drüber im Gespensterritte,
bis es mählich will im Osten tagen.

R. K.

Resignation und Glaube

Was bleibt von uns? Auf einer Treppe Stufen
Vielleicht von unsern Tagen eine Spur,
Die wir mit tausend Mühsalstritten schufen,
Und die doch leicht ist, wie von Kindern nur.

Was bleibt von uns? In eines Menschen Seele
Vielleicht ein kleines Bild, verwischt und fahl,
Drauf unsre Flecken sind und unsre Fehle,
— Wie steht es kalt in jenem fremden Saal!

Was bleibt von uns? Ein Same, den wir streuten,
Der aufging, fern auf eines Andern Feld,
In dem wir dennoch lächelnd uns erneuten
Und unerkannt neu wandeln durch die Welt.

Christine von Winkler.

Der alte Schacht

Eine Erzählung aus dem Bergmannsleben.

Von W. Zechenter.

Endlich hatte man entschieden, daß die weitere Förderung im alten Schacht lebensgefährlich für die Bergleute und zu wenig einträglich sei. Die oberen Sohlen waren bereits völlig abgebaut, nur die fünfte konnte noch etwas hergeben, aber sehr wenig.

Sie durchschritten die in die Erde eingegrabenen und mit dicken Bohlen gestützten Korridore und nahmen von dem Terrain ihrer jahrelangen Arbeit Abschied. Zum letzten Male gingen sie durch diese ihnen so gut bekannten Wege. Die Geleise hatte man schon gestern fortgeschafft. Die Förderkörbe arbeiteten voll Erbitterung. Im Augenblick des Todes toste in dem alten Schacht das Leben, wie im Augenblick der Geburt.

Die Bergleute standen in großer Zahl am Förderkorb. Von dieser Schar verschwanden alle paar Minuten fünf Mann. Der schnelle, geschickte, für Signale so empfindliche Förderkorb riß sie nach oben. Sie fuhren in lustiger, atemberaubender Kohlenfahrt hinauf, wie gewöhnlich nach der Schicht. Und doch waren sie selbst traurig und bedrückt. Mit letzten Abschiedsblicken liebkosten sie die schwarzen Wände. Von morgen früh ab soll der Schacht für immer geschlossen werden.

„Sind alle hier?“ fragte der Ingenieur, der als letzter den Gang verließ und mit forschenden Augen alles überschaute.

„Alle, Herr Ingenieur“, entgegneten sie.

Nach einer Weile waren ihrer nur noch vier und der Ingenieur. Völlige, ergreifende Stille herrschte. Noch eine Minute, und der Förderkorb wird herunterfallen und sie hinaufführen.

Plötzlich wandten alle die Köpfe zur Ausmündung des mittleren, am weitesten eingegrabenen Ganges.

„Was war das?“

Ganz deutlich traf das Echo der Arbeit ihr Ohr. Als wenn ein Flöz niederstürzte und jemand mit der Keilhaue auf ihn einhieb. Des Ingenieurs Antlitz verfinsterte sich.

„Vielleicht ist dort jemand zurückgeblieben? Was?“

Der Steiger trat hervor und sagte:

„Ausgeschlossen, niemand blieb zurück, Herr Ingenieur. Ich zählte und rief alle auf. Wir sind die letzten.“

„Vielleicht stürzte jene letzte Strebe ein, wo nicht mehr gearbeitet wurde?“

„Sie war doch gestützt.“

„Wohl, aber erschüttert, sie erzitterte unter dem Schlag der Hand.“

„Aber...“

Er endete nicht. Wiederum hörten sie das Echo der Arbeit, ja sogar so etwas wie eine ferne Stimme... Der Ingenieur winkte dem Steiger.

„Wir wollen feststellen, worum es sich handelt. Ihr fahrt hinauf!“

Eben schlug der Förderkorb auf und hielt an. Sie traten ein.

„Den Förderkorb sofort hinunterschicken, er soll warten!“

„Glück auf!“

Sie gingen zu zweit.

„Vielleicht schien es uns nur“, sagte der Steiger. „Jetzt ist es ganz still.“

Der Ingenieur drehte den Kopf.

„Und jetzt, hören Sie?“

Der Steiger schwieg und leichter Schauer lief über seinen Rücken. Denn von neuem traf ihr Ohr das deutliche Echo der Arbeit.

„Wer kann dort arbeiten?“ fragte der Ingenieur und beeilte seine Schritte.

„Dort ist niemand“, flüsterte der Steiger.

„Dort ist sicher niemand.“

„Sie reden Unsinn...“

„Herr Ingenieur... Sie kommen aus der Stadt... von der Hochschule... Ich bin... von hier! Ich weiß viel über den alten Schacht...“

„Was?“ sagte der Ingenieur, machte Halt und wandte sich zum Steiger.

„Herr Ingenieur, kennen Sie die Bergmannslegende von...“

„Märchen! Eure Legenden! Nett und sinnvoll. Aber Sie verlangen doch nicht, daß ich an ihre Tatsächlichkeit glaube?“

„Hahahahaha!“ traf eine ganz deutliche Stimme ihr Ohr, gleichzeitig das Echo des Grabens.

Der Steiger erbleichte und bekrenzte sich. Der Ingenieur lehnte sich an die Wand und zitterte.

„Also... Wie — war die Legende?“

„Ja, Herr Ingenieur, es gibt eine Legende, die lautet: Im verlassenen Schacht aber stirbt die Arbeit nie aus... Es lebt der verlassene Schacht, ewig... Wenn die letzte Wand eiserner und hölzerner Verdecke ihn für immer von unserem Leben abgrenzt, beginnt der Schacht ein anderes, sein eigenes Leben... Nie stirbt die Arbeit aus... Es kehren zurück, alle kehren zurück, die in ihm gearbeitet haben... die in ihm gestorben sind, die in ihm zugrunde gingen... die unter den Kohlenflözen begraben liegen, die, die der Staub verschüttete, die, die durch zu frühe Explosion der Mine zerissen, die, die durch

Gase vergiftet, die, die durch Feuer verbrannt wurden... Sie kehren zurück, sie kehren zurück... Mit den Reilhauen und allen Gegenständen, und die kleinen Laternen leuchten ihnen den Weg... und sie arbeiten... denn der alte Schacht stirbt nie! Ewig lebt er, obwohl ihn die Lebenden verließen..." So erzählt die Legende, Herr Ingenieur..."

"Was für Dummheiten!" flüsterte der Ingenieur und wischte die Stirn mit dem Ärmel ab. Er war leichenbläß. Pöblich reckte er sich auf, hob die Laterne und sagte, in die Tiefe des Ganges blickend, woher nunmehr dauernd das Echo der Arbeit kam. "Es ist meine Pflicht, festzustellen, was dort geschieht. Ich gehe!" und er blickte auf den Steiger.

"Aber was ist mit Ihnen geschehen?"

Der Steiger blickte mit angstgeweiteten Augen in den Gang, dorthin, woher sie gekommen waren.

"Der alte Warecha!" stöhnte er.

"Was?" Der Ingenieur sprang zu ihm hin, blickte in den Bruch und bedeckte mit der Bewegung furchtbarer Angst die Augen. Denn in der Mitte des Ganges näherte sich ihnen langsam ein grauer Schatten in Bergmannskleidung, mit einem Laternchen leuchtend und einen seltsamen, gespenstigen Schein säend. Man sah kein mit grauem Licht beschattetes scharfes Antlitz.

Er näherte sich, blickte sie nicht an, ging einen halben Schritt entfernt an ihnen vorbei und entfernte sich allmählich nach den Kammern hin, woher die Arbeit immer

drohender dröhnte. Ein kalter Luftzug wehte hinter ihm.

"Sie versammeln sich", stöhnte der Steiger. "So, genau so, wie in der Legende... so... wie in der Legende... Es ist der alte Warecha, den vor drei Jahren in der dritten Sohle ein herabstürzender Fels tötete, der ihm alle Knochen zerbrach. Herr Ingenieur, gehen wir fort... Weichen wir ihm... Stören wir sie nicht bei der Arbeit!"

Sie nahmen sich bei der Hand und gingen dem Ausgang zu. Ihre Schritte schwankten. Eine geheime Furcht verhöhnte sie aus jedem Bruch. Alles war gespenstisch. Alles lebte mit dem ihm eigenen Leben...

"Hier sind wir die Toten", flüsterte der Ingenieur. Sie erreichten den Ausgang. Der Förderkorb wartete. Signal.

"Unser letztes Signal..."

Als sie bereits die kleinen Türflügel zerschlugen, warfen sie noch einen letzten Blick in die Grube. Krampfhaft ergriffen sie sich bei der Hand. Im Hauptgang flimmerten kleine Laternen. Etliche zehn dunkle Gestalten kamen auf sie zu. Durch den kilometerlangen Raum der Kammer blickten sie ruhige, ungewöhnliche Augen an...

In diesem Augenblick wurde der Förderkorb in die Höhe gerissen... Dunkelheit... alles versank... Als sie ans Tageslicht kamen, blickten sie sich in die Augen. Ein unbegreifliches Geheimnis umgab sie mit dem Atem des Grauens.

Deutsch von Leo Roszella.

Wintermorgen am Hüttenteich

Die schwarze Glut des Teichs erglimmt
Vom Feuer, das die Hütte speit;
Das Wort mir von der Lippe nimmt
Gedröhn, das alles überschreit.

Die dunklen Menschen eilen stumm
Zur heißen Arbeit. Nieder sauft
Der schwere Stahl, als krampfste drum
Sich eisern eine Riesenfaust.

Und dieser brausende Akkord,
Von Flammengluten übersprüht,
Reißt meine Seele mit sich fort:
Die Heimat singt ihr großes Lied

Elise Rostalski.

Das Bild der Mutter

Skizze von Franz Gingia.

Bei diesem naßkalten Wetter haben es die Marktbefucher eilig. Sie entscheiden sich schnell, tadeln und seilschen nicht so sehr und streben wieder heimwärts.

Anne Prokus, die Schwester und Haushälterin des Juweliers Prokus, hat soeben der gesprächigen Gemüsehändlerin, bei der sie seit Jahren einkauft, das Geld gegeben und will zum Abschied noch eine Bemerkung über das Wetter machen. Aber die Worte bleiben ihr im Halse stecken. Ihr Gesicht ist plötzlich von einem Erstaunen befallen und die Blicke starren unausgesetzt in eine Richtung. Und eine Kälte durchfröstelt sie. Bis die robusteste Stimme der Gemüsehändlerin laut wird.

„Ja was ist denn, Fräulein Prokus, was sehen Sie denn?“

Da zuckt Anne Prokus zusammen, fährt schnell mit der Hand über die Augen und sagt:

„Ach, Frau Ammer, wie kann das sein... es ist doch nicht wahr...“

Dann schweigt sie unvermittelt, winkt der Händlerin zu und eilt mit schnellen Schritten davon, während ihr die Frau kopfschüttelnd nachblickt.

Juwelier Prokus, der sich in seinem Arbeitszimmer befindet, das durch eine Glastüre vom Laden getrennt ist, blickt erstaunt und unwillig von einer komplizierten Arbeit auf. Er liebt es nicht, zu ungewohnter Stunde von seiner Schwester gestört zu werden. Diese setzt sich ohne Gruß und fast atemlos auf den nächsten Stuhl, blickt ihren Bruder eine Weile an und spricht dann mit sichtbarer Anstrengung:

„Ich habe ihn gesehen...“

Der Juwelier rückt an seiner Brille, richtet sich aus seiner gebeugten Haltung auf.

„Ja, aber Anne, was ist denn?“ ...

„Ich sah ihn, unsern Bruder Karl. Er war es ganz bestimmt. Auf dem Marktplatz stand er und sprach mit einem Weib, vor einer Viertelstunde.“

Ein unglaubliches Lächeln huscht über des Juweliers Gesicht. Er schüttelt den Kopf.

„Unmöglich, Anne ... unmöglich. Das ist sicher eine Verwechslung. Bedenke doch, er hat ja seine Heimat verflucht und mit Schmutz beworfen, er wird es nicht wagen...“

„Doch, doch, Anton, er war es bestimmt. Ich konnte es zuerst auch nicht glauben, wie aber der erste Schreck vorbei war, sah ich deutlich genug.“

„Na, das wäre ... warten wir es ab. Wenn er wirklich hier ist, wird er sicher bei

uns vorsprechen. Aber ich glaube noch nicht daran.“

„Was würdest du tun, Anton, wenn er zu uns käme?“

Die Stimme der Schwester zittert seltsam bei dieser Frage. Des Juweliers Blicke aber werden hart.

„Was ich tun werde? Bessern kann ich ihn nicht, sein Fuderleben wird er nicht mehr lassen, also fort mit ihm ... fort...“

„Ach, ja, er ist das ewige Kreuz...“

„Und die ewige Schande dazu. Aber geh' jetzt, geh' ... ich kann jetzt keine Störung brauchen.“

Einige Stunden später, als schon die Abend Schatten die Winkel des Hauses erfüllen, steht der Juwelier in seinem Wohnzimmer dem Bruder gegenüber. Dieser ist um einen halben Kopf größer, hat dunkle, fahenartige Augen, die alle Gegenstände einer blühartigen Kontrolle unterziehen. In das bartlose Gesicht hat ein wildes Leben seine Zeichen eingegraben.

„Du kommst sofort wieder gehen“, hebt der Juwelier an, „warum kommst du überhaupt? Willst du wieder Geld? Es ist aus damit.“

Ein scharfes, troziges Lächeln zieht über des andern Gesicht.

„Behalte deine Knöpfe. Ich wollte nur mal sehen, ob du dich ordentlich hochgearbeitet hast, so wie unsereiner draußen in der freien Bahn des Lebens. Was blickst du denn so komisch...?“

Ein heiseres Gelächter bröckelt los, während sich das Gesicht des Juweliers im Zorn rötet.

„Du ... ich hätte bald etwas gesagt. Aber du bist ja keine Aufregung wert. Also, ich habe nichts mehr für dich. Fort jetzt...“

Leise pfeifend und spöttisch blinkend wendet sich der Bruder ab.

„Ich brauche dich gar nicht. Uebrigens, wo steckt denn unsere Anne?“

„Sie hat ein zu weiches Herz für dich ... sie ist nicht da.“

„Auch gut.“

Und ohne Gruß verläßt der Bruder das Haus.

Zwei Tage nach dieser Begegnung muß der Juwelier in die Nachbarstadt reisen und wird wider Erwarten so aufgehalten, daß er die Nacht dort zubringen muß. Und in dieser Nacht vollführt der Bruder seinen längst gehegten Plan. Da es ihm an Ortskenntnis nicht fehlt und mittels einer jahrelangen

Uebung ist es ihm ein Leichtes, durch den Garten in das Haus zu gelangen, und bald obliegt er dem eifrigen Geschäft, das Wertvollste in einer Ledertasche unterzubringen. Dann begibt er sich in den Arbeitsraum des Juweliers. Blitzartig zuckt aus einer Taschenlampe der Lichtstreifen über den Tisch. Zuckt wieder und wieder. Dann ein unterdrücktes Auflachen, das aber plötzlich zerrinnt. Und es geschieht das Seltsame. Der schmale Lichtstreifen glänzt ruhig und wie ein goldenes Band über den Tisch. Karl Profus stützt die Arme auf die Ellbogen auf und hält in den Händen ein kleines, verblaßtes Bild, das in einem ovalen Rahmen steckt. Das Bild der längst verstorbenen Mutter. Wunderbares Leben haucht der Lichtstreifen dem vergilbten Bilde ein. Und das Gesicht der Mutter scheint zu lächeln, unennbar gütig und mild. Aus den Augen schimmert eine goldklare Liebe. Die Runzeln der Haut, die von den Jahren und Sorgen des Lebens stammen, glätten sich, und eine herbe Falte um den Mund zerfliehet.

Aber es ist noch etwas da. Eine liebe Stimme, die aus weiter Ferne zu kommen scheint und doch ganz in der Nähe ist. Und die Mutter spricht. Leise und sanft, ernst und mahnend, und voll Güte das Herz eines

verlorenen Sohnes umfassend. Die Worte rieseln wie klare Tropfen einer Quelle in die Gedanken des Lauschenden. Klare Tropfen aus der Ewigkeit. Wie ein Glockengeläute sind sie, dessen Schwingungen bis zur Tiefe gelangen und die Seele suchen.

Und die Mutter spricht und lächelt, und eine unendliche Wärme und Güte ist da.

Karl Profus hat keine Gedanken mehr. Die Mutter hat ihm alle genommen. Er starrt nur noch auf das Bild, und Tränen der tiefsten Reue tröpfeln auf den Rahmen und perlen über das Bild der Mutter hin.

Nachdem aber in sein Inneres eine klare Beruhigung gekommen ist, entnimmt er der Tasche das gestohlene Gut wieder und legt alles auf den Tisch. Und auf einen Zettel schreibt er:

„Lieber Bruder, überlaß mir das Bild der Mutter; ich kann ohne dies Bild nicht gehen. Es soll mich auf einen neuen, besseren Weg begleiten.“

Behutsam und sorglich umhüllt er das Bild der Mutter und nimmt es zu sich. Bleibt noch eine Weile still und gedankentief stehen, löscht den Lichtstreifen der Lampe aus und entfernt sich lautlos, dem Tag und dem neuen Leben entgegen.

Gebet

Seele, breite deine Schwingen,
 Losgelöst vom irdisch' Schweren!
 Himmel, öffne deine Weiten,
 Laß zu dir zurück sie kehren!

Laß sie trinken deiner Wonnen
 Uner schöpftlich reine Quellen,
 Tauchen ihre müden Schwingen
 In des Aethers blaue Wellen!

Sehnsucht ist der Seele Leben,
 Sehnsucht nach den goldnen Sternen.
 Beten wir zum Ewig-Schönen,
 Schau'n wir nach den lichten Fernen.

Weltenweit und unerreichbar
 Allem erdgebunden Ringen,
 Kann der Seele göttlich' Ahnen
 Hin zu dir, dem Höchsten, dringen.

Will in Demut sich dir neigen,
 Wenn sie wieder heimgefunden —
 Laß die Ewig-Ruhelose
 Von des Lebens Last gefunden!

Liddy Janower.

In fluvio submersi

A. Marx.

Vergangenen Sommer besuchte ich einen Studienfreund, einen Pfarrer in Oberschlesien. Sein Dörfchen lag am Oderdamme, nicht weit von dem rauschenden Strome, der seine trüben Wasser schwerfällig durch die Wälder rollt.

Wir hatten kaum die ersten Begrüßungsworte gewechselt und uns zum Plaudern zu rechtgesetzt, da schrillte die Glocke.

Versiegang!

Ein unverhoffter und dringlicher Fall! Da gab es kein Verweilen!

Der Pfarrer stellte das Rauchzeug vor mich hin und füllte mir das Glas.

„Ich bin nicht lange!“ nickte er mir zu und folgte dem Boten, der ungeduldig vor der Türe wartete.

Es verging eine Stunde, ohne daß der Pfarrer zurückkam.

Etwas gelangweilt trat ich an den Schreibtisch und blätterte in dem Folianten, der breit aufgeschlagen fast die ganze Tischplatte bedeckte.

Regesten der Sterbefälle.

Mit sachtem gewann ich Interesse an der Rektüre. Besonders seltsam fand ich es, wie immer wieder dieselben Namen, die gleichen Geschlechter im Wandel der Zeiten aufkamen und vorüberzogen.

Langsam blätterte ich zurück.

1765 — 1701 — 1683 —

Unter dieser letzten Jahreszahl hatte die zitternde Hand eines Pfarrers mit offensichtlich, innerer Erregung zwei Sterbefälle eingetragen:

„Am zwölften May — Stanislaus Wenzel, — seines Berufes ein Flößer, — alt: zwanzig Jahre, zehn Monate.

Item: Die ehrsambe Jungfrau Barbara Mandel, — des Schulzen Valentin Mandel eheliche Tochter.“

Eine Klammer war mit dem Federkiel von einem Namen zum andern gezogen, als wenn die beiden zusammengehörten, und dahinter stand, wie nebenbei geschrieben, die Todesursache, die ich aus der Abkürzung herauslas:

„In fluv. subm.“

Im Strome ertrunken!

Ich ging an meinen Platz zurück und lehnte mich bequem in meinen Sessel. Der Rauch der Zigarre stieg in kraulen Ringeln zur Decke. Ein Wienlein summt im Zimmer und suchte den Weg ins Freie.

Da kam ich in's Träumen.

Die Worte standen wieder vor mir, die ich eben im Register gelesen hatte, Worte, die

in ihrer lapidaren Kürze so unendlich viel sagten.

„In fluvio submersi.“

Gestalten stiegen vor mir auf, blasser, schemenhafter Gebilde, leidende Seelen einer anderen Welt, die noch Erlösung suchten. Ausgestoßene des Lebens! Ich schloß die Augen und sah ihr Geschick und Ende.

Stanislaus war ein hübscher Bursche. Einer von denen, die an der Sonnenseite des Lebens wachsen und bei jedem gern gesehen sind. Zwar stand in dem entschlossenen Gesicht der Stolz des Slaven; aber aus den Augen leuchtete ihm hell und ehrlich ein solch tiefes Gemüt, daß man doch sogleich den Deutschen in ihm erkannte. Von seinen Eltern her trug er in glücklicher Vermischung die Merkmale beider Rassen, die in seiner Heimat friedlich umeinander wohnten.

Kein Mädchen sah an ihm vorüber. Am wenigsten wohl die Bärbel.

Sie galt als die Bornehmste im Dorfe, und ihr Erbe war weit größer als das irgend einer Bauernbirne.

Sie wußte das auch und trug ihren Kopf höher als die Kinder der Kätner und kleinen Leute, die weiter unten im Dorfe wohnten. Und doch verlor sie ihren Stolz, wenn der Bursche um sie war. Ihm gab sie alles, was er in Ehren von ihr forderte.

Stanislaus wohnte nicht weit, und es traf sich oft genug, daß er nach harter Mühe im Walde noch spät im Finstern um das Haus des Schulzen schlich und im stillsten Winkel des Gartens auf sein Mädchen wartete.

Dann standen sie zusammen und vergaßen in ihrem Glück, wie schnell die Stunden gingen.

Schwer lag der Duft blühender Bäume auf den Weiden, und das Zirpen der Heimgen mischte sich in das Rollen des nahen Stromes.

Sie dachten nicht an das Kommende und tranken nur von ihrer Jugend und von ihrem Glück. —

Das Mädchen hielt das Geheimnis still für sich. Die Eltern hätten es niemals gebilligt, daß ein Höriger, ein armer Flößer, in das Haus kam und gar um die Tochter warb. Stanislaus hatte ja nichts sonst, als seine schweligen Hände und den unentwegten, fröhlichen Sinn. Das galt aber nicht viel in den Augen des Vaters, der viel auf Ansehen und Besitz gab und erst recht nichts in den

Augen der Mutter, die mit dem Kinde hoch hinaus wollte.

Stanklaus aber war glücklich.

Er schwang die Axt, daß es im Walde schallte, und wenn er auf dem selbstgezmurmerten Floß die Ober talwärts steuerte, so war er reicher und freier als der mächtigste Fürst, der je im Lande regiert hatte.

Stundenlang konnte er sich an die Stange lehnen, die er als Ruder in den Händen hielt, und nach den Wolken schauen. Schimmernde Bilder gingen mit ihm. Er war dann der Königssohn, der auszog in ferne Lande, um ein Reich zu gewinnen. Er sah sich im Kampfe mit Raidern und Feinden. Aber immer kehrte er siegreich zurück, reich mit Schätzen beladen, die er seiner Herrin zu Füßen legte.

O, diese süßen Träumereien!

Je weiter sein schwimmendes Haus ihn talwärts trug, umso größer wurden seine Sehnsucht und das Verlangen, heimzukehren.

— Bis er aus allen Himmeln gerissen wurde.

Als er wieder einmal von langer Fahrt zurückkam, war Barbara nicht mehr die alte. Sie lehnte sich wohl an seine Brust und ließ sich die Wangen kosen, aber ihr Auge blickte so eigen verlegen an ihm vorbei, und ihrem Wesen fehlte alle Innigkeit und Hingabe.

Es war etwas über sie gekommen.

Er brauchte nicht lange in sie zu dringen, da gab sie ihm ihr Geheimnis preis.

Die alte Geschichte. —

Ein anderer war in ihren Weg getreten, ein Bauer aus dem Dorfe weiter aufwärts am Flusse. Von dessen Reichtum und Hochmut sprach die ganze Umgebung.

Da hatte auch das Mädchen nicht nein gesagt, zumal ihr der Werber in seinem Auftreten imponierte und die Eltern ihn mit Freude empfingen.

Bügernd und nicht ohne Scham gestand sie nun dem Flößer, daß der Andere schon ihr Jawort habe und der Tag der Hochzeit festgesetzt sei.

Da lösten sich seine Arme, die eben noch das Mädchen umschlungen hatten.

Eine Weile starre er in ihr Gesicht, als ob er warten wollte, bis sie lachend widerrufen würde, was ihr schalkhafter Mund ihm entdeckt hatte.

Das Unfassliche konnte nicht sein!

Ein Irrtum war alles, ein Wahnsinn!

Als sie ihm aber die Hand reichte und sich abwandte, legte sie etwas Hartes um sein Herz. Ein starrer Troß kam über ihn, und tiefe Verachtung quoll in ihm empor. Er wollte ihr ein Wort ins Gesicht schleudern, das sie brandmarken und bis in die Seele treffen sollte. Er würgte es aber hinab und ballte die Faust.

Eine Wand stand in ihm auf und stellte sich zwischen ihn und das Mädchen.

Drohend, als wenn sie ihn erdrücken wollte. Da riß er sich zitternd los und jagte davon, dem Walde zu, wo er daheim war.

Wohl kam ein zaghafter Schrei hinter ihm her, aber der hielt ihn nicht. Er hörte ihn kaum.

Stundenlang irrte er umher, bis der Morgen graute. Dann erst sank er erschöpft zusammen. Das Morgenlicht spielte um die Aeste und legte sich weich auf seine Riber, die sich zum Schlummer schlossen.

Aber der Schlaf stärkte ihn nicht. Unruhige Träume verfolgten ihn auch im Wachen. Er wollte nicht denken, nichts sehen.

Aber ihr Bild stand dennoch vor ihm, und wenn er auch mit einem Fluche nach ihm warf, am Ende ertappte er sich immer wieder, daß seine Seele davor kniete.

Er liebte Barbara, er hing an ihr trotz allem. —

Aber jener Andere!

Der Schleicher, der Gleißner!

Nie und nimmer sollte der sein Mädchen heimführen!

Ein teuflischer Haß stieg in ihm empor, sein Grübeln ballte sich zu einem Plane. Sorgsam überdachte er alles. Am Ende glühte sein Blick in boshafter Freude; er wußte jetzt, was er zu tun hatte. —

Die nächsten Tage schaffte er mit doppeltem Eifer. Es war eine Kraft, die er so erst an sich nicht kannte, ein sieghafter Stolz, ein Ueberschäumen. Hebstock und Axt waren ihm wie Kram aus der Kinderstube. Die Tannen sanken, hell surrte die Säge, und Stamm um Stamm fügte sich zum Floße.

Die Pulse gingen ihm im Fieber.

Zum Samstag mußte er fertig sein, da war ihr Hochzeitstag.

Die Woche durch schaffte er unermüdlich, kaum, daß er an Schlaf und Essen dachte.

Als aber der Schicksalstag anbrach, lag es auf ihm, wie eine dumpfe Betäubung. Er war am Ende seiner Kraft. Zitternd lehnte er sich an einen Stamm und schloß die Augen. Er fühlte sich zum Sterben elend. —

Da gingen im Dorfe drüben die Glocken. Jetzt wußte er, daß seine Braut zur Kirche schritt. Hart fiel es ihm in die Seele. Mit einem Ruck straffte er sich empor; ins Auge trat ein Zug finsterner Entschlossenheit.

Den Tag über trieb es ihn umher, aber zum Abend war er im Dorfe. Er ging einsame Wege und drückte sich zuletzt wie ein Landfremder durch die geöffnete Thür in den Saal der Schänke.

Hier begann bereits der Tanz. Alles war voll lauter Lust; das ganze Dorf schien beisammen zu sein.

Er fiel nicht auf, weil er sich im Hintergrunde hielt und Bekannten aus dem Wege ging.

Aber seine Augen brannten.

Wie Lichter glitten sie über den Saal und hingen an der, die seine Sehnsucht suchte.

Und einmal sah sie ihn.

Ein jähes Erschrecken ging über ihr Gesicht, und in offenkundiger Unruhe raffte sie an ihrem Schleier, um die innere Bewegung zu verbergen.

Dem Burschen aber kam es vor, als wenn sie ihm zugenickt hätte, unmerklich zwar, aber doch mit einem Blicke voll stiller Freundlichkeit.

Sie hatte ihn nicht vergessen. Dieser Gedanke stand als feste Gewißheit in ihm, als er langsam zur Türe hinausging.

Er wußte, daß sie nachkommen würde, um ihm ein gutes Wort zu sagen; sie würde ihn nicht ohne Abschied gehen lassen. —

Im Finstern duckte er sich an die Wand und wartete.

Sie kam auch wirklich. —

Neugierig und vorsichtig trat sie aus dem Lichtkreis des Hauses in das Dunkel. Einen Augenblick nur lehnte sie am Gartenzaun; dann zog sie entschlossen das Thürchen hinter sich zu.

Schon stand er neben ihr.

„Barbara!“

In diesem Schrei lag seine ganze Not.

Er hielt sie in den Armen und zog sie tiefer in das Dunkel. Sie wollte sich ihm entwinden und hat mit unterdrückter Stimme, er möge sie doch schonen und freigeben.

Aber über den Burschen kam es wie Trunkenheit. Mit Ungeßüm riß er sie zu sich empor und bedeckte ihr Gesicht mit leidenschaftlichen Küssen. Je mehr sie sich sträubte, umso inniger preßte er sie an sich. Sie wollte laut aufschreien; aber er verschloß ihr den Mund und erstickte ihren Ruf in seinen Umarmungen.

Nun hing sie an ihm starr und ohne Bewußtsein. Da erst kam er zur Besinnung, und die Gedanken zuckten ihm wie Blitze durch das Hirn. Die Zeit drängte, er mußte handeln.

Er raffte die Ohnmächtige in seine Arme und setzte mit vorsichtigem Sprunge über den Zaun. In tollem Laufe ging es über das Feld, quer durch Sturz und Acker, mitten durch wogendes Getreide, über Gräben und Hecken. Erst der steile Damm des Stromes setzte ihm ein Ziel.

Da ließ er sein Opfer behutsam zu Boden gleiten und verschwand im Gehölz. Er brauchte nicht lange zu suchen, da war schon der richtige Ort.

An einer Troste festgelegt wartete das Floß. Es lag ganz im Finstern, und nur das Segelzeug des Zeltcs schimmerte wie eine weiße Hand zu ihm herüber.

Die Brautsahrt konnte beginnen.

Er trug die noch immer Besinnungslose hinüber und bettete sie auf warme Decken, die für sie schon längst bereitet waren.

Dann löste er das Seil und ergriff die Stange. Mit wenigen Ruderstößen brachte er das Floß in die Strömung, wo es bald zu treiben begann. —

Es war auch Zeit, daß er fortkam, denn am Ufer wurde es lebendig. Lichter flammten auf, Stimmen riefen durcheinander, und im ungewissen Scheine der Laternen geister-ten die Verfolger. Es war wie ein Spuk der Nacht.

Der Flößer aber stand inmitten seines Gefährtes, aufgereckt und drohend, und seine Faust umklammerte die Ruderstange, als wenn er jeden Augenblick bereit sei, sie auf einen Gegner niederzuschmettern.

Aus dem Gewirr der Stimmen drang plötzlich ein Ruf, verzweifelt und ohnmächtig wie der Schrei eines todwunden Wildes.

Das war die Mutter.

Sie rief nach dem Kinde mit einer Angst, die in die Seele schnitt.

Das ließ die Erstarrte wieder zum Bewußtsein kommen! Sie stierte mit weit offenen Augen verständnislos auf ihre Umgebung und auf den Mann, der drohend vor ihr stand.

Aber mit einem Schlage zerriß der Schleier, und sie erkannte die Gefahr, in der sie schwebte. Ein tödlicher Schrecken sank ihr in die Seele. Der vor ihr stand, war nicht mehr ihr Freund und Gespieler, es war ein Teufel, dem man das Aergste zutrauen konnte. Ihr Leben war vor ihm nicht sicher, denn in seinen Augen brannte der Haß.

Ein plötzlicher Entschluß riß sie empor. Einen Augenblick nur starrte sie in das Dunkel, dann schrie sie laut auf:

„Mutter, — Mutter!“ —

Das Wasser spritzte hoch auf, und die Strömung griff nach ihrem Opfer.

Das Mädchen sank schnell.

Aber schon sprang ihm der Bursche nach. Seine Hand faßte die Sinkende und riß sie empor. Ein Ringen auf Leben und Tod begann, ein Kampf der Lebenden gegeneinander und ein gemeinsames Ringen mit den Wirbeln der Tiefe.

Noch einmal kam der Ruf vom Lande herüber, verzweifelt und in höchster Not.

Dann wurde es still auf dem Wasser, und mit leisem Gurgeln spielten die Wogen umeinander.

Der Mensch an sich

Humoreske von Elise Kotsalski.

Herr Adam Karusel hatte manchmal philosophische Anwandlungen. Woher, war ungewiß, durch Vererbung bestimmt nicht: Frau Anastasia Karusel, seine Mutter, hatte in ihrem kleinen Milchgeschäft höchstens Gelegenheit, über zu niedrige Einnahmen und zu hohe Steuern zu philosophieren, während ihr Gatte, Herr Jakob Karusel, nicht einmal in der schon lange zurückliegenden Stunde philosophiert hatte, als er die für ihn und die Seinen recht kärgliche Welt mit einem letzten Seufzer verließ.

Der Erstgeborene von den sieben Söhnen Karusels wurde Schreiber bei einem Rechtsanwalt der kleinen Nachbarstadt. Seine „möblierte Wirtin“ war die hübsche, junge, dunkeläugige Gattin des ihr in jeder Beziehung gegenteiligen Fuhrmanns Klose. Wenn dieser auf dem Boche seiner verschiedenen Fuhrn (denn diese Geschichte spielt zu der unwahrscheinlichen Zeit der noch nicht vorhandenen Autos) je nachdem Babys, Brautleute oder Leidtragende ihrem Schicksal entgegenfuhr, mußte er unpassenderweise unterbrochen an seine hübsche Martha daheim denken: Herr Ignaz Klose war ganz unphilosophisch eifersüchtig und zwar, wenn auch mit Unrecht, am allermeisten auf den „möblierten Herrn“ seiner Frau. Vielleicht würde er bei weitem ruhiger seinem unruhigen Berufe nachgegangen oder vielmehr nachgefahren sein, wenn er die Wechselreden der beiden mitangehört hätte. Sofern von „Wechsel“ überhaupt bei diesen Unterhaltungen die Rede sein kann, denn die hübsche Frau Martha lauschte mit schweigender Ehrfurcht den ihr gänzlich unverständlichen Ausführungen Herrn Karusels: sicher wußte selbst der Herr Pfarrer nicht soviel wie ihr möblierter Herr. Manchmal sagte sie an einer gänzlich unpassenden Stelle „ja“, doch das fiel weiter niemandem unangenehm auf.

Die beliebteste Auslassung des philosophischen Geistes in ihrem möblierten Zimmer war „der Mensch an sich“. Wenn sie nach leisem Anklopfen mit dem Tablett in den Händen zu Herrn Karusel in ihre frühere „gute Stube“ trat und ihm den Morgenkaffee brachte, dann war die beste Zeit für die Betrachtungen über „den Menschen an sich“ gekommen.

„Was ist der Mensch?“ Mit diesem Bibelwort begann meist die tiefgründige und vollkommen einseitige Untersuchung dieser etwas heiklen Angelegenheit. „Der Mensch ist in den Augen seiner Mitmenschen nur das, was er auf dem Leibe hat! Ist es nicht so, Frau Klose?“

Frau Klose sagte gehorjam, wie immer, „ja“.

„Ziehen Sie mir ein paar zerrissene Lumpen an, und ich bin in den Augen der Welt nichts als ein elender Bettler!“ Frau Klose fühlte sich dieses Mal zu einer Entgegnung getrieben.

„Aber wo werde ich!“ sagte sie schüchtern und heftig errötend. Der Gedanke, ihrem gelehrten „Herrn“ etwas anzuziehen, und noch dazu zerrissene Lumpen, wirkte einigermassen beängstigend auf sie. Und außerdem: elender Bettler?! Der „elende Bettler“ lächelte wohlwollend und beruhigend.

„Na, ich meinte nur so ... Oder aber hüllen Sie mich in eine kostbare Soutane, — und was bin ich plötzlich? Ein Fürst der Kirche! D. h. ich bin es eben nicht, ich scheine es nur! Ist es nicht so, Frau Klose?“ Frau Klose sagte „ja“ wie immer.

„Aber wenn die letzte Hülle sinkt, wenn der Mensch in göttlicher Nacktheit aufs neue hervorgehet aus der Hand des Schöpfers, dann erst ist er ganz er selbst, „der Mensch an sich!“ Frau Klose hatte dieses donnernd hervorgetoßene Wort so oft gehört, daß sich in ihren Gedanken ihr möblierter Herr ganz von selbst in diesen „Menschen an sich“ verwandelt hatte, ohne daß sie damit irgendeinen Begriff verband. Denn ganz ohne Hülle hatte sie Herrn Adam Karusel natürlich noch nie gesehen, zumindest hatte er noch das Nachthemd an, wenn sie ja einmal früher als sonst mit dem Kaffee kam und er noch im Bette lag. Denn er hatte Nachthemden. Etwas, was Frau Martha Klose mit beinahe ebensolcher Ehrfurcht zur Kenntnis genommen hatte, wie den nur wenig später aufgetauchten „Menschen an sich“.

Heute nun hatte der Tag im Klose'schen Hause eine halbe Stunde früher angefangen als sonst: das Stadtoberhaupt wollte über Land fahren. Punkt sechs sollte der Fuhrmann Klose vor der Tür des bürgermeisterlichen Palais mit der Peitsche knallen. Seine hübsche Frau erschien daher gerade in dem kritischen Zeitpunkt im Zimmer ihres möblierten Herrn, als dieser das Taghemd anziehen wollte; er war in diesem Augenblick durchaus der von ihm des Öfteren zitierte „Mensch an sich“.

Frau Klose hatte leise an die Tür geklopft; „der Mensch an sich“ kroch gerade aus seiner letzten, nächtigen Hülle und hörte daher nichts. Frau Klose war ahnungslos in ihre frühere „gute Stube“ getreten und erschrak natürlich heftig bei dem sich ihr bietenden, unerwarteten Anblick. „Der Mensch an sich“

erschraf nicht minder und blieb mit dem Taghemd in der Hand rat- und tatlos stehen. Das lebende Bild der sich wortlos Anstarrenden vervollständigte sich alsbald durch Herrn Fritz Klose, der seiner vermeintlich ehebrecherischen Gattin auf Zehenspitzen nachgeschlichen war und nun mit einem gräßlichen „Pstia krew!“ in die Region des hüllenlosen Menschen einbrang. Frau Klose ließ vor Schreck das Tablett fallen, was die Wut des rasenden Ehemannes nur vergrößerte: er ergriff die am Boden liegende, halb ausgelaufene Kaffeekanne aus Emaille und verdrosch damit unter Anwendung mehrerer „Pierunjes!“ regelrecht seine gänzlich unschuldige Gattin. Sie schrie mörderisch und versuchte, ihrem Dheillo das tröpfelnde Instrument der Rache zu entwinden.

Der Philosoph ohne Hemd jedoch erschraf derart über den ehelichen Ringkampf in seinem Zimmer, daß er auch noch das Taghemd aus der Hand warf und durch die offene Tür davonstürzte, um Hilfe herbeizuholen. Und zwar versprach er sich diese Hilfe logischerweise am ehesten vom Oberhaupt der Stadt.

Der Herr Bürgermeister trank gerade seinen heute sehr verfrühten Morgenkaffee und las dazu in Ermangelung der neuen noch einmal die Zeitung von gestern, als er durch Lärm auf der Straße aus seiner Beschaulichkeit gerissen wurde. Sollte der Fuhrmann Klose mit der Droschke schon da sein? Der Herr Bürgermeister warf den ersten Blick auf seine Uhr und den zweiten durchs Fenster. „Und das Blut gerann ihm in den Adern!“ wie es so schön heißt.

Denn quer über den Marktplatz raste eine wilde Jagd heran: der „Mensch an sich“ mit Schritten, die selbst Murmi keine Schande gemacht hätten, gefolgt von drei Bäckerjungen und vier Milchmädchen. Die Semmeln regneten nur so rechts und links auf die Rakenköpfe des Ringes herab, und die Spuren der Verfolger wurden zwar nicht mit Blut und Tränen, dafür aber desto reichlicher mit frischer Milch begossen. Ganz im Hintergrund bedeckte ein Polizist den Rücken der Verfolger. Der Herr Bürgermeister erschraf noch mehr, als der „Mensch an sich“ geradewegs auf seine Haustür zürannte und diese, da sie schon für den Fenster der Klose'schen Kasse geöffnet war, im Sturme nahm.

Herr Teofil Badura, der sonst sehr besonnene „erste Mann der Stadt“, warf vor Schreck die gefüllte Kaffeetasse auf das frische Tischzeug und sah sich im nächsten Augenblick dem Adamiten gegenüber (von dem er noch nicht einmal wußte, daß er tatsächlich Adam hieß). Es war wirklich nur ein Augenblick: im nächsten befand sich Herr Badura bereits auf der Straße: klirrendes Glas bezeichnete

den kurzen Weg, der er genommen hatte. Der „Mensch an sich“ jedoch gab das Rennen keineswegs auf: er war hierhergekommen, um Hilfe für seine hartbedrängte Zimmerwirtin zu holen; selbst ein in Stücke gegangenes Fenster hinderte ihn nicht an der Ausführung seines menschenfreundlichen Planes. Da auch ihm der Weg durchs Fenster als der kürzeste erschien, sprang er kurzerhand dem entsehten Stadtoberhaupt nach, das unlogischerweise vollkommen seinen Kopf verloren hatte.

Ein achtstimmiger Schreckensschrei empfing ihn auf der Straße; das Auge des Gesetzes war heinahe bei den drei Bäckerjungen und vier Milchmädchen angelangt. Jetzt ging die tolle Jagd nach der entgegengesetzten Richtung, nur daß an der Spitze nicht mehr der „Mensch an sich“, sondern, wie es sich ja auch eigentlich gehört, der ziemlich wohlbeleibte, erste Mann der Stadt dahinstraste, der in der Angst den richtigen Weg nahm, nämlich den zu seinem Fuhrmann.

An der Polizeiwache verlor der rasende Rückzug seine Rückendeckung: der Polizist stürzte zur Meldung des furchtbaren Vorkommnisses durch die sich gerade von innen öffnende Tür des Wachzimmers und sank dort seinem Kollegen, der heraus wollte, so heftig an die Brust, daß beide gleichzeitig: „Au!“ brüllten.

Der „Mensch an sich“ erreichte den ersten Mann der Stadt, noch bevor dieser durch die weit offenstehende Klose'sche Tür flüchten konnte; er packte ihn von hinten am Rockschöß und wollte ihm die Ehefragödie auseinanderlegen, die seinerwegen in Szene gegangen war. Doch Herr Teofil Badura entledigte sich mit erstaunlicher Geschwindigkeit seines Gewandes (so ähnlich wie vor einigen tausend Jahren der selige Josef), sodaß Herr Adam Karusel, der völlig unbekleidete „Mensch an sich“, plötzlich mit einem dunkelbraunen Sacko in der Hand dastand. Er sah noch verständnislos darauf nieder, als es von der nahen Polizeiwache her erdröhnte: im Sturmschritt rasten vier Beamte vom Dienst heran. Sie schleppten ohne weiteres den Schwerverbrecher von der Schwelle des Klose'schen Hauses an den Schauplatz der verruchten Tat und fanden dort eine eigenartige Lage vor.

Das Ehepaar Klose war zwar noch vor zwei Minuten bereit gewesen, sich (und sei es gegebenermaßen mit der Kaffeekanne aus Emaille) totzuschlagen. Jedoch im Angestalt seines nur halbbeckleideten hohen Auftragegebers, der, jeder Würde bar, auf den Marktplatz stürzte, entsank dem Fuhrmann die von der ehelichen Auseinandersetzung schon arg mitgenommene Kaffeekanne. Und mit ihr entsank sein Mut. Er vermutete, der Herr Bürgermeister käme ihn höchstpersönlich

holen und wollte gerade eine ehrfurchtsvolle Entschuldigung stammeln. Da gab es draußen mächtigen Krach, und vier Polizisten stießen den Urheber seiner Wut, den möblierten Herrn seiner Frau, in die Stube. Dieser Kerl hatte noch immer nichts auf dem Leibe, dafür aber das Gewandstück in der Hand, das dem Herrn Bürgermeister zur Bervollständigung seiner Garderobe fehlte. Das sah so komisch aus, daß zuerst Frau Klose in ein kleines, verschämtes Gelächter ausbrach, in das ihr ausgeheilter Gatte verböhnt einstimimte. Nur daß die Wände seiner früheren „guten Stube“ von den Schwingungen seiner rauhen Kehle beinahe ins Wackeln gerieten.

Der Herr Bürgermeister sah das sich in die Arme sinkende Ehepaar, von dem der männliche Partner eine zerbenkte Emaillekanne auf die Dielen schmetterte, einen Augenblick ohne Verständnis an; dann

stimmte er wohlwollend in das harmonische Nachduett ein.

Den Polizisten konnte man von außen nicht ansehen, was sich tief in ihrem gepanzerten Busen regte; sie waren im Dienst und daher selbstverständlich totornst. Und der „Mensch an sich“, dessen uneigennütige Nächstenliebe solche gallenbittere Früchte getragen hatte? Decken wir den Mantel der Liebe über seine Blöße, und set es in diesem Falle auch nur der Rock des Herrn Bürgermeisters...

Es ist eben niemals angebracht, sich hüllenlos der verständnislosen Welt preiszugeben. (Selbstverständlich bekam Herr Adam Karusel nach kurzer Zeit ein hohes Strafmandat wegen Erregung öffentlichen Aergernisses und hielt nie mehr mit seiner hübschen Zimmerwirtin philosophische Zwiegespräche.)

De Schooskoopspieler

Von Karl Klingk.

Mundart der Patschkauer Gegend.

Alle drei, vier Jahr kumm ich amool ei de Häämte „Such mich bei Potsche“ of Summerurlaub. De mehrschta Leute kenna mich nimme. Daber a poar Schulkumroata laba noo. Dan die haal ich mich und looß mir derzehl, woas eim Derfla sich geändert und ieverhaupt asu zugetroan hoot. Jentag looß ich mit Krautworst-Heinrichan, dar wääß immer olls om besta, drei geschloane Stunda under der Linde. A hott' sich de Zunge schun ganz treuge geredt, und ich doohte: fier heute genung! Doo huppt mir oaber doch noo 'n Frooge aus der Gucke, und der Stään toom erscht recht eis Rulla.

„Der Määster Bullmond, labt a noo?“

„Warum sellt a nimme laba? Hoosa zuschneida, de Maschine trata. — bei fitter Arbt koan ma leichte hundert Jahr alt waan. Och ju, a labt noo. Und seine Ruckwern laba dir va noo, der Schmied und der Stellmacher. De sein olle dreie doch erscht Sechziger. Und sein immer noo Gudel! Und gihn immer noo jede Buch' amool ei a Kratschem und spiela Schooskoop. Skat spiela hoan se immer noo nich gelarnt. Schooskappe misa Schooskoop spiela, lacht der Schneider. A tes immer noo der Ale. Du kennst a ju. A macht immer noo seine Norrhääta, hänselt waan und wu a koan, neckt und stichelst, wu's giht. Warum fool ich nich, muß ich doch vo der Stichelei laba, spricht a. Und a hoot immer de Lacher

of senner Sette. Ma koan ihm nich biese sein. Ich wunder blooß, wu a die Zummhääta harnimmt immer. Je älber doß a werd, desto tuller treibt a's. — Woas hoa wir heute fier 'n Buchatag? Dornstich! Doas wär ju der Schooskooptag! Woas määnte, Kerle, giht wir ang ei a Kratschem, doo konnst se sahn olle dreie, die aala Knofter!“

Wir ginga natierlich und hotta Glicke. De spielta noo, und a Plachla derwusch wir, wu wir sche gutt belurn und beobachtia kunnda, a Spielern oaber nech glet ei de Daga filla. Fiersch Erschte goob's freilich nich viel zu sahn: drei schworze Poopel mit krumma Ricka, eigehtilt ein dicke Tomakmulle; noo winger zu hiern: Breng de Baste! Raus mit der Bicke of a Morst! Trumpfa mußtel — halt asu de Rodensoarta om Spieltische. Nooch und nooch oaber — de ließa wull de Tomakseisa sich ang verflisla — sohg ma deutlicher: Drei runde Gesichter tunkta aus 'em Naabel, eim grußa ganzu noo genau wie vier drei Juhrn: a poar Faala meher under a Daga und of der Sterne, a poar grooe Häarla meher eim Kaiser-Franz-Josef-Boarte beim Stellmacher, eim Schnauzer beim Schmiede, der Schneider immer noo mäusenackig ieverseh ganze Gesichte und immer noo's kohlischworze Somtkappla of 'em Werbel. — A hoot kääne Doode meh of 'em Kuppe, uhne Kappla derfriert a sich's Geherne mitta eim Summer,

foata de Leute schon vier zwanzig, dreißig
Juhn. Und war a froote: wu hufte denn de
Dooda verlurn, dar frigte 'n Antwort von
ihm, doß a kä zweetes Moool wieder froote. —
De Mäuse hoan mirsche obgefassa; oaber: ich
bien amool lieber de Treppe nufgefolla, doo
sein se mir obgebrocha, de Dooda; oaber: ich
hoa zu schlechta Lung under der Koophaut; —
asu verhoehnepiepelt' a de Wunderhottiga. Geb
waar a Schneiderkoop amool ohne Sont-
kappla gesahn hoot, wääß ich nich; oaber olle
Leute sprecha: a wär' glott wie 'n Billard-
kugel und fincklich wie der Bullmond, und des-
wegen hääßa f' a wull Määster Bullmond.

Der Kratschmer wockelte vo Tiesch zu
Tiesch, redte doo und dort a Wurt mit a
Gästa, koom of de Lekte zu a Handwerks-
määstern, socht' sich zu-a-a, nohm de Schnupp-
tuse aus der Westatofche und rääch't se im a
Tiesch: „Briederla, schnupp wir amool!“ —

„Woas fahlt dir denn, Kratschmer froote
der Stellmacher, „du machst ju a Gesicht wie
Gorkasuppe.“

„Nagell, du fikst mirsch of der Stelle oan,
doß mir woas fahlt“, goob ihm dar orndlich
fruh zur Antwort. „Wekte, du bist Klieger
wie der Dukter. Dar wiel mir pattu nisch
glääba. A spricht: ich bild' mirsch Kranksein
och ei. War watt 'n asu tummb sein? Ich
doch nich. Mir fahlt woas, doas sticht feste.
Doodrus nahm ich Gift. Ensweder koan a
mirsch nich soan, der Dukter, oaber a wiel
mirsch nich soan.“

„Mach's och nicht goar asu schlimmb“,
kluppt' ihm der Schmied of de Schulter. „Du
fikst doch ganz gutt aus. Ang laamsch tuste,
doas läät sich baale wieder. Tut dir 'n woas
wih?“

„Olles, olles, Määster. Heute zwickt mich's
eim Ricka, morne eim Bauche, baale leit mirsch
of der Plauze, baale koan ich de Knucha nich
derheba, und kääs wääß mir zu soan, woas
mir fahlt.“ —

Der Schneider schielt' ihm häämlich vo der
Seite eis Gesicht, plinzte 'm Schmiede zu,
woas nisch andersch hääßa sullbe wie: Du
wascht a doch nich bemittlääba? Zum Korrn
hoan mußt' a. Woas andersch verdient a doch
nich mit fenn hundert egebildta Krankhäätä!
— Weil oaber der Schmied nich druf eiging,
besorgt' a de Sache salber.

„Kratschmer“, froot' a und mischte de
Roarta, kämensch koon dir soan, woas dir
fahlt? Doas wär doch zum Lacha! Du
brauchst dich blooß oan de rechte Altresse
wenda.“

„Ich bien doch schon zahnmool beim Duk-
ter gewaait. Dan waan sool ich mich denn
sunst wenda?“

„Dan mich.“

„Du bist doch kä studierter Dukter?“

„Rezeptla schreiba koan ich freilich nich.
Daber deswegen koan ich dirsch amende doch
soan, woas dir fahlt. Wennste 's wissa willst.“

„Warum hufst mirsch denn doo nich schon
gesoat?“

„Hufst mich denn schon gefroot?“

„Freilich nich. Daber ich wa' dich froon.
Erst: Woas verlangste?“

„Sprech wir: drei Ruffa Bier fier de
Schooffäppe.“

„Eiverstanda. Woas fahlt mir also Mää-
ster Bullmond?“

Der Schneider lääte de Roarta hien, fuhlte
'm Kratschmer oan a Puls, bekluppt' ihm a
Brustkosta, summet' ihm oan der Weste rim,
socht' sich wieder, sticht' a Koop ei de Hand und
simmierte.

Der Kratschmer vergoof socht's Odemhulla.

„Gell, du hufst oa nisch gesunda?“

A brannte wie Zunder.

„Ach ju“, nickte der Schneider bedenklich.
„Daber du wascht's nich ganne hiern, Kratsch-
mer!“ soat' a und macht' a Entagreeber-
gesichte.

„Asu schlecht sticht's mit mir?“ froote der
Kratschmer, kreideblääch. A schnoppte nooch
Luft.

„Du wascht aus der Haut soahrn!“

„Du määnst, eis Groas beißa?“ De
Stimme zitterte.

„Wennste de Buhrhäät vertraan konnst,
Kratschmer: De Schnupptuse fahlt dir, Sunst
nisch.“

Der Kratschmer fuhr ei de Hieh: „Wahr-
haftig, de fahlt mir.“ Ma sohg's ihm oan, a
wulde flucha, a bedoocht' sich oaber slink und
lachte mit: „Doas kunnd' ich mir ju glei
denka. Du bist halt und bleibst a Duzzasaal!“

A ging oaber und hullte drei frische Ruffa.
„Dooß dirsch gutt schmeda, Määster Bull-
mond, Bangfinger! Du wascht mich nich glei
wieder amool oanfrieda.“

Der Schneider oaber schergte seine Ruffe
bedeechtig of de Seite: „Kratschmer, kuriern
wulld' ich dich, und du bist argerlich, ich sah
dirsch oan. Ken'n dich die drei Ruffa?“

„Drei Ruffa Bier, die reißa mich nich im,
wenn oa's Geschäfte schlecht gih, sühr schlecht.“

„Doas koan ich dir ganne zugaan. Da de
Schneiderey gih schlecht. Und wekte, warum?
Weil de Leute zu wing bei mir macha loon.“

„Und de Kratschmeri? Weil de Gäste zu
zu wing trinka.“

„Du willst sprecha: weil de zu wing aus-
schenkt.“

„Wurtklauberei!“

„Dorchaus nich, Kratschmer! Stieh amool,
wenn ich nisch zu schneidern hoa, doo leit's
oan a Leuta, weil se mir käne Arbt brennga.
Ich koan doas nich ändern. Wenn du oaber
zu wing auschenkst, doo leit's oan kämenschan
sunst wie oan dir. Du konnst eim Handim-

drehn a Bierkonsum ei de Hichte treiba, du ganz alläne. Nahm wir a Beispiel: Du schenkst vermeinswegen sunntigs drei Faßla Bier aus. Gutt. Zu wing, sprichste. Du magst recht hoan. Du konnst's oaber sihr leichte eirichta, du brauchst och blooß wella, doß de vier Faßla ausschenkst."

Der Kratschmer sperre Maul und Daga uf.

Der Schneider plinzte wieder 'm Schmiede zu: „Woas konnstu nich begreifa? Siehst dir amool meine Kusse oan dohier! Drei Täale Bier, der vierte Täl Prais, Lust. Woas brauchst's Bier 'n dicke Pudelmütze mitta eim Summer? Du bist doch kä Kerchner. Fort mit a Pudelmütze! Besser eischenta, de Kusse bis oan's Rändla vul machal! Versuch's amool, und du wachst sahn: stoats drei Faßlan schenkst ihr viere aus — —"

Doo ging endlich 'em Kratschmer a Richtigke uf. Daber's brann't ihm wull ei de Daga. Rut und bloo eim Gesichte wie a Gauderhoahn purst' a ei der Stub' ahinder. —

Korz vier elfa machta de Schoofkäppe Feiervind.

„Ich wa' leichte schloofa hinte. Ihr hott mich laufig belauft“, soate der Schneider und stoond uf: „Ich gih vur amool sahn, woasde's Water macht, eeb ins der Dicke nausschmeißt.“

Al druckte kaum de Fihre hinder sich zu, doo stoond schun, wie wenn a druf gelauert hätte, der Kratschmer om Spieltische und pischberte 'em Schmiede woas eis Uhr. Al pischberte oaber nich ganz leise. Ich schnopp' a poar Brocka uf und reimt' mir sche zusomma: „Zweemool hindereinander — asu ntederträchtig — Ihr mißt mir beistihn — heute noo — plamiert muß a — tut argern muß a sich.“ Al läate 'n Toaler of a Tiesch und druckt' sich. Aha, doocht' ich, der Kratschmer wiel sich rächa, und wenn's 'n Toaler kufft'.

Wte der Schneider vo der Watergucke rei koom, zuppt' sich der Schmied bedeechtig oan der Nase, wie wenn a woas rauszuppa wällde, a fing oan zu husta und zetgt' ihm a Toaler: „Aufwer, du hust woas verpöht, du sprichst, wir hoan dich beim Spiele belauft. Doo trifft sich's ausgezäähent: Du konnst, wennste derzune Lust hust, deine Laus und woas driebler, wieder häam hulla. Verstihste! Al wuhlhoabender Herr, daarde nich genannt sein wiel, hoot a Toaler doochter, forz eeb de reikoomst, spendiert, ins olla dreia, verstihste!“

„Ich mach' a klään, ich hoa groade drei Markstickle zur Hand“, fill ihm der Schneider ei de Rede.

Der Schmied hill oaber de Hand lieber a Toaler.

„Du denkst, wir filla 'n täala? Daber nää. War a hoan wiel, muß a zuvure verdinn.

Der Stärkste vo ins dreia sool a friega — äächelganz. Wir missa woas heba, wir missa woas troan, natierlich woas außergewöhnlich Grueses oaber Schweres, wir missa's of's Hoar beweisa, waam a von rechtswegen zukimmt. Asu wiel's dar hoan, daard'a Preis ausgefoht hoot.“

Der Schneider soate kä Wurt. Al sopte mich eis Dage. Al muchte denka, ich wär der häämliche Stifter; ei der Geschwindigkäat derkannt' a mich wull nich und mooch mir froon kunn'd a kämenschan. De Faala of der Sterne zuckta 'hm hten und haar wie Stricknoola. Ma soh'g's ihm van, wie seine Gedanka drunder waberta: Schmiedehommer, äächne Bohla, Biegeleisa! Doo muß ich ju hinda nunder solla. Daber a Toaler vo vorna rei soahrn loon, guttwillig? Teifel, Teifel! Wie zieh ich mich aus der Funke? — Of amool flusche! a häämlich vier sich hien, seine Nägla blickta. Al hub de Kusse und soate forz: „Proost! Meinswegen sang wir oan.“

Der Stellmacher stoond uf.

„Kratschmer, a Faßla har, bei griftes Faßla!“

Naber der Theeke stoond a Bertel Bier. Der Stellmacher packt's, stellt sich mitta ei de Stube, läät sich's of a ausgestrackta Drm und kault' 's ohne Hand rieber und nieber, acht- undzwanzig Mool eim Ganza.

„Woas macht ihr'n doo fier Kunststickle?“ froote der Kratschmer, a stellt' sich tummb und wunderhottig. Kämenschan goob ihm Antwort.

„Gutt gemacht, Stellmacher!“ nickte der Schneider.

Der Schmied stoond uf, hub's Faßla mit enner Hand ei de Stieh und schleudert' 's wieder ei de Ecke: „Mit Käufedrecklan spiel ich nich. Kratschmer, a besser Gewichtel!“

Ich dar sich oaber imdrehte und kunn'd a Wurt reda, packt' a der Schmied beim Krippse, huckt' a sich of a Ricka und schlopp't a hien und har ei der Stube, dreimool ahinder, dreimool avier.

De ganze Stube prillte.

„Wieviel wiegstu, Kratschmer?“

„Zwee Zentner, a poar Gramm winger.“

„Gewunna, Schmied! Bravo!“

Der Tumult läät' sich oaber baale. De Gäste stiega of Tiesch und Stuhl und sohga gesponnt of a Schneider: Woas watt a macha? Watt a sich Root wissa? Of moncha Gesichtern loog's wie Derborma: Drmes Luder! Deine Aermle! Deine Streichhölzlasfinger! Mach dich nich erscht lächerlich! Stieb's uf. — Kratschmers Gesichte oaber stroachlte glihrut vier Schoadafräde, doo huste's! Doo hängste ei der Schlinge. Zoppel, zoppel Briederla. Ich giinn dirsch.

„Määster, woas willst' hoan zum Geba, 's Bierfaßla, oaber meine zwei Zentner? Amende 'n Fingerhut?“ froot' a hühisch.

Der Schneider oaber toot, wie wenn a nisch gehort hätte, stoond uf, sohg eim Krääse im sich rim, stoond und soate: „Mei Bruder Stellmacher hoot a Bertelsfaßla Bier getroan. Ollerlää Achtung! Mei Bruder Schmied hoot a zweezentriga Kratschmer mitsomst fenn hundert Krankhäata huckepag getroan. Ollerlää Huchachtung! Woas oaber treet eim Bunde der Dritte? Muß ich's euch soan? Der klääne Schneider treet of fenn Schuldern a Bullmond.“

A nohm's Somtkappla runder, und werklisch, wahrhaftig: 'u finckliche Billardkugel, der leibhospitige Bullmond koom zum Bierschein. Olle Hälse rackta sich hicher.

„Wam kimmt nu der Toaler zu? 'm Stellmacher? 'm Schmiede? Mir? Kä Widerpruch? Gutt. Ich mach a Klään.“

A nohm a, stact a sich eis Portmannee und lääte drei Markstickle of a Diesch, ääs vier a Stellmacher, ääs vier a Schmied, ääs vier sich. Woas Hände hotte, klatschte aus Leibeskrafta. Blooß der Kratschmer ruhrt' fenn Finger. A machte a biese Gesicht, oaber wie 'hm der Schneider de Hand räächte, muß' a doch lacha und soate: „A Teifelskalle bitte doch, ollerlää Huchachtung.“ Häämlich oaber brummt' a sich ei a Boart: „Dreimool hinder-somma. Ich wa' droan denka.“

Zu memm Schulkumroata oaber soat' ich: „Du hust recht, Heinrich. Je älber doß a werd, desto huller treibt a 's. Oaber ma soan 'hm nich biese sein.“

Summerbliemla

De Rusla und der Hanfemoan,
De gihn mitsomma naus eis Grunt —
Ma merkt's ihr oan, ma merkt's ihm oan,
De hoan einander woas zu soan.
Sie giht und summt, har giht und summt.

A Rechastiel, a Rechastiel
Sikt aus, wie wenn's a Spielzeug wär,
Gruntgänger oaber ächza viel —
Ma koan sich's auslään wie ma wiel:
A Rechastiel wiegt zentnerschwer.

Zwee speete Summerbliemla blihn,
Om Wiesarande blihn se noo —
Wie hibisch die nabersomma stihn!
Doas ääne rut wie Feuerbrühn,
Doas ander wie Glachsblitte bloo.

De Rusla stuckt, der Hanjel stuckt,
De Summerbliemla stornn se oan.
Und wie sich flink de Rusla buckt
Und sich de Rusla 's rute fluckt,
Fluckt 's blooe sich der Hanfemoan.

Und of de Rusla tritt a zu:
Dei Rutes wiel ich, klääne Maus! —
De Rusla fluschtelt: Schlaukoop du,
Wenn's du's dorchaus und willst's asu,
Doo bitt ich mir dei Blooes aus! —

Doo huste 's! spricht der Hanfemoan.
Doo nihm dersch! lacht de Rusla fruh.
Und wissa sunst nisch meh zu soan.
De wann 's halt nimme neetig hoan,
De Summerbliemla reda ju.

Karl Klings.



A forz Gebaatla

Von Karl Klings.

Ein Derfla „Such mich bei Potschte“ kimmt lehtien amool der Herr Pforr et de Schule. De neugebackna Uterhaasla bucka sich mänslastille ieber de Schiefertuffel. A sikt a 'ne Weile zu, zuppt Kerchner-Joslan häämlich om Uthrappla, sträächelt zwee, drei Schichtergootlan ieber de Schippriene, und wie s' awing zutraulich tun, froot a, eeh se denn a schun bata kinna. „Freilich, kinn wir schun“, lacht de ganze Klasse; „wir sein ju schun gruß, wir gihn doch schon sunntigs mit ei de Kerche.“

Der Pforr lett sich a poar Gebaatla ufsoan, und wenn oo monchmoal a Wärtla lauderwelsch rauskimmt, oaber 's solla goar a poar Zeila under de Banke, — 's schoßt nisch, a sikt's, de kinna richtig schun bata, und a frät sich drierber. Of de lehte hebt a doch oaber a Zeigefinger. „Kinderla“, spricht a, „ää Gebaatla hott ihr amende doch noo vergassa. Besinnt euch amool! Denkt amool oans Wittigassa! Wenn de Mutter de Kließla brengt und's Kraut, langt ihr doo glei zu, mir nisch, dir nisch?“ — „Nää“, schreit Kerchner-Josla, „nää, doo miß' wir

nur a Geseßla bata.“ — „Und wenn-t-ihr soat seid und wischet euch a Schnoabel ob?“ — „Doo miß' wir wieder a Geseßla bata“, pläät de ganze Klasse. A holb Schoof zopplige Hände fliega huch.

„Ich koan de Gebaatla, ich — ich — —“

Bloß de Schmiede-Minkla meldt sich nisch. Der Pforr bemerckt's glot und denkt: Hoot se nisch usgepoßt? Daber amende —? A runzelt de Sterne, tritt of de Minkla zu ond frot se: „Minkla, tutt ihr derhäame nisch bata vierm Ussa?“

De Kinder vergassa 's Odemhulla, wie der Herr Pforr asu gestrenge froot. De Minkla oaber luscht ihm eis Gesichte. „Och ju“, spricht se und schnellt et de Hieh, „och ju, bata tu wir schun; oaber wir hoan halt immer nech viel Zeit, doo mach wirsch och forz, und wir bata bloß: „Mahlzeit!“

Kerchner-Josla, wett a 's sikt, doß der Herr Pforr sich de Sache verbeiße muß, frigt wieder Karaasche und kreßt fulz wie a Hahnla: „Inne ju, wir macha 's halt oo mehrsch asu.“

Vor 30 Jahren

Oppelner Kindheitserinnerung an 1903

von Soph. Käte Kull.

Ein Kind von 8 Jahren war ich damals... und doch steht jene Ueberschwemmungskatastrophe unauslöschlich vor mir.

Da meine Eltern am Wäldchen wohnten, verbrachten wir Kinder unsere meiste Freizeit daselbst oder am Wasser zwischen den Buhnen. Plötzlich bekam die Oder ein anderes Gesicht, es hieß: Hochwasser. Dieses Wort hatte für Kinderohren längst nicht die Bedeutung im wahren Sinne des Wortes, wenn auch unser Spielgebiet nun beschränkt war. Aber es trat auf einmal etwas Neues in unser Leben, das uns ganz ausfüllte. Die Oder, die sonst ruhig dahinsloß, trug jetzt gelbe Wellen, sie wälzte sich rascher als sonst durch ihr Bett und verursachte dadurch Strudel, deren Quirlen uns ein riesiges Vergnügen bereitete; schmutzbraune Massen führte sie, auf denen Äste, Zweige und sonstiges Zeug trieben. Jeden Morgen galt der erste Blick aus dem Fenster der Oder, und wie erschraf

ich, als ich statt des Wäldchens einen See mit Bäumen erblickte.

Im Keller war längst Grundwasser, das uns zu allerhand Belustigungen Anlaß gab.

Wie heute, so pilgerten auch damals unzählige Menschen am Damm entlang, um das seltene Naturschauspiel zu sehen. Eines Tages erschienen unsere braven Özer, von denen so manchen heute der kühle Rasen deckt, um mit Sandsäcken und vielleicht auch sonstigem Material den gefährdeten Damm zu belasten.

Das war ein Kommandieren, ein Heßen, Fagen und Tragen von Lasten, dessen ich mich noch genau erinnere. Ganze Schichten von Säcken lagerten aufeinander, immer neue Säcke wurden gebracht und dort gestapelt, wo sich neue Risse im Boden aufzutun drohten. Uns Kindern war diese ungewöhnte Geschäftigkeit auf dem Damm besonders wichtig, aber auch angsterfüllend erschienen, und um unsere Dankbarkeit gegen-

über den Helfern zu erweisen, brachten wir den Soldaten unsere Vesperstullen. Da diese dankbare Abnehmer fanden, kam ich auf die Idee, mit meinem jüngeren Bruder immer wieder Hunger zu heucheln, um noch eine und immer wieder eine Stulle herauszuschlagen, bis sich Mutter über diesen ungeheuren Appetit wunderte. Als ich ihr von unseren Vespergästen erzählt hatte, wurde nochmals ein Paket von dem ganz frischen, herrlich duftenden, selbstgebackenen Hausbrot mit frischem Kaffee hinausgetragen, was mit stillem Schmünzeln und freudigem Zupacken seitens der Liebesgabenempfänger quittiert wurde.

Dann folgte ein lustiges Intermezzo, durch das mir jene große Ueberschwemmung in ihren einzelnen Phasen so gut in Erinnerung blieb.

Als das Wasser im Fallen begriffen war, das Wäldchen jedoch noch unter Wasser stand — genug für Kinder, um zu ertrinken —, beobachtete ich mehrere Knaben meines Spielkreises, die Schaffer und Wannen auf den Damm brachten, sie ins Wasser schoben, sich hineinfetzten und losgondelten. Lange Stöcke bildeten die Ruder. Wir Mädchen standen am Ufer und neideten den übermühtigen Schiffen ihr Vergnügen. Da fragte mich Hannek — ein Spielfkamerad, der 1916 im fernen Westen geblieben ist —, ob ich mitfahren möchte. Sofort war ich dazu bereit, stieg in seine Wanne und benützte meine Hände als Paddel. Welche Seligkeit erfüllte mich, da ich noch nie auf dem Wasser gefahren war, wie wir uns nun als Schiffer und Schifferin in unserem Kahn zwischen den Bäumen hindurchschlängelten! Schon waren wir an der Ludwigstraße vorbei und segelten

kreuzvergnügt weiter, das Gieselstift kam in Sicht ... und mit ihm unser Verhängnis. Ich sehe es heute noch ganz deutlich, wie urplötzlich ein Mann von tonnenhaftem Umfang auf dem Damm erschien und laut rufend mit seinem Stoch, der einem gewaltigen Knüppel glich, gestikuliert. Dadurch geriet mein Freund in Unruhe, wollte unserem Fahrzeug eine Wendung geben, um wahrscheinlich schleunigst die Rückfahrt anzutreten, und hierbei geschah das Unfassbare. So gut es nämlich mit den Wellen ging, so schlecht kamen wir stromaufwärts; unser Schifflein kam nicht von der Stelle, im Gegenteil, es ging trotz heftigster Ruderarbeit und erhöhten Abstoßens seitens meines Schiffers immer mehr abwärts. Ich glich einem Häuflein Unglück, das weinend am Bug kauerte und diese unselige Fahrt verwünschte. Wir näherten uns immer mehr der Eisenbahnbrücke, und hier harrete unser die ersuchte Rettung. Freilich waren die Minuten bis dahin von einer Folterqual, die kein Ende zu nehmen schien. Endlich hatte uns jener dicke Mann am Wickel. Er war uns am Damm gefolgt, andere Passanten gesellten sich dazu, und mit Hilfe ihrer Spazierstockfrüden zogen sie uns ans Ufer. Was wir für eine Strafpfittel von unseren Rettern erhielten, weiß ich heute nicht mehr so genau; aber sie mag nicht von ohne gewesen sein. Jedenfalls ließ ich meinen Freund Hannek samt seiner Wanne im Stich und lief, was ich laufen konnte, nachhause. Natürlich erfuhren unsere Eltern von diesem Vorfall, der eine nicht gelinde Strafe nach sich zog. Daher wohl auch die lebhafteste Erinnerung, die mich heute, da ich wiederum am hochgehenden Oderstrom entlang gewandert, diese Zeilen kindlichen Erlebens niederschreiben hieß.

Köhler im Waldgrund

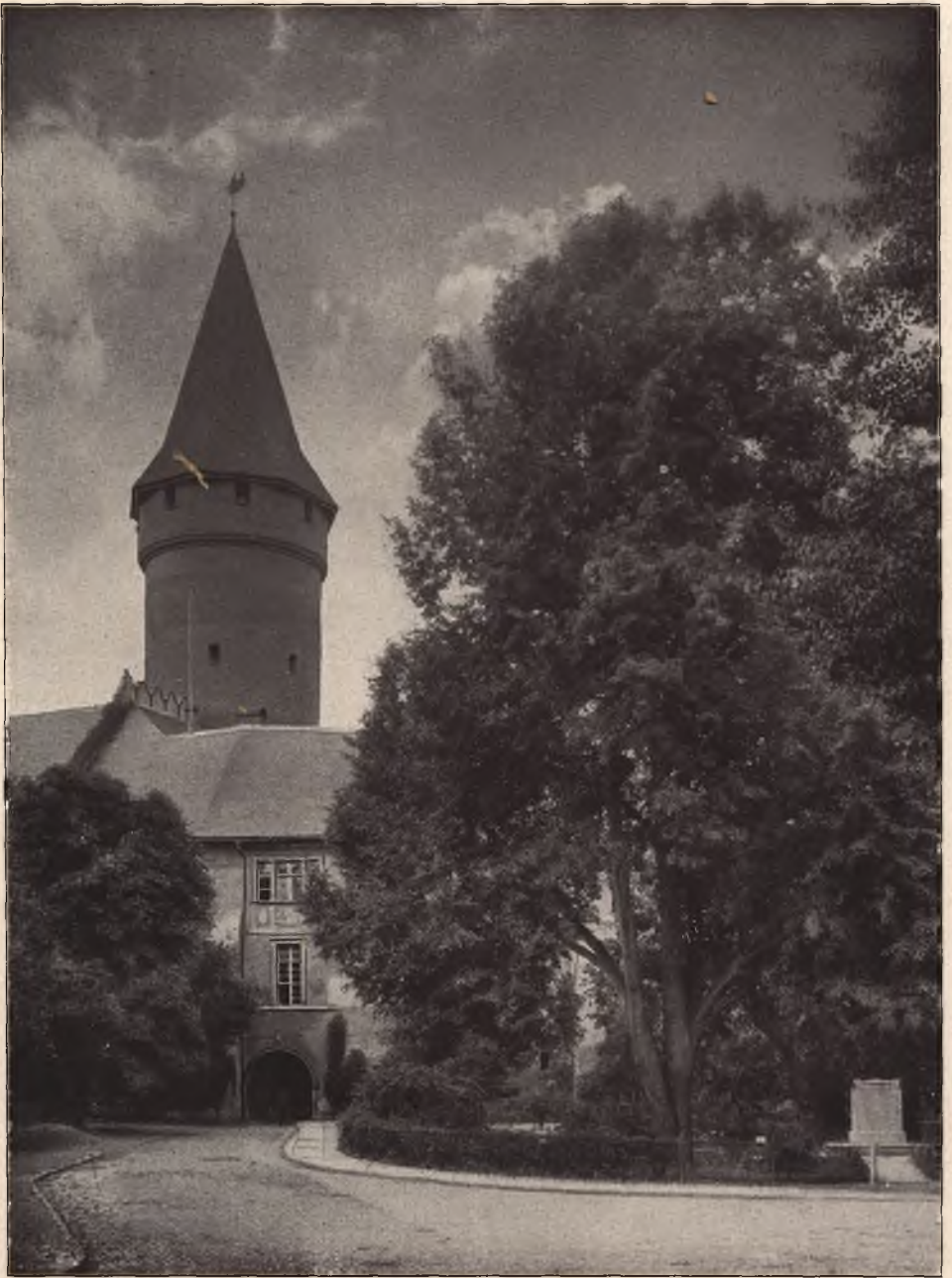
Die Sage wob um eure Siedelstätte
ihr blau Gespinnst und raunt aus alten Zeiten
manch liebe Mär und will zurückgeleiten
ins Kinderland an sanfter Führung Kette.

Dort leuchtet, tief zur Nacht, dem Waldverirrten
der Köhlerhütte trautes liebes Lichtlein
wie Himmelstrost, da Hexenspek und Wichtlein
manch bange Stunde seine Pfade wirrten.

Und Ritter, Kaiser halten Einkehr dort
und lohnen reich des armen Wirtes Mühen,
eh' sie im Morgenglanze weiterziehen,
geleitet durch des Kund'gen Wink und Wort.

Die Blume der Romantik ist verblüht;
doch, seh' ich eure fernen Meiler rauchen,
so will mir wehmutwonniglich durchhauchen
ein Jugendmärchen-Sehnen mein Gemüt.





Von den oberschlesischen Pflästen

Erinnerungen und Denkmäler von Professor Dr. Paul Knötel.

Im Jahre 1163 erhielten die drei Söhne des in Deutschland verstorbenen polnischen Großfürsten Wladislaus II. von ihrem Oheim Boleslaus V. das Land Schlessien, und wenn dadurch auch nicht jede staatsrechtliche Bindung an Polen aufgehoben wurde, so setzte damit doch eine im Laufe der Zeit immer bedeutender werdende Loslösung von diesem Staate ein. Infolge der herrschenden Erbfolgeordnung, nach der alle Söhne eines Fürsten auch staatlich erbfolgeberechtigt waren, bildeten sich in Schlessien dann eine Anzahl ohnmächtiger Kleinstaaten, auch in dem eigentlichen Oberschlessien, das man im allgemeinen mit den Fürstentümern Oppeln und Ratibor gleichsetzen kann, das aber nicht mit dem früheren preussischen Regierungsbezirke Oppeln gleiche Grenzen hat. So gab es denn außer in den Hauptstädten der beiden genannten Fürstentümer noch zeitweise als Residenzen dienende fürstliche Burgen in Teschen, Anschütz (Osmieczim), Tost, Cosel, Falkenberg, Groß-Strehlitz, Gleiwitz, Beuthen und Oberglogau. Wenn diese schließlich auch in anderen Besitz übergingen, sollte man doch meinen, daß gerade infolge der mannigfachen Verzweigung das Andenken an die früher herrschenden Pflästen sich hier und dort erhalten haben sollte. Und zwar um so mehr, als die Dauer ihrer Herrschaft in Oberschlessien immerhin rund vierhundert Jahre betrug, von 1163 bis zum Jahre 1532, in dem der letzte Oppelner Pflast Johannes starb.

Heut wird den Bewohnern eines engeren oder weiteren Heimatsbezirks das Andenken an dessen geschichtliche Vergangenheit und mehr oder weniger hervorragende Männer in ihr durch Heimatkunden, Kalender und andere Veröffentlichungen wieder näher gebracht, auch in Oberschlessien, aber von einem ununterbrochenen Fortleben derselben in der Erinnerung des Volkes kann bei uns kaum die Rede sein. Jüngere tief eingreifende Begebenheiten und hervorragende Persönlichkeiten, wie der Dreißigjährige Krieg (die Schwedenzeit) und Friedrich der Große, trugen in den Vordergrund und ließen ältere Erinnerungen verblasen und absterben. Auch der Entwurzelung eines bedeutenden Teiles der Bevölkerung aus dem Heimatboden durch die Industrie muß für deren Abreißen in Rechnung gestellt werden. Mögen auch in Oberschlessien in Albstern und in Kirchen, später auch von anderen Seiten chronikalische Aufzeichnungen gemacht worden sein, in das Volk, das ja außerdem größtenteils analphabetisch war, drangen sie nicht oder nur auf mündlichem Wege, um dann von ihm in der

Form der Sage weiter verbreitet und umgewandelt zu werden. Denn die Sage ist die eigentliche Geschichtsüberlieferung des Volkes. Nur ganz vereinzelt läßt sich nun aus älterer Ueberlieferung das Fortleben einiger Pflästen in der Sage feststellen, sehr zweifelhaft aber ist es, ob das auch noch für die Gegenwart gilt. Ganz bezeichnend für das Wesen der Sage ist es, daß sie neben dem Andenken an wirklich hervorragende Menschen besonders gern auch das Andenken an wirkliche oder vermeintliche Bösewichter festhält, wie Tyrannen, Räuber u. a. Und so ist uns gerade von Herzog Nikolaus von Oppeln, dem Bruder des schon genannten letzten Pflasten Johannes, mehreres berichtet, das bestimmt in das Reich der Sage gehört. Tatsache ist, daß Nikolaus 1497 auf einem Fürstentage in Reisse den Oberlandeshauptmann Kasimir von Teschen und den Breslauer Bischof Johannes Roth mit einem Dolche verletzte und vielleicht getötet hätte, wenn man ihm nicht die Waffe entrisen hätte. Auf Veranlassung der Fürsten wurde der Herzog vor die Reisser Schöffen gestellt und zum Tode verurteilt und das Urteil auch bald vollstreckt. Wahrscheinlich hatte er in einem Wahnsinnsanfall gehandelt und hätte vielmehr in eine Frennastalt gehört, die es aber damals überhaupt noch nicht gab. Aber die Tat genügte, ihn zum grausamen Tyrannen überhaupt zu machen; so soll er einem Pagen die Augen haben ausstechen lassen. Als 1876 in einer Mauer des Oppelner Pflastenschlosses ein aufrechtstehendes Gerippe gefunden wurde, war man gleich bei der Hand, Nikolaus zu beschuldigen, er habe einen Menschen lebendig einmauern lassen. Als seine Leiche durch das Pfarrgassentor in die Stadt Oppeln gebracht worden war, soll dieses darauf zugemauert worden sein. Höchstwahrscheinlich geschah das aber aus anderen Gründen. Daß er als Toter durch das Tor wieder in seine Residenz einzutreten werde, soll ihm ein Mann prophezeit haben, der von ihm früher bei seinem Einzuge dort niedergelassen worden war. Das Tor ist 1848 wieder eröffnet, später aber ganz abgebrochen und damit der Sage die Grundlage entzogen worden, so daß sie heut wohl nur noch schriftlich fortlebt.

Andere Sagen, in denen ein Mitglied des Pflastenhauses vorkommt, beziehen sich fast ausschließlich auf kirchliches Gebiet. So z. B. die Sage von der Gründung des Klosters Rauden, die Herzog Wladislaus in der Mitte des 13. Jahrhunderts verdankt wird. Dieser soll, auf der Jagd verirrt und halb ver-

schmachtet, mit seinen Jagdgenossen bei einem klaren Quell zusammengetroffen sein, wo sie ihren Durst stillen konnten. Aus Dankbarkeit beschließt er, an dieser Stelle am Ufer des Flüsschens Ruda ein Kloster zu gründen, das von diesem den Namen Rauden empfing. In mannigfachen Abwandlungen wird dasselbe von der Entstehung zahlreicher Kirchen, Klöster, auch von Badeorten erzählt. Auch eine weitere Sage, die an das Werden von Rauden anknüpft, stellt einen weitverbreiteten Sagentypus dar: danach soll der Chor der Kirche dort erbaut worden sein, wo sich ein der Herzogin durch einen Windstoß geraubter Schleier zur Erde niederließ.

In den Pfarrkirchen zu Ratibor und Sohrau OS. finden sich zwei ältere Gemälde, das eine von 1623, die die Herzogin Euphemia oder Ofsa († 1359) darstellen. Sie war Priorin des Dominikanerinnenklosters in Ratibor; aus diesem stammt noch eine dem 18. Jahrhundert angehörige Holzfigur in einem gläsernen Sarge, jetzt ebenfalls in der Pfarrkirche. Die Verehrung dieser Fürstin gilt aber nicht sowohl ihrer Abstammung als vielmehr dem Umstande, daß sie von der Bevölkerung als Selige verehrt wird. Man weiß sich deshalb auch Wunder zu erzählen, die sie gewirkt haben soll. Noch viel größer ist die Verehrung, die die hl. Hedwig überall genießt, und die ja auch in Standbildern und ihr geweihten Altären ihren äußeren Ausdruck findet. Wie ihr Andenken als schützende Heilige bis in die Gegenwart lebendig ist, beweisen zwei Berichte, die im Weltkrieg in einzelnen Teilen Oberschlesiens umliefen. Nach dem einen sollte sie russischen Fliegern große deutsche Truppenmassen in Oberschlesien vorgetäuscht haben, nach einem anderen aber die Russen, die bis Olsufz, Mieschow und Kietzke vorgebrungen waren, durch ihr Erscheinen zum Rückzuge bewogen haben. Nicht die große schlesische Herzogin, sondern die Heilige der katholischen Kirche lebt so fort. Und doch ist, fast unbewußt ihrer Bedeutung, doch auch erstere noch in der Volksüberlieferung erkennbar, insofern das bekannte Motiv der Schläfersage — man denke an Kaiser Friedrich im Ruffhäuser — in Oberschlesien an mehreren Stellen an ihrem Namen haftet, z. B. am Schälaster- oder Elsterberge bei Roßberg (Beuthen OS.). Hier schläft sie mit ihrem Ritterheere, bis einstmal große Not im Lande herrschen wird. Dann wird sie erwachen und mit den Rittern wieder Ordnung und Frieden schaffen — selbstverständlich erst nach einem Kampfe, und damit wird die asketische Heilige zur kriegerischen Amazonen!

Wie schon angeführt, gab es in einer Anzahl Städte, die Residenzen wurden, fürstliche Schlösser. Von den Bauten, in denen seinerzeit die Pfaffen gehaust haben, ist fast

nichts mehr erhalten. Wo sie nicht ganz verschwunden sind, wie es z. B. in Beuthen OS. geschah, sind an ihre Stelle jüngere Bauwerke getreten, vielleicht, daß sich noch irgend ein Stück Mauer hier oder dort erhalten haben könnte. Nur in Oppeln geht der dicke Turm noch auf jene Zeit zurück, als der fast fensterlose Bergfried, der in unserem Lande fast bei keiner größeren Burg fehlt. Die vor kurzem niedergelegte Schloßregierung war auch schon ein jüngerer Neubau, schloß sich aber doch im großen und ganzen den Raumverhältnissen der mittelalterlichen Burgen an, wie sie uns in einigen älteren Abbildungen vor Augen tritt. Während sonst in den meisten mittelalterlichen Burgen die Wohn- und Wirtschaftsgebäude aus Holz bestanden, scheinen Teile des Oppelner Schlosses schon in der Pfaffenzeit massiv gewesen zu sein. Wenn sich das neue Oberpräsidium an seiner Stelle erhoben haben wird, wird dem Turme allein die Aufgabe zufallen, das Gedächtnis an die einst hier hausenden Fürsten wachzuhalten.)*

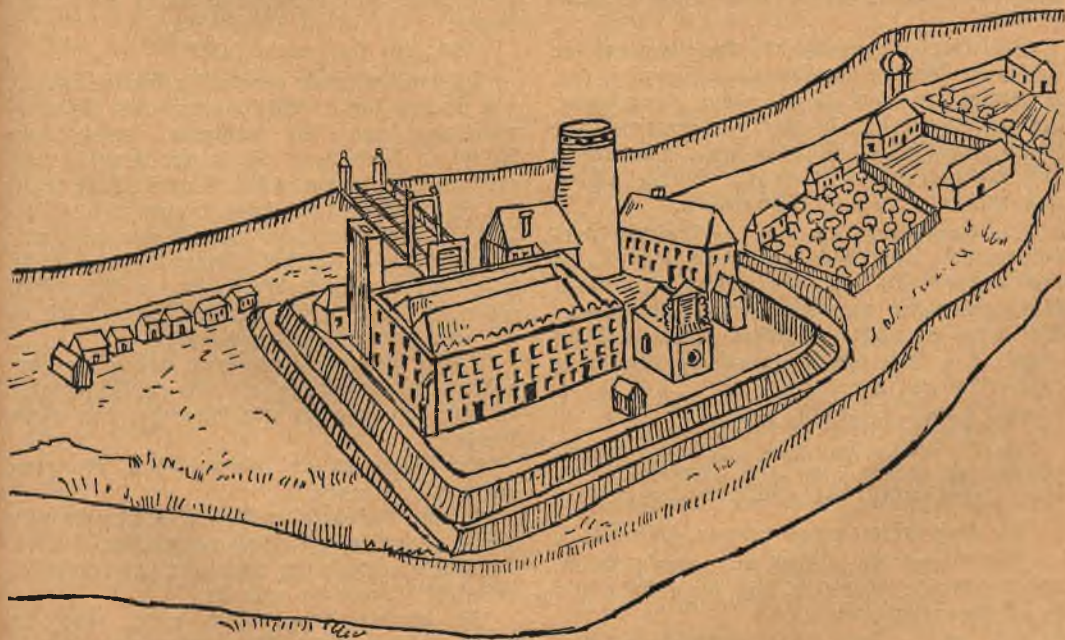
Im vergangenen Jahrhundert sind vielerorts in Deutschland hervorragenden Fürsten des Mittelalters Erinnerungsdenkmäler gesetzt worden. Mit Rücksicht darauf hatte seinerzeit der Direktor des Staatsarchivs in Breslau, Geheimrat Professor Dr. Grünhagen, in einem Aufsatze der „Schlesischen Zeitung“ angeregt, auch einiger schlesischer Herzöge auf gleiche Art zu gedenken. Und gewiß hätten eine Anzahl es verdient, wie etwa Herzog Heinrich I., der Förderer der deutschen Kolonisation, seine Gemahlin Hedwig und ihr Sohn Heinrich II., der Held der Mongolenschlacht. Nun besitzt ja wohl Hedwig eine Anzahl öffentlicher Denkmäler, aber sie gelten eben der Heiligen. Der Gedanke ist damals auf keinen fruchtbaren Boden gefallen. Auch in Oberschlesien gibt es kein öffentliches Denkmal eines der alten Pfaffen, und es läßt sich ja auch nicht leugnen, daß, vielleicht mit Ausnahme des als Gründer von Rauden schon genannten Wladislaus, kaum irgend eine überragende und höheren Zielen zustrebende Persönlichkeit unter ihnen war. Trotzdem würden wir es natürlich mit Freuden begrüßen, wenn uns irgend einer dieser Männer oder eine ihrer Frauen in gleichzeitigem Bilde entgegenträte. Nun gibt es eine größere Anzahl solcher Bilder; das sind ihre Darstellungen auf den Siegeln, die den alten Urkunden angehängt sind. In den Archiven aufbewahrt, sind sie allerdings nur wenigen zugänglich, dazu kommt aber noch, daß diese Fürstenbilder natürlicherweise klein sind, und daß gerade die im Relief

*) S. d. Abbildg. a. d. Kunstdruckblatt nach S. 96.

hervorragenden Gesichter meist im Laufe der Jahrhunderte abgerieben sind, und uns deshalb nichts von der Individualität der Dargestellten erkennen lassen. Umso mehr ist es zu begrüßen, daß uns wenigstens in den lebensgroßen Gestalten einiger Grabdenkmäler lebensvolle Andenken an die Pfaffen erhalten sind. Nicht viele allerdings, wenn wir uns daran erinnern, daß das weitverzweigte Fürstenhaus kinderreich war und mindestens vielen nach dem Tode ein Figurendenkmal gewidmet wurde. Mit Vorliebe wählten die Fürsten die Kirchen von Klöstern zu ihrer letzten Ruhestätte. Aus der früheren Kirche des Dominikanerinnenklosters in Ratibor stammt die Grabplatte eines Hochgrabes mit den Gestalten eines Herzogs und seiner Gemahlin, ein Werk aus dem Ende des 15. Jahrhunderts. Da leider die Umschrift verloren gegangen ist, wissen wir nicht, welchen Ratiborer Pfaffen das Werk darstellt. In besserer Lage sind wir gegenüber zwei Doppelfigurengrabplatten in der evangelischen Pfarrkirche in Oppeln,*) der früheren Kirche der Minoriten, in der von 1313 an nachweislich zehn Herzöge und drei Herzoginnen beigesetzt worden sind. Seit etwa zwanzig Jahren ruhen die Platten wieder, wie ursprünglich, auf Unterbauten, sogenannten Tumben. Obgleich also die vollrond herausgearbeiteten Gestalten liegen, sind sie doch als lebendig, mit offenen Augen dargestellt,

als ob sie ständen. Ihre Füße ruhen auf liegenden oder sitzenden Löwen und Hunden, die das durch einen seligen Tod überwundene Böse darstellen sollen. Die ältere Platte zeigt zwei voll gerüstete Männer mit Fürstenkronen auf den Häuptern, von denen der eine eben im Begriff ist, sein Schwert aus der Scheide zu ziehen. Es sind der 1813 gestorbene Herzog Boleslaus von Oppeln und sein Sohn Bolko II., wie sich bezüglich des ersteren erst aus der 1911 erfolgten Auffindung eines Teiles der Schriftumrahmung ergeben hat. Die zweite Grabplatte zeigt ein Ehepaar, den Sohn Bolko's II., Bolko III., gestorben 1382, und seine ihm im Tode 1378 vorangegangene Gemahlin Anna, letztere mit ihrer großen Haube eine sehr interessante Trachtenfigur. Wir gehen wohl nicht fehl, wenn wir annehmen, daß das Grabmal bald nach dem Tode Bolko's III. errichtet worden, und damit das Antlitz des Herzogs wenigstens in den Hauptzügen Bildnis ist. Individuell gebildet ist auch das Antlitz seiner Gattin, ob getreues Bildnis muß dahingestellt bleiben. Auch Bolko II. wird Bildnis sein. Beide Fürsten trugen den Vollbart, der im Laufe des 14. Jahrhunderts nach dem Vorbilde der in Böhmen herrschenden Luxemburger, der Oberlehnsherren der schlesischen Fürsten, Mode geworden war. Sicherlich Phantasiestück ist dagegen das Antlitz des ältesten der drei Fürsten, da man, als nach 1356 das Denkmal angefertigt wurde, kaum mehr wissen konnte, wie Boleslaus ausgesehen haben konnte. Wahrscheinlich dürfte

*) S. d. Abbldg. a. d. Kunstdruckblatt nach S. 112.



Das Pfaffen-Schloß von Oppeln im 18. Jahrhundert.

er keinen Bart getragen haben. Wenn aber gerade sein Kopf bildnishaft anmutet, so beweist das eben nur, wie es auch aus zahllosen anderen Schöpfungen des Mittelalters hervorgeht, daß die Künstler es trefflich verstanden haben, ihren Gestalten individuelles Leben einzuhauchen, so daß wir unwillkürlich gezwungen werden, in ihnen wirkliche Bildnisse zu sehen. Endlich birgt Oppeln in der katholischen Pfarrkirche noch das Grabdenkmal des letzten Piasten, Herzogs Johannes, der am 27. März 1532 starb, eine in einfachsten Formen der sich damals immer mehr durchsetzenden Renaissance gehaltene Wappentafel aus rotem Marmor. Gedenken wir endlich noch des Figurengrabmals des Herzogs Wladislaus in der Klosterkirche von Rauden, so ist die geringe Zahl der erhaltenen

Piastendenkmäler erschöpft. Da es aber erst im 17. Jahrhundert entstanden ist, so kann es nur als Beispiel dienen, wie man sich damals den Gründer des Stiftes darstellte.

Recht wenig ist es also, was in Oberschlesien das Andenken an das einst so mächtige und weitverzweigte Geschlecht der Piasten festhält, auch das ein Beweis für die Hilflosigkeit alles Irdischen, über das die Zeit zerstörend hinwegschreitet. Es heißt nicht, diesem Weltgesetz sich entgegenzustemmen, wenn wir uns bemühen, die Denkmäler der Vorzeit, soweit möglich, zu erhalten und zu pflegen. In der Kenntnis und Erkenntnis der Vergangenheit liegt ja auch in gewissem Sinne das Verständnis für die Gegenwart und damit auch eine sorgende Aussicht und Vorsicht für die Zukunft.

M i n c h e n

Eine Jugenderinnerung von Otto Suchland.

„München, geh' mal rasch aufs Feld und sieh' nach, ob die Erbsen schon trocken sind!“

„Surra, ich geh' mit!“, rief ich, würgte hastig mein letztes Stück Vesperkuchen hinter und sprang auf. — „Nee, nee, bleib' du nur ruhig hier“, suchte Großmutter meinen Sturm zu beschwichtigen. „Wenn ihr beide zusammen seid, gib'ts doch bloß Dummheiten!“

Ich überhörte ganz die Beleidigung, die in diesen Worten Großmutters für mich lag, so hingerissen war ich von dem Tatendrang, der da auf einmal in mir wachgerufen war, ja ich ließ heut — München legte sich bereits das Kopftuch um — selbst jede Würde fahren und machte mich ans Schmeicheln.

Sie war gerade am Fenster draußen vorbeigehuscht — ich hatte genau aufgepaßt — da war mein Wille auch schon durchgeseht. Jetzt Großmütterchen nur rasch, noch einen Kuß... Gut vom Nagel! — „Aber, Otto, daß du nicht...“ — Mit einem gewaltigen Satz war ich bereits aus der Tür...

Am Hofstore erwischte ich sie.

„Na?“ lachte sie mich an, „da komm' schnell, daß Georg nicht erst mitkommt! Er jagt gerade hinten die Hühner im Stall!“

Sie fing sofort an zu rennen, ich nach.

„Los!“ rief ich... Und nun ging's, heiðt, die Dorfstraße hinunter, daß die Gänse nur so auseinanderstoben...

Sie wollte mir nicht nachbleiben, ihre Rüsse flogen... Das Tüchlein war ihr schon

längst vom Kopf auf die Schultern herabgefallen.

Bei der Schmiede endlich hielten wir hochaufatmend an und drehten uns um. Wichtig, da stand Georg am Hofstore und schaute uns nach. Eine Weile schien er noch zu überlegen, ob er uns nachlaufen sollte; dann machte er rasch kehrt und verschwand unter dem Torbogen.

„So, jetzt sind wir'n los!“

Ich trocknete mir gerade die Gutfrempe ab, als sie das sagte. Wir waren schon im Wettergehen, nun in ruhigem, behaglichem Schritte. Das hatte ich immer gern so nach wildem Laufen, wenn das Blut sich leise legte.

Ich hatte sie doch etwas fragen wollen vorhin. Es fiel mir nichts ein; es war wohl nur so mehr ein — Gefühl! Mein Auge glitt den Wiesengrund hinab, bis dahin, wo die weißen Rosen in dem Wasser blühten, dann blieb es an dem gelben Schilfrohr haften...

Lange mußte ich stumm so neben ihr hergeschritten sein; denn als ich endlich wieder zu mir kam, waren wir schon bei den alten Weiden.

Da spürte ich auf einmal, daß wir ganz allein hier gingen...

Wieder dieses selbe Gefühl tauchte in mir auf wie vorhin, nur noch ungewisser, stärker.

„Na, was hast du jetzt nur wieder ausgeheckt?“ fragte sie mich da.

Ich wußte zuerst gar nicht, was sie meinte. Mein Auge hing ganz unverwandt an ihren Zügen:

„Minna, du, ich kenne dich ja plötzlich gar nicht mehr; wenigstens dein Gesicht sieht auf einmal ... ganz anders aus als früher!“

„Wirklich?!“

Das klang so sonderbar, wie sie das sagte! Dann blieb sie stehen und sah mir ebenfalls ins Gesicht, ganz genau ... Als Auge und Auge sich trafen, sah ich plötzlich zu Boden, als — schämte ich mich.

„Komm!“ sagte ich fast heftig.

Wir gingen weiter.

Nach einer Weile, mit einem Mal, fiel mir ein:

„Du, warum sollte denn der Georg nicht mitkommen?!“

Keine Antwort.

„Du!“

„Na, weil...“

„Was?!“

Pause.

„Sag’!“ klang es wie befehlend.

Ich sah sie jetzt nicht an, lauerte nur auf Antwort.

Da sagte sie trozig:

„Na, meinetwegen hätt’ er ruhig mitkommen können...!“

„Du wollt’st doch nicht“, warf ich noch ein, zögernd. Was wollte ich denn eigentlich?!

Sie schwieg eine Weile ganz still; dann drehte sie plötzlich den Kopf zu mir herum und ... „Frach, dummer!“ kam’s auf einmal. Und dann rannte sie weg...

Ich mußte zuerst gar nicht, was los war, warum sie fortlief.

Dann begriff ich: Sie hat mich geschimpft! Da war ich meiner wieder sicher...

„Lauf nur, ich krieg’ dich schon! Stehste?! Da hab’ ich...!“

Plötzlich schrie sie auf, ganz plötzlich.

Um ein Haar wären wir nämlich auf eine Kuhherde aufgerannt, die in diesem Augenblicke gerade um die Weiden bog. Minna hatte ihre Arme im Schreck um meinen Hals geworfen und sich fest an mich gepreßt. Ich fühlte ihr Herz schlagen...

Ich spielte auf einmal wieder Beschützer. Aber ich mußte nicht recht, was ich eigentlich machen sollte mit ihr...

„Hab’ keine Angst!“ sagte ich nur leise, weich.

Da machte sie sich von mir los, hastig.

Ihr Gesicht hielt sie dabei abgewandt...

Mir selber war so merkwürdig zu Mute, so bekommen.

Die Herde war schon weit, den Hirten hatte ich überhaupt nicht vorbeikommen sehen.

Stumm und auf’s Geratewohl gingen wir, und, weiß ich, wie es kam, auf einmal standen wir wieder in der Stube vor Großmutter da, die uns fragte, ob die Erbsen schon trocken wären.

Da — ein leiser Laut neben mir, ich sah mich um; rasch schob ich Minna beiseit’ und:

„Großmutter, wir...“, ich glaube, ich... wir — müssen noch ’mal nachseh’n!“

Dann rannte ich ihr nach.

Vor der Tür fand ich sie stehen, die Hände vor den Augen.

Da quoll es heiß auf in mir. Eine Weile war ich noch wie starr; dann plötzlich riß ich sie wie unsinnig an mich und küßte ihren Mund, den ich so unsagbar hatte zucken sehen.

2.

Es lag nun etwas zwischen uns, das uns auseinandertrieb, ein Wissen, das sich schon verbergen wollte.

Die ganze Welt war überhaupt verändert. Mit Georg hatte ich nichts mehr zu tun. Ich kann mich auch auf keinen Streich belinnen, den ich in diesen Tagen etwa begangen hätte.

Nur vor das kleine, zerbrochene Fenster von Minna’s Kammer zog’s mich oft.

Ich konnte sie mir da nämlich genau so vorstellen, wie sie damals vor mir gestanden hatte, weinend. Und dann war’s mir immer, als müßte ich sofort zu ihr laufen und ihr alles, alles abbitten, was ich ihr im Leben je zuleide getan hatte.

Einmal trieb es mich auf.

Es war mitten in der Nacht.

Georg lag tief im Schlafe. Reife schlich ich an ihm vorbei, die Treppen hinunter, bis auf den Hof, vor das zerbrochene Fensterchen.

Ich lauschte tief.

Kein Laut.

Nur ihren Atem hörte ich jetzt gehen: Immer auf und nieder, auf und nieder...

Da kam es plötzlich über mich: Ich preßte meinen Mund an die verflebte Scheibe und:

„Mein Rüschen bist du

Und mein Liebeschen dazu!

Liebes Mägen, mein Rüschen,

Wie lieb bist mir du!“

Wo war mir das nur zugeflogen?!
3.

Hatte sie mich gehört damals?

Die dummen Verse drehten sich seitdem auf meinen Lippen, daß sie meinen Kopf ganz wirblich machten.

Müde und bestaubt kam ich da eines Tages vom Felde. Ich hatte mich überall herumgetrieben und doch keine Ruhe gefunden, bis ich wieder zu Hause war.

Ich trat in die Küche.

Was wollte ich nur hier?!

„Mein Röschen bist du...“

Daß mir das nicht aus dem Kopf gehen mochte.

Da sah ich sie stehen...

„Wo...“ Ich würgte. Dann endlich kriegte ich heraus:

„Wo ist denn ... Großmutter?“

Sie reckte nur den Hals nach dem Garten hin und rührte ruhig weiter in dem großen Kessel, in dem es brodelte und dampfte...

Ich war hinter ihr stehen geblieben.

Jetzt hörte ich es ganz deutlich, da, aus dem Kessel heraus:

„Mein Röschen bist du

Und...“

„Was willst du denn von Großmutter?“ fragte sie.

Da plötzlich lachte ich. Tief und glücklich. Stumm trat ich auf sie zu, bog ihren Kopf hintüber zu mir her — und küßte ihren Mund, einmal, zweimal...

4.

Die Ferien gingen.

Es war am letzten Abend.

Ich saß in meinem Zimmer oben, ganz allein.

Ich wollte ihr ein paar Worte aufschreiben, für morgen, ihr „Lebewohl“ sagen.

Mein Licht war längst herabgebrannt, ich wußte es nicht.

Erst, als Georg die Treppen heraufpolterte, merkte ich, daß ich im Dunkeln war.

5.

— — Leise, Mädchen!

Daß nicht die Tür knarrt! Leise...

So! —

Pst, Sektor, kusch dich!

Kusch! —

Nun um die Ecke!

Geh' nur voran durch die kleine Hoftür!

Sachte —

sachte mach' ich sie zu.

Sieh...

Wie prächtig der Mond auf die fleischlummernde Landstraße herniederfieht!

Wir wollen sie nur leise

küssen

mit schwebenden

Füßen!

Nun noch durch die Gartentür!

Endlich!

Nun sind wir allein und ungestört.

Nun gib mir dein liebes Händchen!

Und wie der Sturm fliegen wir

den Steg

zwischen den

Stachelbeersträuchern

hinab

der silberbegossenen

Wiese

zu!

Wie ich deinen

warmen

Lebenshauch

spüre —!

Wie deine Hand heiß

in der meinen ruht,

wie deine Haare

flattern,

ein jauchzendes Siegesbanner

der Schönheit,

der Jugend! —

Jetzt halt! Halt! Wie du glühst!

Wie deine Brust auf- und niedergeht

in wildem Wogen! —

Lehne dein Köpfchen an meine Schulter,

ich presse meine Hand

fest, fest

auf dein wildschlagendes Herz!

Ruhig jetzt

richtest du dich auf.

Frieden, Liebe

allüberall!

Sieh', diesen Gang

sausten wir vorhin

hinab! —

Sieh', dort drüben,

wie die Torfhausen gespenstisch zu uns

herübergucken...!

Fürchtest du dich?!

Du bist ja bei mir —!

Und meine grenzenlose

Liebe

wacht über dir!

— — — — —

Und wir küßten uns.

— — — — —

Leise, langsam

gingen wir dann,

eng aneinandergeschmiegt,

wieder hinauf —

und trennten uns...!

— — — — —

Und ich öffne

mein hohes Stiebfenster —

das Mondlicht flutet hell herein!

Und schweigend

lehne ich mich hinaus
 in die würzige Sommernacht.
 Heimlich raschelt
 es unter mir — und du
 schaust aus deinem Stübchen noch einmal
 heraus
 zu mir —!
 Und tausend Worte —
 und tausend Küsse — —
 in einem,

einem Namen! — — — — —
 — — — — —

6.

Schrieb ich ihr das auf,
 damals? —
 Oder
 lebte ich es mit ihr —?
 Oder beides??
 Ich — weiß es nicht mehr...!

Der Pechvogel

Von Dr. Leo Roszella.

Es war fünf Uhr morgens in Hannover. Der beschleunigte Personenzug sollte in einer Minute abfahren. Verschlafene Gesichter lugten auf den fast menschenleeren Bahnsteig. Nur ganz wenige hatten sich an diesem kühlen Morgen zu Begrüßung oder Abschied eingefunden. Eben kam ein Arbeiter die Treppe herauf, fragenlos, die kurze Pfeife im Mundwinkel und ein Päckchen unterm Arm. Seine Augen glänzten seltsam, fast würden sie Freude strahlen, wenn der Widerspruch, der sich in den stark hervortretenden Wangenknochen manifestierte, nicht zu laut sein würde.

Der Arbeiter schlendert an dem Zuge entlang. Plötzlich ruft ihm eine Frau, mitten im Abschiednehmen, zu:

„Steigen Sie ein, der Zug fährt sofort ab!“
 Ohne die Sprecherin anzublicken, sieht sich der Arbeiter nach einer Türklinke um und steigt ein.

Der Zug fährt los. Langsam, ächzend, stöhnend, fast widerwillig, bis er Freude an seinem anfangs so unmelodischen Rattern zu empfinden scheint, und in harmonischem Rhythmus in den erwachenden Tag hineinfährt, in einem Rhythmus, dem jeder Reisende einen anderen Text unterlegt, diktiert von Hoffnung und Sorge, von Glück und Leid.

Immer schneller geht's. Fast könnte man glauben, im D-Zug zu sitzen. Der Arbeiter, der bisher ruhig auf seinem Fensterplatz gesessen hatte, wird, als die ersten zwei kleinen Stationen am Zuge vorbeischießen, unruhig. Sein bis dahin in sich hineinlächelnder Blick wandert von einer Abteilung zur anderen, auf Bäume, Gärten, Felder und Reklameschilder, bis sich endlich eine quälende Frage über seine Lippen ringt:

„Wohin fährt der Zug?“

„Nach Köln über Minden, Dortmund, Essen“, antwortete die Dame, an die sich der Arbeiter wandte.

„Er fährt doch aber an so vielen Stationen vorbei?“

„Weil er ein beschleunigter Personenzug ist.“

„Dann bin ich in den falschen Zug eingestiegen.“

Die Augen haben plötzlich ihren Glanz verloren, die selige Verträumtheit hat sich in Gram und stillen Fluch verwandelt. Die Zähne graben sich in die Lippen, die Hände spielen nervös an der Tabakpfeife, und der Blick irrt von Fenster zu Fenster, den teils neugierigen, teils mitleidigen Blick der Mitreisenden möglichst meidend.

Weniger, um sprechen zu können, als um den aufdringlichen Blicken das Quälende zu nehmen, sagt der Arbeiter großend:

„Am liebsten möchte ich aus dem Zuge springen!“

„Na, so schlimm ist es doch nicht. Der Zug muß doch bald wieder halten. Es ist doch kein D-Zug.“

„Aber meine Karte gilt bloß bis L. Wenn jetzt der Schaffner kommt...“

„Vielleicht hat er Einsicht!“

„Vielleicht? Das wäre ja auch nicht das Schlimmste...“

Den Arbeiter würgt es an der Kehle. Stumpf haftet sein Blick auf der Landschaft, die sich im Tau und Goldglanz der ersten Sonnenstrahlen badet. Plötzlich wendet er den Kopf um.

„Sieben Monate war ich arbeitslos. Ich weiß nicht, ob Sie wissen, was das bedeutet, nur von Erwerbslosenunterstützung leben zu müssen. Nun gelang es mir endlich, Arbeit in M. zu erhalten. Heute soll ich anfangen. Um 6 Uhr ... Und nun...“

Mancher wird in diesem Augenblick am Maßstab eigenen Glücks und Pechs den ganzen Jammer in der Brust des Arbeiters ermessen haben. Mancher wird gegrübelt haben und zu dem Schluß gelangt sein, daß der vom Pech verfolgte seinen Verfolger nur schwer los wird.

Wahn und Wehe des Aberglaubens

Von P. Roschate.

Wo der vernünftige Glaube schwindet oder sich in Aeußerlichkeiten verliert, da nistet sich der Aberglaube ein. Das ist jener törichte Wahn, welcher natürlichen Dingen und einfachen Vorgängen eine geheimnisvolle Deutung gibt, die ihnen nicht zukommt. Wohl neigt die Natur vieler Menschen zum Seltsamen und Wunderbaren, und es gibt ja auch, wie Shakespeare sagte, „Dinge zwischen Himmel und Erde, von denen sich unsere Weisheit nichts träumen läßt“.

Aber mit solchen Rätseln des Daseins, die ins Wunderreich des Schöpfers hineinreichen, beschäftigt sich die irrende Phantasie des Abergläubigen nicht. Dagegen fabelt und faselt sie vom Hereinspielen dämonischer Kräfte ins Erdenleben, von schreckhaften Offenbarungen boshafter Dämonen und seltsamen Erscheinungen in Wald und Wiese, Feld und Haus, die jedes verständige Schulkind auf die einfachste Weise zu erklären vermag.

Die Torheit des Aberglaubens ist wohl so alt wie die Menschheit selbst und weit verbreitet in Stadt und Land, bei reich und arm, vornehm und gering; treibt sie doch selbst in den Kreisen der sogenannten Aufgeklärten ihr albernes Spiel.

Wer kennt sie nicht — wenigstens dem Namen nach — die geschäftstüchtige Sippe der Kartenlegerinnen, der Wahrsager und Traumdeuter? Das sind kluge Menschenkerner, die von der Dummheit anderer Leute reich werden und sich hinter ihrem Rücken ins Gähnen lachen. Wäre es nicht eine unbegreifliche Torheit des Schöpfers und unvereinbar mit seiner planmäßig waltenden Vorsehung, wenn er uns aus weise erwogenen Gründen die Zukunft mit dichten Schleiern verhüllt und diese dann doch durch mehr oder weniger alte Weiber wegziehen ließe, um uns aus abgegriffenen Spielfarten, aus den Linien der Hand oder albernem Traumbüchern die künftigen Ereignisse unseres Lebens zu enthüllen?

Im Hause meiner Eltern diente viele Jahre lang als Magd die noch heut mir unvergessliche alte Christiane, eine treue, biedere Seele, die mit gruseltigen „Geschichten“ geradezu geladen war. Wenn wir an langen Winterabenden um den runden Eschentisch der Wohnstube versammelt waren, um Federn zu schleifen oder „Böhen zu lesen“, dann gab sie eine endlose Menge graußer Gespenstergeschichten und abergläubischer Fagen zum besten, daß uns die Haare zu Berge standen. Und das Merkwürdigste dabei war, daß sie diese ungeheuerlichen Dinge alle „selbst erlebt“ hatte.

Wie oft sich der Alb, ein kleines, verrunkeltes Weiblein, ihr während des Schlafes auf die Brust gesetzt und sie mit stehenden Augen so lange angestarrt hatte, bis sie der Unholdin ein Kleinbrotl vom nächsten Backen versprochen hatte, das wußte die gute Christiane haarfein und beängstigend anschaulich zu erzählen, bis der Vater mit spottender Zurechtweisung dazwischen fuhr: sie solle abends etwas weniger als zehn Pfund Kartoffeln essen und beim Schlafen auf der rechten Seite liegen, damit der Magen nicht überfüllt und atemraubend wie ein Kartoffelsack auf die Zungenflügel drücke.

Auch das Erscheinen des „Feuermanns“ im rot-flatternden Mantel, das „Wimmern der armen Seelen im Sumpfe“, das Auftauchen des schwarzen Höllenhundes mit den glühenden Augen und des Mannes ohne Kopf, das böse Treiben einer „Hexe“ in ihrem Heimdorfe wußte uns die alte Christiane schrecklich-schön zu malen.

Fast nahmen wir's — freilich nur in Gedanken — dem Vater übel, wenn er mit seinen nüchternen Bemerkungen über das Wesen der Irrlichter, über Sinnesestäuschungen und veralteten Hegenwahn Aufklärung bringen wollte. Gebessert hat er nichts dadurch; denn wir glaubten der guten Christiane lieber als ihm. Und eines Tages hat die „Geisterseherin“ unter feierlichem Schweigen ein altes Hufeisen auf die Stubentürschwelle genagelt, weil das dem Hause Glück bringe. Sie meinte es doch gut, die treue Seele. Daß ich über dieses ungewohnte „Segenbringende“ Hufeisen noch manches liebe Mal gestolpert bin, ohne den Hals zu brechen, das war wohl das Glück, das uns jener denkwürdige Tag ins Haus bringen sollte.

Wenn nun der Aberglaube nichts weiter wäre, als eine lächerliche Torheit beschränkter Menschen, so wäre dieser Wahn noch harmlos zu nennen. Er ist aber schlimmer, als er aussieht. Ja, nach der Erfahrung ist er geradezu eine Gefahr für Leben, Gesundheit, Familienglück, Wohlstand und Herzensfrieden und bringt großes Weh in die Lebenskreise ehemals glücklicher Menschen. Das beweisen Tatsachen aus eigener und fremder Beobachtung und — die Gerichtsakten.

Ich kannte ein etwas schwermütig veranlagtes Mädchen, das seinem Aberglauben zum Opfer gefallen ist. Es hatte am Andreasabend im Kreise seiner Freundinnen der bekannten Volksfeste des Bleigießens gebuldigt und dabei ein fargähnliches Gebilde hervorgebracht, dessen Anblick sie derart erschreckte, daß sie trübsinnig wurde, in einer Nerven-





Aus dem Muschelkalkgebiet am St. Annaberge bei Leschnitz O.G.

heilanstalt in Tobfucht verfiel und in der Blüte ihres Lebens sterben mußte.

Bekannt ist wohl allgemein, daß abergläubische Leute vor der unschuldigen Zahl 13 ein gelindes oder heftiges Grauen empfinden. Soll es doch immer noch Hotelbesitzer geben, die in zarter Rücksicht auf die abergläubischen Gäste ein Fremdenzimmer mit dieser gefürchteten Nummer nicht zu vergeben haben und der Nummer 12 gleich die 14 folgen lassen. Einem dieser seelenkundigen Geschäftsmenschen ist das einmal recht unangenehm geworden. Ein reicher Herr, der wie ein moderner Till Eulenspiegel die Schwächen der Mitmenschen lächerlich machte, kam zu dem Hotelier „ohne Nummer 13“ und bestand hartnäckig gerade auf der Zuweisung dieses Zimmer-Nummer. Der Wirt entschuldigte sich mit dem Hinweis auf die landläufige Abneigung gegen die gefürchtete 13; aber der Fremde erwiderte mit spöttischem Lächeln: „Ein rückständiges Hotel läßt auch rückständige Aufwartung befürchten. Ich danke.“ Er ging, und der Wirt war um einen hübschen Gewinn gekommen.

Ebenso schmerzlich empfanden die Mitglieder einer Festtafel den „Segen“ des Aberglaubens. Es waren ihrer fünfzehn geladen, zwei Herren aber ausgeblieben. Da kam ein ganz besonders Schlauer auf den erlösenden Gedanken, einen im nahen Schankzimmer einsam sitzenden Gast als Retter der Unglücksrunde hereinzuholen. Der glückliche Günstling läßt sich's schmecken und empfiehlt sich nach beendetem Mahle, vergißt aber nicht, unter den in einem Nebenraum aufgehängten Pelzen und Ueberziehern eine sorgfältige

Auswahl zu treffen und mitzunehmen, was im Leihamt am höchsten bewertet wird.

Daß es heute noch Menschen gibt, die einem über den Weg laufenden Hasen einen stillen oder lauten Fluch nachschicken, weil er ihnen nach ihrer festen Ueberzeugung Unglück bringe, das kann man wohl begreifen, denn ein Häschen in der Pfanne ist allemal besser, als ein „Lampe“ auf dem Wege.

Was soll man aber erst von den Leuten denken, die es einer bejahrten Frau als Unrecht anrechnen, daß die Jugend längst hinter ihr liegt? Diese sonderbaren Menschen sagen: „Wenn mir auf einem Geschäftsgange als erster Mensch ein altes Weib begegnet, lehre ich um; denn an dem Tage hab' ich kein Glück.“ — So dachte auch ein Herr, als er nach einem sehr günstigen Angebot ein gut verzinsliches Mietshaus billig erwerben konnte. Weise erwägend wartete er an der Haustür auf die erste ihm entgegenkommende Person. „Nur kein altes Weib“, dachte er, „aber ein Junge, der würde mir Glück bringen.“ Und siehe, es kam wirklich ein munteres Bürschlein des Weges gesprungen, und hoffnungsvollen Herzens ging er freudig seinem Ziele zu. Aber, o weh! Er kam zu spät! Vor wenigen Minuten war das Grundstück an den Meistbietenden verkauft worden, und der abergläubische Tor hatte das Nachsehen.

Ob der Aberglaube ausgerottet werden kann? Ja, wenn die Dummheit ausstirbt und der überzeugte, vernünftige Glaube überall Wurzel geschlagen haben wird. Das erwarten wir von der Jugend, der aufblühenden Hoffnung unseres Vaterlandes.

Vortweihnacht

Es rauscht geheim und zart und sacht
Ein zauberschöner Klang durch's Land,
Ein tiefes Sehnen ist erwacht
Und frohe Liebe hat Bestand!

Wir wandern durch die stille Zeit
Und lauschen in den leisen Wind,
Ob von der Nacht der Herrlichkeit
Die Glocken schon zu hören sind.

Wir schauen ahnungsvoll beglückt
Zum weissen Himmelsdom empor,
Der bald mit Sternenglanz sich schmückt
Und Harfen stimmt zum Jubelchor.

Franz Singia.

Aus der Sammelmappe eines alten obereschleßischen Volkskundlers

Einiges vom alten obereschleßischen Volksglauben

1. Wenn eine Elfter sich im Hofe hören läßt, so kündigt sie dadurch Besuch an. (Im obereschleßischen Volksglauben gilt die Elfter als Sinnbild einer schwachhaften und klatschfüchtigen Frauensperson — Scho-laster, sog. Klafte).

2. Wenn eine unverheiratete Person im Frühjahr zuerst zwei Bachstelzen zusammensteht, so macht sie in diesem Jahre noch Hochzeit. Sind es aber vier Bachstelzen zusammen, so bedeutet dies, daß die betreffende Person innerhalb eines Jahres sterben muß — (vier Leichenträger).

3. Sommerprossen vertreibt man dadurch, daß man sich häufig mit Regenwasser wäscht, das auf Leichensteinen stehen geblieben ist.

4. Gegen Zahnschmerzen schlägt man sich, indem man sich die Nägel an Feiertagen beschneidet.

5. Die weißen Flecken auf den Nägeln der rechten Hand bedeuten Glück, auf denen der linken Hand Unglück.

6. Essen und Trinken darf man nicht mit dem Messer umrühren, sonst bekommt man Leibschmerzen.

7. Am hl. Abend Mohn essen, bringt dem Beutel Glück; ebenso das Tragen von Schuppen vom Weihnachtskarpfen im Portemonnaie.

8. In der Weihnachtsnacht ist den Tieren die Sprache verliehen; sie sprechen

dann in ihren Ställen über die Knechte und Mägde, über Pflege und Behandlung.

9. Am Weihnachtsabend muß der „Wurm“ begossen werden, sonst beißt er den Frenler das ganze Jahr.

10. Sobald im Mai der Kuckuck sich hören läßt, pflegen die Dorfmadchen in Richtersdorf bei Gleiwitz ihm zuzurufen: „Kufowinko, Kufowinko zu zielo, zielo; Wiela lot jeszcze jest do mojego weselo?“ d. h. „Kuckuckchen, Kuckuckchen aus dem Grün, in wie viel Jahren wird meine Hochzeit sein?“ So oft dann der Kuckuckruf erschallt, so viele Jahre dauert es noch bis zu der Hochzeit. Ferner richten sie beim ersten Kuckucksruf an ihn die Frage: „Kufowinko, Kufowinko ze sierci, Wiela lot jest do mojej smierci?“ d. h. „Kuckuckchen, Kuckuckchen aus dem Dickicht, wieviel Jahre ist es bis zu meinem Tode?“ (Die Zahl der Kuckucksrufe bedeutet die Anzahl der Lebensjahre bis zum Tode.)

11. In das Haus, wo Schwalben nisten, schlägt der Bliß nicht ein.

12. Krähen schwärme im Winter künden den Eintritt strenger Kälte an.

13. Wenn die Weiber am frühen Morgen sich zanken, so tritt bald Regenwetter ein.

14. Mädchen, die pfeifen, und Hennen, die krähen, denen soll man heizetten den Hals umdrehen (denn sie vertreiben dadurch das schöne Wetter).

E. Czmo f.

Die Tiere im Wetterglauben unseres Volkes

Von F. Flinzbacher.

Wir kennen verschiedene Arten von Wetterpropheten. Die Wetterkunde arbeitet mit wissenschaftlichen Methoden, trifft aber zuweilen in ihren Voraussetzungen daneben. Es werden täglich amtliche Wetterberichte herausgegeben und durch Wetterkarten veranschaulicht. Empfindliche Menschen spüren an ihrem Körper und in ihrem Gesamttempfinden vorher einen Wetterumschlag. In überraschender Weise ist festgestellt worden, daß z. B. luftelektische Einflüsse sich bei Witterungsübergang im Menschen wirksam zeigen. Daher die landläufige Redensart: „Mir steckt das Gewitter in den Beinen“ oder der Reimspruch:

„Wenn die Gicht dich stärker plagt,
Und'res Wetter sie ansagt,
Narben auch und Fühneraugen
Scheinen hierzu wohl zu taugen.“

Sinnvolle und oft zutreffende Merkmale für die Veränderungen des Wetters glaubt der Landwirt, der Bergmann, der Schiffer, der Förster, der Gärtner, der Hirt in genaueren Anzeichen zu erblicken in, auf und über der Erde, hauptsächlich in Feld und Forst, in Wasser, Wiese und Wald. Während der Großstädter, dem das Gefühl inniger Verbundenheit mit der Scholle abgeht, skeptisch lächelt und behauptet, er sei aufgeklärt und wisse „auf Grund statistischer Erfahrung“,

daß diese alten Bauernregeln meist nicht (oder nicht überall) zutreffen, läßt sich der einfache Landmann seinen alten Glauben nicht erschüttern, sondern hält mit Zähigkeit an den von den Ältvordern überlieferten Traditionen fest. Im Tier- und Pflanzenleben hat er von alters her Anzeichen nachgespürt, damit ihm die Zukunft des Wetters vorhergesagt werde.

Im folgendem seien 1. die „lebenden Barometer der Natur“ aufgezählt, die „Tiere als Wetterpropheten“ geschildert, und 2. jene gesammelten Sprüche, nach Monaten geordnet, wiedergegeben, die als Wetter-, Volks- oder Bauernregeln (auch Postage) die Tiere in Beziehung zum Wetter setzen. Die Sprüche zeigen, wie der scharf beobachtende Naturfreund die im Volksglauben verwurzelten Bauernregeln als „uralte Weisheit von der Gasse“ auch kulturhistorisch wertet.

Alle Tiere sind unruhig vor Ausbruch eines Gewitters. Das kann man besonders in Zoologischen Gärten beobachten, wo sich schon vor dem ersten Donnererschlag eine besondere Aufregung, Unstätigkeit und Nervosität der Tiere bemächtigt. Der Aufruhr der Natur liegt dem großen Geschlecht der Kaken im Blute. Der Tiger peitscht seine Flanken mit dem Schweife und schleicht doppelt hastig auf und ab. Der Luchs schießt von einem Ende des Käfigs zum andern; ja selbst bei der gewöhnlichen Hauskatze nimmt man vor Gewittern zielloses Hin- und Herrennen, Zeichen von Unruhe und Unbehaglichkeit, wahr. Auch die Schafe zeigen wetterliche Veränderungen vorher an, indem sie springen oder Fölpeleien treiben. Sie sind nicht so dumm, wie wir Menschen sie fälschlich finden. Sie ahnen das Unwetter voraus und drängen sich, lange bevor Regen und Sturm beginnt, auf ihren Weiden unter dem Schutze eines Felsens oder Baumes, um nicht in freier, ungeschützter Ebene den Unbilden der Natur preisgegeben zu sein. Die Kühe riechen gegen Himmel und lecken sich gegen das Haar. Die Schweine zerreißen Heubündel, die sie nicht angehen. Hunde fressen Gras. Heiterem Himmel und heller Sonne ist nicht zu trauen, wenn die Enten, statt sich im Wasser zu amüsieren, am Tage im Grase herumspazieren und auf die Schneckenjagd ausgehen. Nur selten entschleibt sich die Hausgans dazu, ihren matschelnden Gang aufzugeben und mit schwerfälligem Flügelschlagen sich in die Luft zu erheben. Tut sie dies aber ohne ersichtlichen Grund, dann ist ein Sturzregen unabwendbar. Schreien die Gänse viel, und stehen die Reiher traurig auf dem Sande, so gibt es Sturm. Die fettlichstgen Volksstämme waren in der Beobachtung der Vögel am weitesten vorgeschritten. Viele

Seevögel besitzen die Gabe, dem Schiffer Sturm anzuzeigen. Das Vogelschaumwesen hat sich sicherlich überhaupt im Zusammenhange mit der Schifffahrt entwickelt. Ein römischer Schriftsteller schreibt u. a.: Machen sich die Delphine bei ruhigem Wetter lustig, so wird der Wind von der Seite wehen, woher sie kommen. Spritzen sie beim Sturmwinde das Wasser umher, so wird Windstille eintreten. Fliegt der Kalmar (Mittelmeer-Tintenfisch), setzen sich die Seetigel fest, so steht Sturm bevor. Machen die Wasserschühner frühmorgens Lärm, puzen die Taucher ihre Federn mit dem Schnabel, eilen die Kraniche tiefer ins Land, sammeln sich Wasservögel, so deutet es auf Sturm. Dagegen ist schönes Wetter zu erwarten, wenn die Kraniche still und hoch fliegen. Läßt die Gule bei Regen ihre Stimme häufig hören, so zeigt sie gutes Wetter an; schreit sie bei gutem, so kommt Sturm. Schreien die Landvögel nach dem Wasser und baden sie sich, zumal die Krähe, fliegt die Schwalbe an der Wasseroberfläche, so ist Sturm zu erwarten. Wenn die Schwalbe hoch in den Lüften ihre Kreise zieht und ihr Jubelruf durch den reinen Aether zittert, dann soll weiter die Sonne strahlen. Die Sturmschwalbe hat schon ihren Namen als Boten des Unwetters erhalten. Mancher Landwirt schwört auf die Unfehlbarkeit der Saatkrähe als Wetterprophetin. Wenn sie unruhig und ängstlich um die höchsten Zweige der Bäume fliegt und, mit den Flügeln schlagend, ein lautes Krähen untereinander anhebt, dann weiß der Bauer, daß ein starker Regen bald niedergehen wird. Fliegen die Saatkrähen im Winter um Nahrung zu suchen aus, bevor die Sonne aufgegangen ist, und kehren sie erst heim, wenn sie bereits untergegangen ist, ziehen sie dabei lautlos, schweren Fluges dahin, ohne ihr heiseres Krächzen hören zu lassen, dann wird scharfer Frost hereinbrechen. Die Waldhühner tragen ein sonderbares Benehmen zur Schau, wenn sie den kommenden Regen in der Luft spüren; sie laufen dann schnell und in einer fast nervösen Hast, den Kopf weit vorgestreckt, dahin. Seit alter Zeit wird auch der Schrei des Pfauens und des Finkenweibchens als Ankündigung schlechten Wetters genannt. Besonders nahe scheint dem Wettermacher St. Petrus der dickfellige, verschlafene Maulwurf zu stehen. Maulwurfsfänger behaupten, daß man nach der Zahl der von ihnen gegrabenen Erblöcher, nach der Reichhaltigkeit, mit der sie sie mit Futter ausstatten (1), mit Sicherheit auf die Strenge oder Milde des Winters schließen könne. Wenn die kleinen Feldmäuse besonders eilig und geschäftig ihren Schlupfwinkeln zueilen, merkt der Jäger, daß winterliche Kälte nicht

lange auf sich warten lassen wird. Wetterveränderungen zeigen A me i s s e n an, wenn sie träge erscheinen, sich verkriechen oder sich sammeln oder ihre Eier vorbringen; endlich die Regenwürmer, wenn sie aus der Erde kriechen. Das genaueste Wetterglas sind wohl auch F i s c h e, die eine sehr große Feinfühligkeit und Empfindlichkeit für das Wetter an den Tag legen. Jeder genau beobachtende Fischer wird dies bestätigen und beweisen. Der aufmerksame Naturfreund, der im Walde, Garten, an Rändern oder Häusern dem zierlichen Weben und Wirken der S p i n n e n folgt und beobachtet, daß die Tiere die Fäden von sehr kurzer Ausdehnung spinnen, soll den Regenschirm nicht vergessen, falls er ausgeht. Der Imker wird als Vater der B i e n e n nicht nur weisheitsvolle Lehren und ein Vorbild höchster Ordnung in der seltsamen Welt des Bienenstaates erblicken, sondern auch aus dem Benehmen der Tierchen höchst schätzbare Hinweise auf das Wetter finden. Wenn viele Schwärme in den Stock zurückkehren und nur wenige ausfliegen, dann weiß er, daß die klugen Arbeiterinnen bei schlechtem Wetter daheim bleiben und sich nicht den Gefahren des Regens, Sturmes oder der Kälte aussetzen. Von jeher hat als Wetterprophet der Laubfrosch eine große Rolle gespielt. Er ist empfindlich gegen Witterungseinflüsse, den Feuchtigkeits- und Elektrizitätsgehalt der Luft. Sicherer zeigt der Blutegel das Wetter an. Bei heiterem Wetter (Frost im Winter) liegt er ruhig und aufgerollt auf dem Boden des Gefäßes oder schwimmt gleichmäßig mit ruhiger Bewegung durch das Wasser. Steht Regen bevor, so kriecht er an den Rand des Gefäßes und bleibt daselbst, bis das Wetter beständig geworden ist. Vor dem Eintritt eines Gewitters oder Sturmes wird er unruhig, erhebt sich vom Boden des Glases und macht, im Wasser schwimmend, rasche, unregelmäßige Kreiselbewegungen, sich auf verschiedene Weise biegend.*)

Folgende Wetter- und Bauernregeln nehmen Bezug auf Tiere und deren Verhalten:

Wirft der Maulwurf im Januar, so ist's noch Winter im Mai. — Tanzen im Januar die Mücken, muß der Bauer nach Futter gucken. — Am neuen Jahrestag wächst der Tag, so weit der Haushahn krähen

mag; doch um Dreikönig wächst der Tag, so weit das Hirschlein springen mag. — Pauli Befehr (28. 1.), Gans gib dein Ei her!

Guckt im Februar die A me i s s e 'raus, bleibt der Frühling noch lange aus. — Wenn zu Lichtmess den Bär seinen Schatten sieht, so kriecht er auf sechs Wochen wieder in die Höhle. — Wenn im Februar die Hasen lustig springen, hoch in den Büsten die Lerchen singen, wird's uns Frost und Kälte bringen. — Spielen im Hornung die Mücken, so soll's mit Hasen und Bienen nicht glücken. — Singt die Lerche jetzt schon hell, geht's dem Landmann an das Fell. — Tummeln im Februar die Krähen sich noch, bleibt gar lang des Winters Joch. — Sonnt sich der Dachs in der Lichtmesswoche, geht er auf vier Wochen wieder zu Loh. — Nach Mattheis (24.) geht kein Fuchs mehr über's Eis. — An St. Mattheis trinkt die Lerche aus dem Glais. — Leuchten in der Fastnacht viel Sterne, legen die Hennen gerne.

Wenn im März der Kuckuck schreit, der Storch flappert und die wilde Gans zieht ins Land, so gibt's einen Frühling im Hochzeitssband. — Es führt St. Gertrud (17.) die Kuh zum Kraut, die Bienen zum Flug, die Pferde zum Zug. — Wenn die wilden Kraniche zeitig kommen, wird's bald Sommer. — Krähen die Hähne außer der Zeit, mach' auf Regen dich bereit!

Wenn im April die Maikäfer fliegen, bleiben die meisten im Schmutze liegen. — Singt der Fink e früh am Tag, Regen nicht lange warten mag. — Wenn die Zugvögel anrücken und bauen, ist beständiges Wetter zu scharen. — Gedeihen Schnecke und Kessel, füllen sich Speicher und Fäße. — Wenn die Lerche schön oben singt, sie uns schönes Wetter bringt. — So lange die Frösche schreien vor Georgi (23.) oder Markus (25.), so lange schreien sie darnach. — Auf St. Jürgen soll man die Kuh von der Weide schürzen. — Valerian (28.) bringt den Kuckuck ran. — Bauen im April schon Schwalben, gibt's viel Futter, Korn und Kalben.

Ein Bienenfchwarm im Mai ist wert ein Fuder Heu. — Wenn der Froschlai ch im Ponz tief im Wasser war, auf trockenen Sommer deutet das; liegt er flach oder am Ufer gar, dann wird der Sommer besonders naß. — Wenn S p i n n e n fleißig weben im Freien, läßt schönes Wetter sich prophezeien. — Wenn die Wachteln fleißig schlagen, läuten sie von Regentagen.

Ein Gewitter wird losbrechen, wenn die B r e m s e n stärker stechen. — Wenn die F o h a n n i s w ü r m c h e n glänzen, dann darfst du die Sensen. — Kommen die B i e n e n nicht heraus, dann ist's mit schönem

*) Man bewahrt den Blutegel am besten in einem Einkochglase auf, dessen Boden mit etwas Flußsand bestreut wird. Das Glas wird zu $\frac{3}{4}$ mit Wasser gefüllt und oben mit Leinwand zugebunden. Das Wasser wird nicht erneuert, sondern nur der verdunstende Teil zuweilen ergänzt.

Wetter aus. — Schrei'n und pudeln Gänf' und Enten, wird sich's Wetter zum Regen wenden. — St. Vit (15.) bringt die Fliegen mit. — Zu St. Veit haben die Vögel das Regen getan. — Wenn der Ruckuck lang' nach Johanni (24.) schreit, ruft er Mißwachs und teure Zeit. — Am Peterstag (29.), da hecht der Has', da jongt die Kuh, da legt das Huhn, da kriegt die Hausfrau viel zu tun. — Eine Elster allein ist schlechten Wetters Zeichen; doch fliegt das Elsternpaar, wird schlechtes Wetter weichen.

Sind viel Schnecken auf den Wegen, deutet's auf Gewitterregen. — Wer nicht geht mit dem Rehen, wenn Fliegen und Brennesseln stehen, muß im Winter geh'n mit dem Strohseil und fragen: Wer hat Heu feil? — Werfen die Ameisen hohe Häusen, so folgt ein harter Winter drauß, sind die Hügel spitz gebaut, so folgt ein nasser Sommer drauß.

Zieh'n die Störche zeitig fort, naht der Winter dann halb dort. — Wenn recht viel Goldkäser laufen, braucht der Wirt den Wein nicht zu kaufen. — Siehst du den Storch viel waten, kannst du auf Regen raten. Dann merk das Zeichen noch: Die Mäuse zieh'n zu Loch. — Bleiben die Störche noch nach Bartholomä, so kommt ein Winter, der tut nicht weh. — Wie der Hirsch an Megidi in die Brunst tritt, so tritt er wieder heraus.

Treffen die Strichvögel zeitig ein, wird früh und streng der Winter fein. — Scharren die Mäuse tief sich ein, wird's ein harter Winter fein, und viel härter noch, bauen die Amseln hoch. — An Mariä Geburt (8.) zieh'n die Schwaben furt. — Sind Zugvögel nach Michaelis (29.) noch hier, haben bis Weihnachten lind' Wetter wir.

Nichts kann mehr vor Raupen schützen, als wenn der Oktober erscheint mit Pfützen. — Kriechen die Eichhörnchen bald ins Nest, wird der Winter fest. — Je fetter die Vögel

und Dachse sind, desto kälter erscheint das Christuskind. — Wandert die Feldmaus nach dem Haus, bleibt der Frost nicht lange aus. — Zu St. Gall' (16.) bleibt die Kuh im Stall. — Mit Hedwig (17.) und St. Gall schweigt der Vögel ein Sang und Schall. — Nach St. Wendelin (20.) die Bienen nicht mehr zieh'n. — Ist dieser Monat kalt, so macht er für's nächste Jahr dem Raupenfraße halt. — Wenn rauh und dick des Hasen Fell, dann sorg' für Holz und Kohlen schnell.

Tummeln sich noch die Haselmäuse, ist's noch weit mit des Winters Eise. — Der Schneekönig kündet Kälte, die Goldammer in den Höfen Schnee an. — Zieht die Spinne ins Gemach, kommt gleich der Winter nach. — Hocken die Hühner in den Ecken, kommt bald der Winter mit Schrecken. — Siehst du Zippen (Singdrosseln) im Waldgehege, hat's mit der Kälte noch gute Wege. — Schwacher Balg am Wilde zeigt an des Winters Wilde. — Wenn Gänse um Martini (11.) auf dem Eise steh'n, müssen sie zu Weihnachten im Kote geh'n.

Kommen Hasen und Ammern im Dezember in die Gärten, will der Winter sich er härten. — Goldammern in den Straßen bringen Kälte über die Maßen. — Steckt die Krähe zu Weihnacht im Klee, sitzt sie um Ostern oft im Schnee. — Weihnachten mögen die Bauern Schweine schlachten.

„Wenn der geplagte Kalendermann Auch nicht das Wetter machen kann, So weiß er manche Regel doch, Nach der sich's stets gebildet noch. Doch wie das Wetter sich stellt dann, Gebt nicht die Schuld dem Kalendermann! Ging es nach ihm, er macht es so, Daß alle Menschen würden froh. Zufrieden wäre jedermann. — Wie schade, daß er das nicht kann!“

Das „Brünnel“ in Ujest

Von Wolfgang Wienzek, St. Annaberg.

(Hierzu die Abbildungen auf dem Kunstdruckblatt nach Seite 112 u. 128.)

Da saß die Fama, die alte Märchengroßmutter, am Rain zwischen Schafgarbe und Glockenblumen und erzählte uns Kindern von einer Wunderquelle in dem altherwürdigen Städtel Ujest, aus der Wunder fließen und aus der die kleinen Kinder kämen.

Ujest war seitdem die Stadt in einem Kindermärchenland, aber das Märchen war

auf der Erde, und als ich später einmal hinkam, blieb ich vier Jahre in dem Dorngerast hängen; denn Ujest ist noch eine Heckenrose, ein verträumter Winkel, wo die Stille ihre beglückende Melodie singt, sozusagen noch sieben Meilen hinter den Bergen bei den sieben Zwergen. Das Städtchen fristet ein Dornröschen-Dasein und bewahrt noch hier

und da ein Bipselchen geruhfamer Romantik. Es blüht gar manches Röschen in dem Strauchwerk der Hecken, wer aber an diesem Heckenrosenstrauch die blaue Blume sucht, der findet sie draußen hinter dem Städtel in der Feldmark. Das ist das „Brünnelkirchlein“.

Es gibt nichts Zauberhafteres als Namen. Wenn man in sie hineinhorcht, hört man die magischen Kräfte, die in einem solchen Wort dahinströmen. „Wodziezka“ nennen es die Landleute, das „Brünnel“ die Stadtmenschen.

Heimelig und unberührt ist dieses Kirchlein, hat einen Brunnen, einen echten Märchenbrunnen, und Märchenbrunnen und Wunderkirchlein gehören zusammen wie Brüderlein und Schwesterlein.

Man steht gern an dem grauverwitterten Kapellchen, welches den Born einschließt, und gibt sich der Stimmung hin, in welche das Lied der Vögel in den Bäumen und der melodische Fall der feinen Wasserstrahlen tönen, daß es uns so leicht wird, längst vergangenen Zeiten nachzuspüren. Der Wasserstrahl ist so silbern und abwechselnd klingend, als sei er Märchenmund, der feierlich und bis ins Kleinste deutlich die Bilder alter Tage vor Auge und Ohr zaubert.

Die Verehrung der Brunnen und Quellen geht als uralter Gottesdienst durch die Geschichte der Völker. Ein göttliches Geheimnis umgab den Born, aus dem das Wasser quoll, geheimnisreich war die Stätte, weil sie auch der Eingang zur Unterwelt schien. Darum glaubte man hier ein göttliches Wesen wohnend, nicht eine große Gottheit, aber einen ihrer Ausflüsse, wie sie den Menschen zum Heil und zur Hilfe sich in persönlicher Gestalt an vielen Orten offenbarten. Diese Quellgeister sind meist weiblichen Geschlechts, entsprechend den nährenden, heilenden Eigenschaften des Wassers. Von ihnen ging Fruchtbarkeit aus über Menschen, Tiere und Pflanzen; bei ihnen suchten die Menschen Reinigung von den Gebrechen des Leibes; zu ihnen, den Geheimnisvollen, gingen die Gläubigen, um Rat über die Rätsel des Daseins zu erhalten.

Göttliche Frauen belebten die im Dunkel der Wälder sprudelnden Quellen. In Legende und Volksfage leben sie noch heute fort. Eine Sage raunt: Wenn im Frühling die Mutter Erde aus ihrem Winterschlaf zu neuem Leben erwachte, dann entstieg unserer Quelle, die in einem heiligen Hain verborgen lag, eine Göttin. Sie fuhr dann in einem goldenen Wagen durch unsere Lande. Im Herbst, wenn die Göttin des Verkehrs mit den Sterblichen genug hatte, kehrte sie zur Quelle zurück, um sich vom Erdenstaub zu reinigen und dann in der Erde zu verschwinden. Gerade solcher Gestalten bemächtigte sich

die Phantasie des Volkes mit besonderer Vorliebe.

Einige Sagen erzählen von einer weißen Frau, die an der Quelle erschien und hier ihr Blumen wusch. Man bezeichnete sie als eine erlösungsbedürftige Frau.

Mit der göttlichen Belebung der Quelle hängt ihre lebenspendende Kraft zusammen. Das Wasser, das aus der Erde quillt, enthält die Keime der Menschen; die neugeborenen Kinder werden aus ihr geholt.

Man vergesse ja nicht, daß diese Gegend Deutsche kolonisierten. Ihnen ist der Brunnen eines der Tore zum Märchenlande, zum weiten, blütenbunten Garten der Frau Holle, der Holden, die unten auf dem Grunde sitzt und die Kindlein aus ihrem Garten heraufbringt, wenn sie zur Welt kommen sollen. Der Brunnen als geheimnisvoller Quell der reichen Gottesgabe ein Bild des Lebensquells! Wie sinnig ist das!

Wir selbst können den Zauber aufs neue erleben, wenn wir diesem Quell lauschen. Raunt und klingt es da nicht manchmal so geheimnisvoll, als wären es ferne, leise Glockenklänge aus dem unterirdischen Reich der Wassergeister oder irgend eines Märchens, das unser Träumen sich schafft?

Und an den Sonnenwendtagen zog man aus, um die Quelle zu bekränzen und sich mit Lied und Tanz zu belustigen.

*

Aus äußeren und inneren Gründen mußte die mittelalterliche Kirche sich den einmal entstandenen Gewohnheiten und Anschauungen anpassen, um als gute Erzieherin das Gemütsleben zu gewinnen und zu halten. Die alte Quellenverehrung wurde, da sie tief im Gemüt der umwohnenden Bevölkerung festsaß, in christliches Gewand gekleidet, dem kirchlichen Leben dienstbar gemacht.

Das Volk, gewohnt an den ehemaligen Naturdienst, hat auch nach der Bekehrung für diese Orte eine verzähnte Ehrfurcht bewahrt. Darum suchte die Kirche diese Sympathie für ihren Glauben zu benutzen. Bei der Quelle, die das Heidentum als göttlich verehrte, erbaute der christliche Missionar seine Kapelle, sein Kirchlein. Noch heute spricht man, besonders in katholischen Berggegenden, von „Heidenbrünnlein“.

Es gibt auch bei uns noch eine Reihe solcher Brunnenkapellen, und es liegt die Vermutung nahe, daß ihre Zahl einst bedeutend größer gewesen ist. Ein solches Heidenbrünnlein ist unsere Quelle.

Die hölzerne Kapelle, die ein Vikar um die Mitte des siebzehnten Jahrhunderts über dem Brunnen wölbte, war sicher nur eine Erneuerung, wie dann aus Not und Heimatstolz in den Jahren 1858—62 das schöne Kirchlein entstand, das da heute betet.

Maria, die Himmelsmutter, thront als Schützerin des Brunnchens in christlicher Zeit.
„Maria durch den Wald herging,
Kein Quellschen war ihr zu gering.
Sie sprach im Weitererschreiten:
Nun kommt in uns're arme Zeit,
Der uns von allem Durst befreit,
Der Quell der Ewigkeiten.“

Zart sind die Legenden, die sich an das Brunnlein knüpfen, reich ist das Rankenwerk frommer Poesie. Viele Geschichten sind darum gewoben, uralte Begebenheiten, verklärt von der Romantik der Vergangenheit, lebendig erhalten von dem gläubigen Kinderstern der Menschen.

Die Mutter Maria wohnt jetzt an dem Brunnchen. Mitten zwischen wogenden Aehrenfeldern steht ihr schönes Haus. Vögel streuen silbernen Niederregen darüber aus. Schmetterlinge schaukeln im sommerbunten Reigen daran vorbei.

Die Menschen haben es gut, herzensgut gemeint; denn hier auf dem blumenbunten Platz wohnt es sich unvergleichlich schön.

Frau Einsamkeit hat mit goldenen Fäden einen Schleier gewoben und ihn über die Fluren ausgespannt. Und am Sockel des Kirchleins hat sich dann Frau Einsamkeit in ihrem feingespinnenen Goldschleier schlafen gelegt.

Vor dem Kirchlein knien fromme Marienblümlein, die lächeln so selig, daß ein Licht davon ausgeht über das ganze Kirchlein. Und Glockenblumen läuten Tag und Nacht mit ihren Glöckchen.

In dem Brunnenkapellchen aber, das abseits kniet, erzählt das murmelnde Wässerschen zarte Legenden von der „Quelle aller Gnaden“, von Maria.

Man sieht, daß Maria gar nicht so einsam und verlassen ist. Zu den treuesten Verehrerinnen Marias aber gehören die Glocken der Stadtkirche. Sie bieten ihr traulich den ersten und letzten Gruß des Tages.

Auch unter den Menschen hat die Gnadenvolle liebe Bekannte. Zu ihr zieht es die Landleute, wenn sie zum Einkauf in die Stadt kommen. Für Maria und ihr Brunnlein haben sie immer noch einige Minuten Zeit.

Oft singt die Landstraße. Die auf ihr ziehen, gehen die Wege der Sehnsucht, zu Maria. Lauter graues Landvolk. Einfache, tief zersurchte Männergesichter, Bauernfrauen, die ihre Schuhe meist zusammengeköpelt über der Schulter tragen. Sie singen alte, sehr alte, sonderbar melodische Gefänge. Aus der offenen Feldflur kommt frischer Wind über die Menge und läßt die roten, grünen, gelben Kopftücher der Frauen lustig flattern. Und der blaue Himmel singt auch, weiß, grün, blau, die seligen Farben des Himmels.

Ein Feiertag ganz eigener Art ist für Maria der Brunnlablaß. Noch steht der Mond im Blauen, die ersten Hähne krähen, da ziehen sie aus den Dörfern hin zu Maria. Schon eine Stunde früheren Aufstehens verwandelt die Welt. Die Menschen kommen von nah und fern, schweren Schrittes, langsam und bedächtig die Bauern. Der Morgen ist klar und blank und voll Sonnenschein und Verchentriller.

Die Landstraßen singen und klingen, die Glocken beiern und hammeln durch die Frühe, Räder donnern über das Pflaster. Vom Kirchlein winken bunte Fahnenwimpel über die wogenden Kornfelder hin.

Die Gläubigen, am Ziele ihrer Wanderschaft, gehen erst zum Brunnlein, verweilen hier, um zu beten, sich zu sammeln, um dann, ganz gereinigt, ganz würdig vor Maria zu treten. Sie sind sich noch der Besonderheit des Ortes bewußt.

Die müden Augen füllen sich mit Tränen. Schluchzen freudiger Erregung, angespannter Hoffnung, demütiger Dankbarkeit erschüttert die verstaubten knienden Menschen.

Und tränende Kerzen flackern in dem Seitenkapellchen der schwarzen Mutter Gottes. Ein bräunlich-schwarzes Antlitz mit orientalisch traurigen, unendlich guten Augen blickt in die freudestrahlenden Gesichter der Frommen. Nicht fremd, aber wie Erinnerung an längst entschwundene Zeiten, wirkt das tiefe Dunkel des Marienantlitzes. In dem Kirchlein aber ist Maria ein Kind unseres Landes, das wir uns mit frischer Gesichtsfarbe, unsere Sprache sprechend, denken. Sie ist nicht braun gebrannt von der arabischen Sonne. Sie hat die goldblonde Farbe, die gleichen Zöpfe wie unsere Mädchen. Wir sehen sie von uns aus, sehen sie auf unserem Boden gewachsen. Sie geht zu Elisabeth, die zum erstenmal ausruft: „Gebenedeit ist die Frucht deines Leibes!“ Aber sie geht auf unseren Wegen. Bei der hl. Handlung brandet der Volksgefang auf. In Andacht stehen die Menschen, knien die Bauerngreife mit ihren Gesichtern wie aus geborstem Holz, zitternd im letzten Lebensflämmchen. Kommen die Menschen heraus, so tragen sie einen Gotteshauch mit sich in die Felder und schauen mit blanken Augen in die kommenden Werkeltage.

Wenn jetzt auf dem freien Platz vor dem Brunnenkirchlein, wo die großen Marktzelte aufgespannt sind und Stand um Stand seine Waren anbietet, Rosenkränze, Kreuzfige, Gebetbücher, Flaschen für das Wasser des Brunnleins, ein buntes Gewimmel von Menschen in allerlei Trachten sich hin- und herbewegt, wenn jetzt der Klang der Glocken über das Stimmengewirr der Käufer und Verkäufer schwimmt, dann scheint die Zeit

Jahrhunderte still gestanden zu haben und die Sonne über einem mittelalterlichen Tag zu leuchten.

Am Abend erzählt das Brünnelein von verwehten Liebern und Tränen. An einem solchen Abend fällt mein Blick auf ein Bauernmädchen, das noch in der kleinen Kapelle vor dem schwarzen Muttergottesbilde kniet. Das Mädchen, halb noch Kind, trägt farbigen Sonntagsstaat und hat nach Art der oberschlesischen Bäuerinnen ein weißes kleines Kopftuch umgebunden. Sein Gesicht ist unendlich zart und von einer Milde und von einer Schönheit, die unsagbar sind. Es schaut in eine Ferne, die sich in sich selbst weitet. Ein Warten, eine Sehnsucht hüllt es ein, ein Warten auf ein großes Kommen, auf ein Wunder. Dieser Glaube auf der Stirn, diese Treue um den geschlossenen Mund, dieser Kreis von Ruhe um das Mädchen wird mir immer das Erlebnis dieses Augenblicks bewahren.

Es ist noch immer das alte Itebe Brünnelein der Vorzeit, wohin das Volk wallfahrtet, und wo es seine Gesundheit schöpft bis auf den heutigen Tag. Aber Maria säumt, Maria träumt, holt jetzt Wasser am Brunnen. „Bon nun an werden mich selig preisen alle Geschlechter der Erde“. „Ich sah die Schöne wie eine Taube sich erheben über die Gewässer, wie Frühlingswonne umgaben sie Rosenblüten und Lilien der Täler“ betet die Kirche im Tagesbrevier.

*

Man spricht so viel von Synkretismus im Katholizismus, von Entlehnung gewisser Anschauungen, von Vermischung entlehnten Gutes aus dem Heidentum. Aber gemacht! Warum denn immer „Entlehnung“, wenn es die Stimme der Menschheit ist, die in diesen Anschauungen ihren natürlichen Ausdruck findet! Hat denn nicht auch dadurch das kath. Christentum sich als die wahre Religion erwiesen, daß es die Erfüllung alles dessen brachte, was religiöses Sehnen der Menschheit verlangte, und ist nicht Katholizismus seinem Wesen und seiner Wortbedeutung nach das freudige Ja-sagen zu allem, was wahr und tief und edel und gut und schön ist? Es liegt im Begriff und Wesen des Katholizismus, daß er wie alle Zeiten, alle Menschen, alle Völker, so auch alle Wahrheit, alle Güte und alle Schönheit zu einer Einheit umfaßt, daß er alles Natürliche, alles natürlich Wahre und Gute emporhebend in die Sphäre des Uebernatürlichen, zusammenfaßt in der Einheit von Natur und Uebernatur. Wenn nicht in der Natur der Keim zur Uebernatur steckt, wenn alles Natürliche

an sich falsch und schlecht, unfähig der Veredelung und Durchgeistigung wäre, wenn nicht alles Natürliche den Drang und die Sehnsucht nach Erfüllung, Befreiung und Veredelung hätte, wenn nicht alles Natürliche auf ein Uebernatürliches hingeeordnet wäre, dann wäre diese Harmonie des Katholizismus unmöglich und undenkbar.

Wenn die Quelle an sich etwas durchaus und schlechthin Profanes wäre, wenn in ihr, im Wasser, nicht schon der Keim zur Erhebung in den Bereich des Uebernatürlichen läge, dann wäre ein Hineinbeziehen in die Späre des Heiligen, des Religiösen unmöglich und undenkbar. Aber „der Geist Gottes schwebte über den Wassern“. Christus ließ sich im Jordan taufen. Mit „heiligem Wasser“, mit Weihwasser, benetzen wir im Kreuzzeichen Stirn und Brust, Schulter und Schulter, wenn wir die Kirche betreten, benetzen uns mit dem Urelement, dem Rätselhaften, das Sinnbild und Mittel des uebernatürlichen Lebenselementes, der Gnade, ist. Wir nezen Stirn und Brust und Schulter, das heißt unser ganzes Wesen, mit dem reinen und reinmachenden Wasser, auf daß unsere Seele lauter werde. Ist das nicht schön, wie in diesem Brauch sich zusammenfinden die entsündigte Natur und die Gnade und der nach Reinheit verlangende Mensch, zusammen im Zeichen des Kreuzes? Nur der versteht den Katholizismus, sein Wesen und seine Aeußerungen, der diese Harmonie von Natur und Uebernatur, dieses gegenseitige Bedingte, dieses gegenseitige Sichfordern beider bedenkt. Wir müssen darum wieder lernen, über das Hohe und Heilige, über das Uebernatürliche auch einmal natürlich zu denken; denn im natürlichen Denken legen wir die Grundlage auch zu uebernatürlichem Denken des Glaubens.

Ein Stück Altertum und Mittelalter ragt hier in unsere Zeit hinein. Aber das seltsam Reizende ist, daß es nicht unorganisch gebildet erscheint. Wie überaus fein weiß die kath. Kirche dem Denken und Fühlen der Menschen gerecht zu werden, und wie meisterhaft versteht sie es, den heimatlichen Anschauungskreis in den Dienst der Religion zu stellen!

Schön und poetisch ist diese katholische Schöpfung an der stimmungsvollen Quelle, die das Denken und Sinnen unserer Vorfahren so stark beschäftigte. Nur müßte auch die Kunst mit ihren Händen das Schöne aus dem reichen Vorn der Sage und Legende heben und künstlerisch verklären.

Ujst, die stille Heckenrose, würde dann erwachen.





Carl Maria v. Weber.
(S. 113.)



Carl Maria von Weber in Oberschlesien

Von Dr. Emil Marx.

Südöstlich von Ramlau, etwa 80 Kilometer von Breslau entfernt, liegt in der Tiefe dunkler Forsten weltabgeschlossen das Städtchen Carlsruhe in Oberschlesien. Ein rosenumranktes Schloß, ein verträumter Park mit winzigen Nachbildungen antiker Tempel und Statuen, mit stillen Teichen, lauschigen Gängen, zwei Kirchen und der Wohnraum für dreitausend Einwohner, das ist ungefähr alles. Nicht zu vergessen die sogenannten Kavaliershäuser, entzückende Giebelhäuschen, die den Schloßplatz umsäumen. Traumhaft friedliche Stille lagert über dem Ganzen. In der Gegenwart hat Carlsruhe einen gewissen Ruhm als Badeort erworben, aber die frühere Unversehrtheit hat es nicht eingebüßt. Carlsruhe ist ein Idyll, das sich aus verklungenen Tagen in das rauchende Gert herübergerettet hat. Seitdem der Ort im Jahre 1750 vom Herzog Erdmann von Württemberg gegründet wurde, hat sich an ihm nur wenig verändert. Hier hat Carl Maria v. Weber, der Schöpfer des unsterblichen „Freischütz“, die glücklichste Spanne seines Daseins verlebt.

Es ist ein eigenartiges Schicksal, das den jungen Komponisten von einer unstäten Wanderschaft, die ihn so ziemlich durch alle Gaue Deutschlands führte, nach dem fernen Oberschlesien verschlug, um ihm hier eine Zeit der Ruhe und Reise zu gönnen. Wir können es getrost sagen, ohne Carlsruhe wäre der „Freischütz“ nie geboren worden, wäre die deutsche romantische Oper um das kostbarste Stück ihrer Entwicklungsreihe ärmer.

Im Jahre 1804 fand Weber, der übrigens niemals adelig gewesen ist, sondern einem alemannischen Bauerngeschlecht entstammt, wie der Stadtarchivar von Freiburg im Breisgau, Dr. Friedrich Hefele, kürzlich überzeugend nachwies, im Jahre 1804 also fand Weber seine erste Anstellung als Kapellmeister am Stadttheater zu Breslau. Noch heute erinnert eine Tafel an dem Gebäude Ecke Ohlauer- und Taschenstraße, an der sogenannten Kalten Wsche, dem ehemaligen Stadttheater, an seine Breslauer Tätigkeit. Voll kühner Pläne ergriff der achtzehnjährige Jüngling den Dirigentenstab, aber er zeigte sich der Fähigkeit widriger Umstände nicht gewachsen. Seine Reformpläne im Orchester, sein stürmisches Draufgängertum entfachten heftigen Widerstand. Besondere Gegnerschaft erwuchs ihm durch den ersten Geiger, Robert Schnabel, den späteren Domkapellmeister. Dieser fühlte sich von dem jugendlichen Kapellmeister zurückgedrängt und gab verbittert

seine Stellung auf. Das Publikum vermochte Weber nicht reiflos für sich zu gewinnen. Dauernd befand er sich in Geldnöten, da er seinen alten Vater und eine Tante, die ihm nach Breslau gefolgt waren, unterhalten mußte. Es folgten andere Mißhelligkeiten. Ein Unglücksfall, er trank versehentlich Salzsäure statt Wein, führte ihn hart am Grabesrande vorbei, beraubte ihn für immer seiner schönen Singstimme und warf ihn für längere Zeit auf das Krankenlager. Inzwischen wurde heftig gegen ihn intrigiert. Als er genesen, merkte er, daß seine Stellung untergraben war. In leidenschaftlicher Gefühlsaufwallung warf er seinem Direktor die Kündigung vor die Füße. Sie wurde sofort angenommen.

Nun stand Weber als Bettler auf der Straße. Es war im kalten Frühherbst 1805. In starrem Troß wollte er in Breslau bleiben und, wie er sagt, mit Musik hausieren gehen. Er trug sich mit dem Plan, seinen Unterhalt durch Erteilen von Musikunterricht zu bestreiten. Da wird ihm ein Glück zuteil, das er sich niemals erträumt hätte. Eine Hofdame des Herzogs von Württemberg, Ali von Belonde, hat seine große Kunst kennen und schätzen gelernt. Mit echt fraulichem Instinkt fühlt sie, daß es einen Großen im Reiche der Töne zu retten gilt. Auf ihre Fürsprache hin ist der Herzog sogleich bereit, dem jungen Musiker zu helfen. Zunächst verleiht er Weber den erbetenen Titel eines Musikintendanten, der ihm in seinem Fortkommen behilflich sein soll. Die Aussicht auf Verdienst wird jedoch immer geringer, da die Not der Zeit auch die begüterten Familien Breslaus zur Sparsamkeit zwingt. Der Krieg von 1806 wirft seine Schatten voraus. Als die Not den jungen Künstler, dessen zierliche Gestalt und die Blässe des Gesichtes die erlittenen Entbehrungen verraten, immer mehr bedrängen, entschließt sich der Herzog zu einem hochherzigen Schritt. Er bietet Weber für unbegrenzte Zeit eine Freistelle in seinem Sommerst Carlsruhe an. Auch seinen Anhang darf er mitnehmen.

Weber griff mit beiden Händen zu und kam mit leichtem Gepäck, darunter einer halbvollen Oper „Rübezahl“ in Carlsruhe an. Es begann für ihn eine herrliche Zeit. Sie war, wie er später mit Wehmut oft bemerkte, die schönste seines Lebens. Aller Sorge um das tägliche Leben war er überhoben. In einem der erwähnten Kavaliershäuser einquartiert, das Haus ziert heute eine Tafel, war Weber täglicher Gast am her-

zoglichen Hof und im übrigen Herr seiner Zeit. Zum ersten Mal in seinem Leben konnte er sich unbehindert seiner geliebten Musik widmen, während sein Vater im Gasthof „Meinungen“, der heut als Hotel „Meinungen“ noch da steht, wie einst, mit den Honoratioren des Städtchens den Faden kluger Vierbankpolitik spann. Wer die Namen aller ehrenfesten Männer wissen will, die mit den beiden Weber im Verkehr standen, der lese sie auf den Grabsteintafeln auf dem idyllischen Friedhof. Da stehen Namen wie der des wackeren Rektors Fohmann, der oft unter Webers Taktstock musizierte, oder der des Forstmeisters von Friesen, mit dem Weber oft durch die Wälder streifte, und manche andere.

Herzog Eugen von Württemberg hatte seine kleine Residenz Karlsruhe zu einer Pflegestätte trefflicher Kunst ausgestaltet. Ein Theater, dessen Bühnenraum demjenigen des Breslauer Theaters an Größe nichts nachgab, gewährte jedem, der einen anständigen Rock trug, freien Eintritt zu den ausgewählten Vorstellungen. Ein sorgfältig zusammengestelltes Orchester gab regelmäßig gute Konzerte. Am Hof selbst wurde eifrig musiziert. Hier wurden auch Webers Tonschöpfungen aufgeführt. Sie entstanden in rascher Folge. Was aber für ihn und seine künstlerische Entwicklung von der allergrößten Bedeutung war, er konnte sich nach Herzenslust in der freien Natur ergehen, er schweifte durch die Wälder, durch die Auen leichten Sinns, und er konnte den Zauber des deutschen Waldes auf seine romantische Seele wirken lassen und ihm das Geheimnis seines Wesens entlocken. Als zum Hofe gehörig, durfte er an den großen Jagden teilnehmen und beteiligte sich in ausgelassener Fröhlichkeit an den darauf folgenden ländlichen Festen, alles Bausteine für seine künftige Oper „Der Freischütz“. Der Klang der Hörner mochte ihm manches Motto für seine Komposition geben, die Töne seiner größten Schöpfung summten schon damals unbewußt in ihm, wie einst dem jungen Goethe sein größtes Werk, der Faust. Der Verkehr mit dem nicht allzu fernen Breslau wurde eifrig gepflegt, ja selbst manche Schuldsumme, die dort noch aus bösen Tagen der Erledigung harrete, getilgt.

Wir gehen nicht fehl in der Annahme, daß Weber seiner Wohltäterin Vikt von Belonde ein Herz voll Dankbarkeit für all das Beglückende entgegenbrachte. Sie war eine vorzügliche Klavierspielerin und wird manche Stunde mit ihrem Schützling musiziert haben. Aber es ist dichterische Freiheit, wenn ich in meinem Weberroman „Der Weg in den Morgen“ erzähle, daß aus diesem Zusammensein die Liebe aufkeimte. Von seiner schwärmerischen Art, die ihn in Breslau manche Liebeleit

anknüpfen ließ, war er jetzt gründlich geheilt. Sein Sinnen und Schaffen galt einzig der Kunst.

Die Schöpfungen Webers aus seiner Carlsruher Zeit sind zwei Symphonien, ein Konzert für ein Horn und die Variationen über „Vien qua, Dorina bella“. Ihre Zahl bei dem verhältnismäßig kurzen Aufenthalt beweist, welche erstauunliche Produktionskraft sich auf dem Boden wirtschaftlicher Unabhängigkeit entfalten konnte. Ueber ihren Wert urteilt sein Biograph, sein Sohn Max Maria von Weber, also: „Den Stil, in dem die Kompositionen geschrieben sind, verdanken sie unbestreitbar den Verhältnissen, denn er paßt sich durchaus nicht dem Fortgang der Entwicklung von Webers Talent an, und sie bilden eine Epoche.“ Also eine sprunghaft anschwellende Schöpfungskraft. Die Variationen nennt Max Weber „süß“ und seinem Vater „ganz eigentümlich“. Gerade mit den Variationen erzielte Weber später, als er Geld verdienen und seine wirtschaftlichen Verhältnisse aufbessern wollte, große Erfolge. Auf seiner großen Kunstreise im Jahre 1829 spielte er sie bei einem Konzert im königlichen Schlosse zu Kopenhagen und trug reichen klingenden Lohn davon. Die beiden Symphonien bildeten ebenfalls einen festen Bestandteil seiner späteren Vortragsreisen und halfen seinen Ruf als Musiker begründen. Wir sehen, wie auch in dieser Hinsicht sein Aufenthalt in Karlsruhe bestimmend für sein Leben wurde. Auch auf den alten Vater, den unsteten fahrenden Gesellen, dessen wichtigstes Moment in seinem Leben der Glaube an die Künstlerkraft seines Sohnes ist, fiel ein Abglanz von der Sonne des Glückes, die Weber in Karlsruhe erstrahlte.

Leider sollte sie ihm dort nicht allzu lange leuchten. Die Unglückstage von Jena und Auerstädt kamen. Der kunstsinige Herzog ging als Kommandeur eines Husarenregiments an die Front. Die Herzogin, von der gleichen Liebe zur Kunst entflammt wie ihr Gatte, ließ zunächst den Theater- und Orchesterbetrieb unangestastet. Voll trüber Ahnung verfolgte Weber die weitere Entwicklung der Dinge. Er ahnte, daß die Stunde des Scheidens bald schlug. Als Napoleon immer weiter gen Osten vorrückte, woran der Herzog, der inzwischen Führer einer Armee geworden war, durch den Verlust der Schlacht von Halle einen wesentlichen Teil der Schuld trug, löste die Herzogin im Februar 1807 den Hofstaat auf. Der edle Herzog fand trotz seines persönlichen Mißgeschicks noch Zeit, für seinen Schützling zu sorgen. Er erwirkte ihm bei seinem Bruder, dem Herzog Ludwig, in Stuttgart die Stelle eines Privatsekretärs und befreite ihn so wenigstens von der Sorge um das tägliche Brot.

Der Tag des Abschieds war gekommen. Mit bitterem Leid im Herzen schied Weber von seinem geliebten Karlsruhe. Kurz nur hatte der Aufenthalt gedauert. Er war jedoch, wie wir gesehen, von größter Bedeutung für ihn. Die Erinnerung daran ist in Karlsruhe und in Schlesien nicht allzu wach. Das ist zu bedauern, denn wir können mit Stolz von Weber sagen: „Er war unser!“

Wäre es nicht an der Zeit, für ihre Wiedererweckung zu sorgen? Wenn diese Anregung in irgendeiner Form, etwa durch Gründung eines Webermuseums oder durch Abhaltung periodisch wiederkehrender Weberkonzerte, verwirklicht werden könnte, dann wäre der Zweck dieser Niederschrift in vollkommener Weise erreicht.



Haus beim Schloß Karlsruhe OS., jet. von Angehörigen C. M. v. Webers bewohnt, heute umgebaut.
(Nach einem Holzschnitt v. Traude Nagel, Habelschwerdt.)

Der Spuk im Schlosse von Slawenitz

Erzählt von Artur Schiller.

In der Gleiwitzer Promenade, an der früheren „Wiener Wache“ oder „Wilden Aodnitz“, befindet sich ein künstlerischer Hügel, der zu Ehren des Gymnasial-Professors Deventer „Deventer-Rogel“ benannt wird. Der alte, mit rauhem Sprachorgan begabte, aber äußerst gutmütige Herr war Vorsitzender des „Glaser Gebirgsvereins“, Ortsgruppe Gleiwitz, die er durch seine unübersteigliche Werbetätigkeit zu vielen Hunderten Mitgliedern gebracht hatte, obwohl doch dem Hüttenrevier der Beskidenverein wesentlich nähergelegen hätte. Als ich nun schon an vier Jahre lang mit ihm fast jeden Abend in Hermanns Bierpalast in der Pfarrstraße zum Unterabendschoppen in der B.-B.-B. (= Hermannschen Bierbruderschaft) zusammengeseßen hatte, richtete er eines Abends plötzlich auf mich einen langen, verstärkten Blick und rief dann mit Stentorstimme: „Hören Sie, Sie sind noch nicht Mitglied vom Glaser Gebirgsverein!“ Ich gab dies ruhig zu. „Warum nicht?“ „Weil Sie mich niedrigen Sterblichen immer übersehen haben.“ „Na, da werden Sie es aber doch sofort werden?“ Ich sagte, ich hätte mir vorgenommen, wenn Herr Professor mich werbe, widerspruchslos Mitglied zu werden, aber unter der Bedingung, daß er Mitglied des — in Temesvár sitzenden — Südbungarischen Karpathenvereins werde, für den ich mich interessierte. „Ja, ich habe für den doch aber gar kein Interesse!“ „Und ich habe für den Glaser keins.“ (Uebrigens habe ich mich in diesem Punkte inzwischen gebessert.) Also ich wurde Mitglied. Ebenso bin ich auch einmal Mitglied des — Justinus-Kerner-Vereins gewesen. In Myslowitz lebte ein Herr J. e., der ein noch gefährlicherer Agitator war. Seiner Lebenswürdigkeit gegenüber war man einfach hilflos. Die Sektion Oberschlesien dieses Dichtervereins zählte, wenn ich nicht irre, 600 Mann und war die größte in Deutschland, dreimal so groß als der Hauptverein in dem weibertreuen Weinsberg. Es kostete jährlich 3 Mark, und da habe ich mir nicht erst lange den Kopf zerbrochen, warum ich ein Anhänger des Dichters Kerner geworden sein sollte, von dem ich hauptsächlich nur wußte, daß er das schöne Gedicht „Wohlauf, noch getrunken den funkelnden Wein!“ gemacht hatte, das in Robert Schumanns Vertonung eine Perle der deutschen Liederkunst ist. Jetzt nach langem Nachdenken bin ich aber dahinter gekommen: Kerner hat in seiner „Seherin von Prevorst“ Oberschlesien, von dem man damals im „Reiche“ nur wußte,

daß es dicht neben Russisch-Polen liege, und besonders unser liebliches Walddöhl Slawenitz berühmt gemacht, indem er von dem dortigen alten Schlosse eine wirkliche Gespenstergeschichte als Beweis für seine Theorie erzählt. Ich habe vor allem „Gebrüchten“ eine ungeheurere Hochachtung. Die „Seherin“ ist gedruckt, also enthalte ich mich über dieses klassische Stück jeder Kritik. Wer so stark im Glauben ist, wie der Dr. med. und Dichter Kerner, dem kann ich nicht helfen.

Die Heldin der Kerner'schen Schrift, Frau Friederike Hauffe, war 1801 in dem Dorfe Prevorst in Württemberg geboren. Kränklich und schwächlich infolge von Entbindungen, war sie stark hysterisch geworden. Kerner nahm sie zur Pflege in sein Haus auf, wo sie auch starb. Ihre somnambulen Auslassungen wurden von ihm peinlich genau beobachtet. Er baute darauf seine Anschauungen und sein System der überirdischen Dinge auf.

Der Hohenlohe'sche Hofrat August Hahn hat unter dem 19. November 1808 einen Beitrag zur Geisterlehre geschrieben, den er 1828 an Kerner zum Abdruck in seiner „Seherin“ einbandte. Wir geben ihn hier, wesentlich verkürzt, zu Nutz und Frommen aller werten Leser wieder.

Der Fürst zu Hohenlohe-Neuenstein-Ingelfingen war 1806 Gouverneur von Breslau. Er begab sich nach der preussischen Niederlage nach seinen Stammgütern und besaß seinem Hofrat Hahn, nach Slawenitz (Kerner schreibt Slawensitz) zu reisen und dort die Rückkehr des Fürsten abzuwarten. Hahn trat am 19. November 1806 die Reise nach Oberschlesien an. Er nahm einen Korrett Karl Kern, seinen Jugendfreund, zur Gesellschaft mit, der von den Franzosen gefangen, aber auf Ehrenwort entlassen worden war. Beide Männer wohnten in dem alten Schlosse, das wenige Jahre darauf infolge Blitzschlages abbrannte, und zwar in einem und demselben Zimmer. Die langen Winterabende verkürzten sie sich durch Lesen. Am dritten Abend stürzten sie kleine Kalkbrocken, die von der Decke herabfielen. Sie schrieben dies aber dem Zustande des alten Gebäudes zu und gingen ruhig schlafen. Am nächsten Abend fielen wieder Kalkstücke. Es war aber so, als wenn sie geworfen würden. Einige davon trafen Hahn. Gleichzeitig ließ sich ein Getöse, wie ferner Kanonendonner vernehmen. Sie schrieben auch dies natürlichen Ursachen zu und gingen zu Bett, konnten aber nicht einschlafen. Kern beschuldigte Hahn, er puffe mit den Füßen unten an

Bett, um solche Töne zu erzeugen. Er stellte sich mit Nicht vor sein Bett, die Töne dauerten aber fort.

An den folgenden Abenden kam noch ein anderes Getöse hinzu, was wie Trommelwirbel klang. Die Schlossverwalterin Antietzel und ihr Sohn wurden geholt und die darüber und darunter liegenden Räume besichtigt. Hahn meinte nun spöttisch, es spuke gewiß. Darauf vernahm man bei brennendem Licht ein Schlürsen von Pantoffeln auf der Erde. Die mutigen Freunde wurden trotzdem noch nicht unruhig. An den nächsten Abenden wurde aber die Sache gar zu arg. Es wurden allerhand Gegenstände, die im Zimmer lagen, umhergeworfen, wie Messer, Gabeln, Bürsten, Mützen, Vorlegeschlösser, Trichter, Seife. Ja, Leuchter flogen aus einer Ecke in die andere. Auch große Kalkstücke fielen herab. Es wurden mehrere Bediente als Zeugen herbeigerufen. Gegen Morgen wurde es stets ruhig, mitunter auch schon um 1 Uhr nachts. Eines Abends wollte Kern in die neben ihrer Stube belegene Kammer gehen, die eine Holzwand hatte, als ein plötzliches starkes Geräusch ihn zurückschreckte. Ein großes Stück Holz, das neben der Bretterwand lag, hatte anscheinend den Lärm veranlaßt.

Nachdem diese Vorkommnisse etwa drei Wochen gedauert hatten, entschlossen sich die beiden Leidensgefährten, in das obere große Eckzimmer umzuziehen, um endlich einmal ruhig schlafen zu können. Aber auch hierher folgte ihnen das Getöse. Kern erblickte einmal, als er beim Entkleiden vor den Spiegel trat, vor sich eine weiße weibliche Figur, worüber er nun doch heftig erschrak. Hahn ging auf den Spiegel zu und forderte den Geist auf, sich ihm doch auch zu zeigen. Aber der Spuk kehrte nicht wieder. Als sie sich früh morgens 4 Uhr daraufhin in ihr früheres Zimmer zurück begaben, ging zuerst die unverschlossene Tür nicht auf, mit einem Male aber ganz leicht. Dies alles hatte nun schon einen Monat gedauert, und es war ein allgemeines Gerede im Orte geworden. Zwei anlässlich der Belagerung von Cosel als Einquartierung eintreffende bayerische Offiziere, Rittmeister von Cornet und sein Leutnant v. Magerle, wollten hinter den unbegreiflichen Unfug kommen. Magerle wurde auf sein Verlangen zuerst allein in dem Spukzimmer belassen. Bald darauf hörte man ihn laut schelten und mit seinem Säbel auf Tische und Stühle schlagen. Er erzählte, das verfluchte Ding habe ihn mit Kalk beworfen, er habe aber keine Person entdecken können.

Die vier Personen brachten nun den Abend in dem Zimmer zu. Die beiden Bayern betrachteten ihre beiden Quartiergeber dabei genau, da sie vermuteten, daß diese die Ur-

heber seien. Sie saßen alle ruhig da. Auf einmal erhob sich die Lichtpukschere und fiel hinter v. Magerle zu Boden. Eine Bleikugel kam durch die Luft und traf Hahn auf der Brust. Da krachte es an der Glastür, als wenn jemand mit der Faust durchführe. Als man sofort ausrang und nachsah, war die Glastür unverletzt, ein zertrümmertes Bierglas lag aber auf der Erde.

Auch der Buchhalter Dörfel war manchmal Zeuge. Der Oberförster Radezensky brachte in dem Zimmer einmal eine Nacht zu. Der Kobold ließ auch ihm keine Ruhe und bombardierte ihn und sein Bett mit Kalk und verschiedenen Stubengeräten. Hahn mußte einst eine Reise nach Breslau unternehmen. Kern hatte, um nicht allein schlafen zu müssen, den als etwas einsältig verschrienen Vurschen des Hahn, Johann Resch, in der Nebenkammer untergebracht. Beide saßen, daß der auf dem Tische stehende Bierkrug sich erhob und ein Glas halb voll goß. Da erhob sich auch das Glas und Resch schrie schauernd: „Herr Jesus, es schluckt!“

Demnächst kam einmal abends der Hütteninspektor Knetisch aus Roschentin zum Besuch und brachte mit Kern und Hahn eine Nacht in dem Gespensterzimmer zu. Da war des Wersens mit Kalk kein Ende. Zwei Servietten erhoben sich vom Tisch, breiteten sich aber langsam aus und legten sich dann wieder auf den Tisch herab. Ein porzellanener Pfeifenkopf wurde zertrümmert. Ein Sauerbrunnkrug flog aus der Kammer heraus.

Das Spukzimmer wurde nun dauernd aufgegeben, worauf es darin ruhig wurde. Mehrere Wochen später bemerkte Hahn, daß ihn ein weißer Hund begleite. Er meinte, es sei seine Windhündin Flora. Man stellte aber fest, daß diese im Stalle angebunden und den ganzen Tag nicht losgekommen sei.

Kern verließ 1807 Slawenkitz und starb später in Olsh. Man meinte, daß er die Vorgänge vielleicht durch Taschenspielerkünste hervorgebracht habe. Der Spuk passierte aber auch, wenn er nicht im Zimmer anwesend war, ja sogar nach seiner Abreise.

In den Jahren 1809–1811 wohnte Hahn in Jakobsvalde, da der Fürst zurückgekehrt war und selbst das Schloß bewohnte. Auch währenddem fiel manches Unerklärliche vor, wobei auch einmal der Hofrat Klenk und ein andermal der Forstmeister von Klinger Zeugen waren.

Als man den Schutt des abgebrannten Schlosses megräumte, fand man ein ohne Sarg eingemauertes Gerippe eines Mannes, dem der Schädel gespalten war. Daneben lag ein Schwert.

Gewöhnlich pflegt man bei solchen Vorkommnissen den Vers Shakespeares zu zitieren:

Es gibt mehr Ding' im Himmel und auf Erden,

Als Eure Schulweisheit sich träumen läßt.

Wir meinen aber, daß es doch ein ziemlich naiver, ironisch-realistisch eingestellter Geist sein muß, der weiter nichts kann, als Mörtelstücke werfen, Servietten in die Luft ziehen, ein halbes Glas Bier austrinken u. dergl. Das einsame, alte Schloß, die zur Unterdrückung des Grauens gewiß vertilgten Mengen spirituösen Getränks haben den rich-

tigen Hintergrund für eine Geistererscheinung geschaffen. Vielleicht war der als einfältig geschilderte Kammerdiener Johann Resch gar nicht so dumm, sondern ein geriebener Hallunke, der es verstand, die Herren und die ganze Bevölkerung eine Zeitlang in heller Aufregung zu halten. Ich habe 1876, als ich Student in Leipzig war, öfters mit Mitstudenten spiritistischen Sitzungen im Gasthause zur „Stadt Berlin“ in der Nähe der Thomaskirche beigewohnt. Die verschiedensten Medien wurden in Tätigkeit gesetzt, es gelang aber nie ein Versuch. Die Leiter sagten: weil Ungläubige da sind.

Joseph Freiherr von Eichendorff und Konrad von Brittwik und Gaffron

Von Hermann Boensch.

Im zwölften und dreizehnten Jahresbericht (Michaelis 1879 bis Ostern 1881) der „König-Wilhelms-Schule“ zu Reichenbach in Schlessien schreibt der Leiter derselben, Prof. Dr. Gustav Beck, unter „Stiftungen und Prämien“ u. a. folgendes:

„Dagegen ist im letzten Winter die Begründung einer neuen Stiftung gelungen, die dazu dienen soll, einem Bögling der Vorberbeitungsklassen das halbe Schulgeld zu gewähren. Ein von dem Unterzeichneten veranstalteter Anfluß von Vorträgen fand ein so lebhaftes Interesse . . ., daß nach Deckung der Unkosten ein Reinertrag von rund 600 Mark sich ergeben hat. Die Vortragenden waren die Herren Majoratsherr und Landesältester von Brittwik und Gaffron (über „Joseph von Eichendorff“) . . . Besonderer und wärmster Dank auch an dieser Stelle gebührt dem allverehrten Herrn von Brittwik, der einer ihm zunächst ferner liegenden Sache bereitwillig seine Unterstützung ließ und trotz körperlichen Unwohlseins die freundlich erteilte Zusage erfüllte.“

Ein längerer Briefwechsel zwischen dem Direktor der Anstalt und Konrad von Brittwik ging dem Vortrage voraus, der uns so recht fühlen und erkennen läßt, welch großer Wertschätzung als Mensch und ungeteilter Anerkennung als Dichter sich der Vortragende erfreute.

Bereits im November 1880 hatte Brittwik dem Leiter der König-Wilhelms-Schule das Thema seines Vortrages mitgeteilt, und voller Freude erwidert Prof. Beck: „Die Wahl Ihres Themas kann ich nur als eine sehr

glückliche begrüßen, da, abgesehen von dem allgemeinen Interesse an dem liebenswürdigsten Dichter unseres engeren Heimatlandes, die öffentliche Teilnahme dadurch noch besonders angezogen werden dürfte, daß der Landsmann den Landsmann, der Poet den Poeten würdigt und verherrlicht. Bezüglich des Zeitpunktes sind selbstverständlich Ihre Wünsche, hochverehrter Herr, die allein maßgebenden.“

Aber den Zeitpunkt, den Tag des Vortrags, anzugeben, fiel Brittwik recht schwer. Ein oft wiederkehrendes Leiden verhinderte dies. Im Februar 1881 teilte er jedoch dem Direktor mit, daß er sich für den 1. März entschieden habe. „Der Vortrag ist fertig“, schreibt er am 17. Februar, und in einem Briefe des Dichters vom 22. Februar lesen wir: „In Beantwortung Ihrer sehr freundlichen Zuschrift vom 19. verfehle ich nicht zu erwidern, daß mein Gesundheitszustand augenblicklich die Erwartung zuläßt, daß ich am 1. März meinen Vortrag zu halten in der Lage sein werde. (Wollten Sie für den Fall, daß ich neuerdings erkranken sollte, Herrn Dr. Handel in Reserve halten, so würde mich das allerdings sehr beruhigen).“

Indes gestattete es ihm sein Gesundheitszustand, den Vortrag zu halten. Und vor einem außerlesenen, zahlreichen und begeisterten Publikum sprach nun der schlesische Dichter und Majoratsherr Konrad von Brittwik und Gaffron am 1. März 1881 in der Aula der Schule über Joseph Freiherr von Eichendorff. Der glänzende Vortrag löste allenthalben Zustimmung und ehrliche Bewun-

derung aus. In durchaus ehrenden und lobenden Worten sprach die Kritik über Dichter und Vortrag, und gar mancher Brief seiner hochstehenden literarischen und persönlichen Freunde sagte ihm, welchen Dienst er damit der Allgemeinheit erwiesen. Ähnlich wie seine bereits früher gehaltenen Vorträge über Platen und Geibel ließ Prittwitz seinen Vortrag drucken. Er erschien im gleichen Jahre bei Rudolf Hoyer, Reichenbach in Schlesien. So wurde der Kreis der Hörer und Verehrer weiter gezogen, weit sogar über Schlesiens Gaue hinaus.

Hatte Konrad von Prittwitz einer „ihm zunächst ferner liegenden Sache“, wie Prof. Dr. Wedd schreibt, seine Unterstützung geliehen und derselben kräftig gedient, so war es besonders der Dichter, der, dem Zwange seines Innern folgend, seinen großen Landsmann und in mancher Beziehung sein Vorbild, besingen und verherrlichen mußte.

Wir alle kennen und lieben Eichendorff. Schon längst sind viele seiner herrlichen Vieder Eigentum selbst der ärmsten Hütte geworden. Wer aber spricht noch von dem einen der vielen, die Eichendorff besungen? Und doch hat gerade er durch den gehaltenen Vortrag manchem erst das Verständnis über den letzten und würdigsten Vertreter der Romantik vermittelt, ja, ihn erst bekanntgemacht, wie Detlev von Siliencron an Prittwitz am 26. Mai 1881 von Borby aus schreibt: „Nehmen Sie für den Vortrag über Eichendorff, der mich hochinteressiert hat, um so mehr, weil Sie ihn gehalten und weil es eigentlich das Erste war, das ich über den von mir so sehr geliebten Dichter las, meinen Dank.“ Und Prinz Emil von Schoenaich-Carolath bekennt in einem Briefe an Prittwitz vom 28. Dezember 1882: „Den Vortrag über Eichendorff habe ich mit dem höchsten Interesse gelesen und den herrlichen Dichter erst jetzt so recht kennen gelernt.“

Ja, wer kennt aber jetzt noch Prittwitz? Seine Zeitgenossen liebten und würdigten Dichter und Werk. Unsere wildbewegte, gepeitschte Zeit kennt weder ihn noch sein Schaffen. Aber einiges über den Dichter darf wohl im Rahmen dieser Abhandlung gesagt werden.

Es läßt sich aus dem reichhaltigen literarischen Nachlasse Konrads von Prittwitz nicht ersehen, ob Eichendorff und Prittwitz persönlich bekannt waren, doch wäre es denkbar, daß Beziehungen persönlicher Art bestanden hätten. Über diejenigen Dichtungen Prittwitz', die im Volksston geschrieben und gar als Volkslied von ihm bezeichnet wurden, schlagen die Brücke zwischen beiden, so zwar, daß der jüngere Prittwitz in Eichendorff seinen Meister und sein Vorbild sieht.

Konrad Bernhard Karl von Prittwitz und Gaffron wurde am 1. August 1826 als Sohn des Landrats und Landesältesten Moritz von Prittwitz und Gaffron auf Schloß Gublau im Kreise Rumpsch geboren. Er besuchte das Gymnasium zu Groß-Glogau und studierte darauf in Breslau und Berlin Jura. Später übernahm er die Sennersdorfer Güter, im Kreise Reichenbach gelegen. Sennersdorf wurde nun seine Heimat und das alte Schloß, der Wohnsitz gar stolzer Adelsgeschlechter, sein Märchen- und Dichterheim. Prittwitz liebte die Einsamkeit und die Abgeschiedenheit. Während er anfangs die Verwaltung seiner Güter selbst leitete, legte er dieselbe später in andere Hände und lebte ganz seiner Dichtkunst, die ihn bittere Enttäuschungen und herbe Verluste leichter vergessen ließ. Doch weltfremd können wir Prittwitz nicht nennen, wenn uns auch ähnliche und verwandte Töne aus seinen Dichtungen entgegendringen. Wenn Kreis und Provinz seine reichen Kenntnisse in Anspruch nahmen, zögerte er nicht, dem Rufe zu folgen. Er war stellvertretender Landrat, Kreisdeputierter, Mitglied des schlesischen Provinziallandtages usw. Als delegierter Rechtsritter des Johanniter-Ordens machte er den Feldzug 1870/71 mit. Am liebsten aber beschäftigte er sich mit der Dichtkunst. Drei Bände Gedichte legen Zeugnis von seinem durchaus anerkanntenswerten und guten dichterischen Können und Schaffen ab. Auf seine „Vieder“, 1865 bei Trewendt, Breslau, erschienen, folgten im selben Verlage 1875 die „Neuen Vieder“. Sein bestes aber sind die „Vieder und Balladen“, 1882, Verlag R. Hoyer, Reichenbach in Schlesien. Daneben ließ er außer dem eingangs erwähnten Vortrag über Eichendorff noch zwei Vorträge über Platen und Geibel erscheinen. Ein weiterer gehaltener Vortrag über den Schlesiens Strachwitz konnte nicht gedruckt werden und ist auch als Manuskript nicht mehr auffindbar.

Es war Konrad von Prittwitz ein Herzensbedürfnis, seinen geliebten Landsmann Eichendorff einem zahlreichen Publikum und einer noch zahlreicheren Leserschaft näher zu bringen, ja, viele erst mit ihm bekannt zu machen. Und hierin liegt scheinbar sein größtes Verdienst. Ein inniges, geistiges Band verknüpfte den Dichter mit Eichendorff. Eichendorffsche Muse webt in vielen seiner Dichtungen. Es scheint Prittwitz etwas von der „wahren Singvogelnatur“ des großen schlesischen Lyrikers geerbt zu haben, wenn es auch weniger Sänge von Freude und Lust, als vielmehr traurige Weisen von Scheiden und schmerzlicher Verlassenheit sind. Ein Kritiker behauptet, daß seine Vieder „ihn ihrer Innigkeit wegen neben Eichendorff stellen“. Aber wer möchte nicht glauben, daß

Eichendorff ihm zur Seite gestanden, wenn er in seinen „Liedern“ eine Liedfolge erscheinen läßt, die so innig und süß vom „dunklen Lindengrunde“ erzählt. Es möge darum gestattet sein, zur eigenen Beurteilung ein Gedicht daraus, das erste, folgen zu lassen:

Das hohe Haus.

Im dunklen Lindengrunde
Da steht ein hohes Haus,
Da möcht' ich sein zur Stunde,
Da wär' mein Trauern aus!

Die alten Bäume rauschen
Dort noch dasselbe Lied;
Ich möcht' ihm wieder lauschen,
Wie's durch die Wipfel zieht.

Und aus den weiten Bogen
Schaut noch dieselbe Maid;
Ich aber bin fortgezogen
So weit, so ewig weit.

So ist es leicht erklärlich, daß Prittwitz, von warmer Empfindung für seinen Landsmann beseelt, höchst anerkennende und aus kindlicher Liebe dankbare Worte findet. „Lassen Sie mich“, sagt Prittwitz zu Beginn seiner Schrift, „den Versuch machen, Ihnen den Letztgenannten (Eichendorff), einen Liebling des engeren und weiteren Vaterlandes, einen Sänger, dessen Lyrik das echte Goldgepräge deutscher, reiner und frommer und darum ergreifendster Volkspoesie sich bewahrt hat, einen Novellendichter, Dramatiker und Literaturhistoriker von eigenartiger Begabung, einen Ritter endlich ohne Furcht und Tadel zur Erscheinung zu bringen.“

In großen Zügen schildert nun Prittwitz das Leben seines Landsmannes von seiner Geburt am 10. März 1788 auf Schloß Lubowitz an bis zum Tode des Sängers am 26. November 1857 in Reisse. In äußerst klaren und liebevollen Worten entrollt er uns sein Leben und Leiden, sein Wirken und Schaffen. Mit seinem Lebensgange gibt er uns zugleich ein wertvolles Stück deutscher Literatur und vaterländischer Geschichte, denn im Leben Eichendorffs spielte eine große Reihe hochgelehrter Männer, auch auf literarischem Gebiete, eine bedeutende Rolle, während die Zeiten der Erniedrigung und der Erhebung Preußens den machtvollen Hintergrund bilden. Wir sehen Eichendorff in Lauchstedt in wenigstens geistige Verbindung mit Schiller und Goethe treten, finden ihn später in Heidelberg in innigem Verkehr mit „dem vielgestaltigen Joseph Görres, dem edlen, großartig angelegten Achim von Arnim und dem bestrickenden, phantastischen Clemens Brentano“, Persönlichkeiten, die der Kunstrichtung Eichendorffs „die eigentliche

Signatur verliehen haben“, und begleiten ihn nach Wien, wo er und sein Bruder freundliche Ausnahme fanden und besonders unser Dichter durch die engen persönlichen Beziehungen zu Friedrich von Schlegel vielseitig angeregt wurde. Hier wurde er auch mit Theodor Körner und Wilhelm von Humboldt bekannt, während ihm der Dichter Fouqué aus der Ferne die Bruderhand reichte. Den Zusammenstoß der preussischen Monarchie erlebte Eichendorff in Halle, wo damals schon, wie er in seiner Skizze „Halle und Heidelberg“ erzählt, „die Studenten unzweifelhaft Miene gemacht hätten, sich in ein besonderes Freikorps zusammenzutun“. Der Aufforderung des Königs Friedrich Wilhelms III., die Fremdherrschaft abzuschütteln, leistete Eichendorff freudig Folge. Wien mit seinen lieben Freunden konnte ihn nicht halten, und nach dem Abschied von den Seinen und der Heimat sehen wir ihn im Lützowischen Freikorps und später im schlesischen Landwehr-Regiment wieder.

Des weiteren entrollt Prittwitz in seiner Schrift ein genaues Bild von Eichendorffs Arbeit für Staat und Volksgemeinschaft und zählt in chronologischer Reihe seine entstandenen dichterischen Werke auf.

Im zweiten Teile der Schrift würdigt Prittwitz das Werk des Dichters. „Wir stehen nicht an“, sagt er, „Eichendorff für den weit- aus edelsten Repräsentanten der neueren Romantik zu erklären, dessen Auflösung er zugleich — wir möchten sagen halb unbewußt — selbst vermittelte.“ Prittwitz lobt seine Reinheit und Bescheidenheit und besonders die „den ganzen Menschen heiligende, fruchtbringende Frömmigkeit“. Und wohl treffend ist das Bild des großen Romantikers mit den folgenden Worten gezeichnet: „aus seinen träumerischen Dichteraugen leuchtet in durchaus harmonischem Vereine uns die Unschuld des Kindes, die Begeisterung des Jünglings, der ritterliche Mut des leiderprobten Mannes, die Glaubenszuversicht des Christen entgegen“, kritisch betrachtet Prittwitz das Werk des Dichters: „Wenn es nicht zu leugnen ist, daß Eichendorffs Dramen, ja selbst seine zum Teil prächtigen Romane „Ahnung und Gegenwart“, „Aus dem Leben eines Taugenichts“, „Dichter und ihre Gesellen“ usw. noch bedenklich unter dem Banne der Romantik stehen und daher ebenso, wie die Epen Julian, Robert und Guiscard an einer skizzenhaften, zuweilen verworrenen und die Charaktere in zu wenig scharf umrissenen Konturen wiedergebenden Darstellung leiden, so entschädigt uns dafür reichlich ihr keuscher Sinn, das frische, wahrhaft dichterische und darum unmittelbar zum Herzen sprechende Gefühl, welches sie atmen und endlich der in den Lustspielen und vor allem im „Tauge-

nichts“ siegreich durchschlagende, echt deutsche Humor“.

Seine größten und unbestrittenen Erfolge aber verdankt Eichendorff seiner Lyrik. „Auf diesem Gebiete dürfen wir ihn einen Triumphtor nennen und reichen ihm den Kranz. Seine Lieder überragen in der That alle seine sonstigen poetischen Schöpfungen weit . . . die meisten der Lieder Eichendorffs tragen in so ausgesprochener Weise den Charakter der Zauberklänge aus „Des Knaben Wunderhorn“, daß man sich unwillkürlich fragen möchte, wem hat der Dichter dies nachgesungen?“ Prittwitz beantwortet die Frage, wenn er fortfährt: „Friedrich von Sallet singt in seiner Romanze:

„Das Volkslied“:

Ein wandernder Geselle
Zieht munter durch den Wald,
Vorüber rauscht die Quelle,
Das Lied der Vögel schallt.

Und was ihn da durchdrungen,
Als er ans Lied gedacht,
Das hat er frisch gesungen,
Nicht lange nachgedacht.

Das ist das Wesen der Lyrik Eichendorffs.“

An zahlreichen, gut ausgewählten Proben zeigt Prittwitz nun den großen Lyriker und wird ihm durchaus gerecht, wenn er auch kritisch urteilt. Der strenge Schüler Platens, der nicht die geringsten Verstöße gegen Reinheit und Klarheit der Form duldet, spricht aus folgenden Worten: „Wir lassen, wo uns ein Mangel der Reinheit der Form, des Reimes, des Metrums, eine bewußte oder unbewußte Negierung der Gesetze des Rhythmus entgegentritt, nicht gern mit uns patieren und stellen in dieser Beziehung an den Dichter hohe Anforderungen. Auch mit Eichendorff hätten wir wegen dergleichen Verstößen zu rechten — aber der melodische Fall seiner fast ohne Komposition sangbaren Verse schließt uns halb widerwillig den Mund. Er ist, wie er ist — und wir möchten ihn nicht anders haben.“

Geradezu die Perlen aus Eichendorffs Gedichten sind es, die Prittwitz mit kluger Hand ausgewählt, frische, frohe Wanderlieder, Meisterstücke gerade ihrer „Naivität und Urwüchsigkeit“ wegen, Lieder leiser, aber nicht aufdringlicher Lage, wie sie im Zyklus „Sängerleben“ dem Leser sich darbieten, zarte, an mittelalterlichen, edlen Minnedienst gemahnende Liebeslieder, Romanzen von seltenem Wohlklinge, bald lieblich, bald schauerlich tönend wie die Saiten der Windharfe, und endlich seine geistlichen Gedichte, worüber Prittwitz urteilt: „Die geistlichen Gedichte unseres Freundes sind keine stolz

tönenden Hymnen, sie schreiten nicht auf hohem Rothurn einher. Dieselbe Einfachheit und Anspruchslosigkeit, welche seine weltliche Lyrik auszeichnet, ist auch ihnen eigen, das Kind spricht mit dem Vater vertraulich aus dem friedvollen Innern heraus, in der glaubensvollen Gewißheit, gehört und erhört zu werden.“

Der Vortrag zeigt uns, mit welcher Liebe der Dichter vom Dichter spricht, jedes Wort läßt uns das innige Verhältnis der beiden Freunde zueinander erkennen. Was Eichendorff ihm gewesen, das ist er uns allen geblieben, das wird er auch bleiben für unsere Söhne und Töchter. „So lange das Verständnis dafür, daß alle wahre Kunst von Gott ausgehen und in Gott münden muß, dem deutschen Volke noch nicht abhanden gekommen ist, so lange wird man Joseph Eichendorff unter den Paladinen rühmend nennen, welche in Frömmigkeit und Reinheit, in Treue und selbstvergeßener Demut den heiligen Gral der deutschen Dichtkunst gepflegt und gehütet haben bis auf diesen Tag.“

Im reichhaltigen literarischen Nachlaß des schlesischen Dichters Konrad von Prittwitz fand ich neben einem Exemplar des Eichendorff-Vortrages zwei Briefe, die ich hier erstmalig im Wortlaut wiedergeben möchte. Es sind kurze Dankeschreiben eines Sohnes und eines Enkels Eichendorffs, denen Prittwitz den Vortrag übersandte. Der erste Brief ist an Konrads Sohn, vermutlich ist hier sein ältester Sohn Leonhard, der gleich seinem Vater die Dichtkunst pflegte, gerichtet:

Mein lieber Herr von Prittwitz!

Gestatten Sie mir zunächst, Ihnen aufrichtig Dank zu sagen für die Freundlichkeit, mir das meinen Großvater betreffende Werk Ihres Herrn Vaters zu übersenden. Die Adresse meines Vaters lautet: Sedlnitz bei Freiberg in Mähren.

Mit herzlichem Gruß Ihr

Frh. von Eichendorff.

Breslau, den 29. April 1881.

Am 7. Mai 1881 sandte darauf Konrad von Prittwitz ein Exemplar an den Vater des Obigen, wie eine kurze Notiz auf dem Briefe vom 29. April 1881 besagt.

Der zweite Brief lautet:

Euer Hochwohlgeboren!

Indem ich meinen innigsten Dank für die gütige Uebersendung der von Euer Hochwohlgeboren gehaltenen Rede ausspreche, erlaube ich mir, daran die Versicherung zu knüpfen, daß es mich tief bewegte, so

wahre, herzliche Worte über meines Vaters Wirken als Mensch und Dichter zu vernehmen. Diese warme Anerkennung berührte mich und uns alle unendlich wohlthuend.

Mit vorzüglichster Hochachtung unterzeichne ich mich als Euer Hochwohlgeboren ergebenster

Frh. v. Eichendorff.

Sedlnitz, den 13ten Mai 1881.

Die Mistel in Oberschlesien

Von Prof. Dr. Theodor Schube (Breslau).

Der durch seine Lebensweise auffälligste Strauch Oberschlesiens ist zweifellos die Mistel (nicht wie sie oft fälschlich bezeichnet wird Nispel: dies ist ein normalwüchsiger, zuweilen in Anlagen gezogener Strauch aus der Verwandtschaft des Apfelbaums, mit dem sie in Blütenbau und Fruchtentwicklung viel Ähnlichkeit zeigt). Im Gegensatz zu allen übrigen wächst sie nie bodenständig, vielmehr schmarozt sie auf andern Holzpflanzen, auf denen, soweit es sich um Laubbölzer handelt, ihre annähernd kugelförmigen Büsche sich wenigstens zur Winterszeit recht bemerklich machen, da ihre lebernen, ledrigen Blätter immergrün sind; auch die Rinde des Stämmchens und der gabelig angeordneten Äste behält Jahrzehnte hindurch die grüne Farbe bei. Da das Holz spröde ist, sieht man nach kräftigen Stürmen manchmal beträchtliche Mengen von Zweigstücken mit den oft noch daran haftenden gegenständigen, lanzettlichen Blättern am Boden liegen; zu Frühjahrsbeginn erblickt man an einzelnen auch die kleinen Blüten. Diese sind „in zwei Häuser verteilt“, d. h. an jedem Strauche sitzen entweder nur die männlichen mit den vier Staubblättern oder die weiblichen mit dem „unterständigen“ Fruchtknoten; selbstverständlich kann ein von ihr reichlicher befallener Baum Mistelsträucher beiderlei Geschlechts tragen. Im Verlaufe des Jahres bis gegen sein Ende hin reifen die anfangs winzigen Knötchen zu erbsengroßen Früchten heran. Bei der Kiefern bewohnenden Unterart, die sich von der Hauptform auch durch schmälere, zuweilen fischelähnlich gekrümmte Blätter unterscheidet, zeigen sie einen grünlich- oder gelblichweißen Farbton, sonst sind sie rein weiß.

Die Außenwand der reifen Frucht ist, wie bei den Beeren, saftig, das Innere aber stellt eine zähschleimige Masse dar, in der der Same eingebettet liegt. Genäßliche Vögel, die sich über die Früchte hermachen, können nur jenen Außenteil verdauen, die schmierige Masse, die, wie vielen bekannt sein wird, ausgekocht und als Leim — besonders „Vogelleim“ — auch zum Fliegenfange benutzt wer-

den kann, entgleitet unverändert dem Darmkanal mitsamt dem Samen und klebt ihn an die Rinde des Astes an, auf dem der Vogel sich niedergelassen hatte. Fällt „das Klecksel“ auf eine derbe Stelle, so geht alles früher oder später zu Grunde, ist dagegen eine zartere, ein Ritz oder dgl. getroffen, so zwingt der Keimling einen Senker in das lebende Gewebe des Trägers hinein, dem er nunmehr das zum Gedeihen nötige Wasser und die darin enthaltenen Nährstoffe entzieht, so daß im Laufe der Jahre jene Büsche entstehen, die einen Durchmesser von einem halben Meter (und darüber) erreichen können. Wir haben es also mit einem Schmarozer (Parasit) zu tun, allerdings nicht einem Vollschmarozer, wie es so viele Pilze sind, die den Stoff zum Aufbau ihres Körpers ausschließlich dem Wirt entnehmen, sondern einem Halbschmarozer, da hier die, wie üblich, vom Blattgrün verarbeitete Kohlensäure der Luft einen so wesentlichen Bestandteil ausmacht. Immerhin bleibt die Mistel bis zu einem gewissen Grade ein Schädling: von Apfelbäumen z. B., auf denen ich sie wiederholt in Oberschlesien zu Gesicht bekam, sollte man sie schonungslos entfernen.

Sonst aber mag man sie, falls sie das von ihr befallene Holzpflanz nicht mit gar zu vielen Stücken belastet, im allgemeinen unbehelligt lassen; am ehesten noch wird der Besitzer oder Verwalter von Kieferforsten ihrer übermäßigen Ausbreitung entgegenzutreten müssen. Von anderen Nadelhölzern käme nur noch die Tanne in Betracht, doch scheint sie dieser in Oberschlesien zu fehlen. Auf Fichte habe ich sie überhaupt noch nicht angetroffen; die zuweilen auch an dieser, meistens als Gipfelbekrönung, auftretenden, nicht selten ganz erstaunliche Ausmaße erreichenden Kugelbüsche sind keine Fremdkörper auf ihr, sondern abnorm dicht angehäufte beadelte Äste, Hezen- oder Donnerbüscheln genannt. Auch an einigen Laubbölzern erblickt man solche, freilich wesentlich kleiner, nur etwa kopfgroß, dafür aber bisweilen zu vielen Duzenden an einem Baum, als krank-

hafte, durch einen Pilz hervorgerufene Bucherungen. Besonders von Birken habe ich aus Oberschlesien, z. B. aus der Falkenberger Gegend, in meiner Bilderammlung geradezu verblüffende Belegstücke dafür; an der Heerstraße bei Alt-Rosenberg sah ich solche, die gleichzeitig Hegenbesen und Büsche der Mistel trugen.

Auf Birken scheint sie recht selten vorzukommen; außer der soeben genannten Stelle sind mir nur noch Albrechtisdorf und Schöffschütz bekannt. Ueberhaupt kennt sie durchaus nicht auf jeder beliebigen Gehölzart aus; der wunderliche Gesell zeigt auch in dieser Hinsicht manches Wunderliche. So ist z. B. aus ganz Schlesien — trotz gegenteiliger Behauptungen — kein Fall ihres Vorkommens auf unseren einheimischen Eichen sichergestellt (auch für ganz Deutschland ist wohl nur ein beglaubigter aus Westpreußen bekannt!), während der jenseits des Ozeans fehlende Aufdringling, der dort durch eine andere Art ersetzt wird, auf der bei uns wegen ihrer hübschen Herbstlaubfärbung nicht selten angepflanzten Sumpfeiche der östlichen Vereinigten Staaten mehrfach (u. a. bei Breslau) lustig gedeiht. Von anderen Nordamerikanern nimmt er besonders gern die Robinie (leider fast immer fälschlich Akazie genannt) in Anspruch: eins meiner Bilder aus dem schönen Schlosspark von Gr.-Strehlitz zeigt ihn auf ihr in üppigster Entwicklung. Auch von seinem Auftreten auf unserer deutschen Esche kenne ich aus Oberschlesien nur einen Fall (bei Kraschew), während er auf den bisweilen an deren Stelle gezogenen exotischen Eschenarten sich hie und da eingenistet hat.

Von anderen nur selten „bemistelten“ Arten unserer Gehölzwelt mögen genannt sein Erlen (unweit Falkenberg und bei Brande), Hainbuche (zwischen dem Falkenberger Tiergarten und Scheppanowitz), Hagedorn (bei Schedlau und Wachowitz), Eberesche (Alt-

Rosenberg) und — etwas häufiger — Silber- und Bruchweide (Bankau, Grötsch und besonders üppig bei Paulsdorf und im Kalinowitzer Schlosspark). Selbst Rosenstöcke verschont sie nicht; allerdings konnte mir der aus dem Rosenberger Gebiete mitgeteilte an Ort und Stelle nicht gezeigt werden, doch sind zwei Fälle aus Mittelschlesien (Riemberg und Quanzendorf) in meiner Bilderammlung belegt. Jede zuverlässige Nachricht über ähnliche Beobachtungen, wie überhaupt Naturdenkmäler, die in meinem Hefte „Die wichtigsten Naturdenkmäler Oberschlesiens“ (vor einigen Jahren an sämtliche Volksschulbibliotheken der Provinz unentgeltlich verteilt) noch fehlen, wird von mir mit Dank entgegengenommen werden.

Am besten scheint es der Mistel auf Linden und Pappeln zu gefallen; da deren Holz, zumal das der letzteren, nicht gar hoch geschätzt ist, wird man sie auf ihnen trotz der Beeinträchtigung der Zunahme des Stammes durch den Schmarozer wohl dulden, da sie, wie z. B. die mächtige Linde auf dem kleinen alten Kirchhof bei Randzin, oder die erstaunliche Pappelgruppe bei Ostroppa, zur Winterzeit höchst eindrucksvolle Bilder ergibt.

Auf die an den Sonderling sich knüpfenden Sagen und Volksbräuche kann ich hier nicht eingehen. Von den letzteren beginnt der aus England stammende, zur Weihnachtszeit in den Zimmern Mistelbüsche aufzuhängen, unter denen sich jedes dort erwischte Mädchen küssen lassen muß, sich auch bei uns einzubürgern: während die meisten der von da „importierten“ als recht geschmacklos zu verwerfen sind (zumal, wenn es nur darauf ankommt, durch den Gebrauch englischer Sprachbrocken sich als „gebildet“ zu erweisen), dürfte man es unserer jungen Welt kaum verübeln, wenn sie an dem letztgenannten allenthalben Geschmack findet.

Soll bei der heutigen wirtschaftlichen Notlage die Berufsausbildung der Landwirtsjöhne und -töchter empfohlen werden?

Die wirtschaftliche Notlage, die außer allen anderen Berufen besonders auch die Landwirtschaft ergriffen hat, läßt bei vielen Landwirten die bange Frage offen, hat es überhaupt noch einen Zweck, irgend etwas für die Intensivierung meines Betriebes, für die Berufsausbildung meiner Kinder zu tun, oder lasse ich nun alles gehen, wie es geht?

Die Landwirtschaft hat eine außerordentliche Bedeutung für die Gesundung unseres Staates. Sie wird eine führende Rolle spielen bei dem Wiederaufbau unserer Wirtschaft. Die Steigerung der Leistungsfähigkeit der heimischen Landwirtschaft ist deshalb eine Lebensfrage für das ganze deutsche Volk geworden. Bei der heutigen Finanzlage ist es

nicht möglich, aus dem Auslande Lebensmittel in größerem Umfange einzuführen. Erst wenn wir uns von eigener Scholle ernähren können und die Milliarden sparen, die wir früher und heute für ausländische Nahrungs- und Genußmittel verausgabt haben, dann können wir daran denken, unsere Schulden zu verringern. Das Sprichwort: „Hat der Bauer Geld, hat's die ganze Welt“ wird sich immer wieder durchsetzen. Denn ein wirtschaftlich gesundes, kaufkräftiges Landvolk ist auch für den Absatz unserer in Zukunft immer mehr auf den Binnenmarkt vertriebenen Industrie von entscheidender Bedeutung.

Aus vorhergehendem ist ersichtlich, daß wir gerade in jetziger Zeit alles tun müssen, um den Betrieb durchzuhalten und möglichst viel aus der Scholle herauszuwirtschaften, um die Einfuhr aus dem Auslande zu verringern. Die deutsche Landwirtschaft ist bei geeigneter Bewirtschaftung imstande, das deutsche Volk aus eigener Scholle zu ernähren. In der heutigen Zeit ist für jeden Beruf eine Ausbildung erforderlich, umso mehr für den Landwirt, der den Jungbrunnen des deutschen Volkes bildet und das Beste, was wir haben, den Boden des deutschen Volkes, bewirtschaftet. Der Leiter der Wirtschaft muß befähigt sein, aus dem ihm anvertrauten Grund und Boden das herauszuholen, was nach den Erfahrungen der Wissenschaft und Technik herauszuholen ist. Gerade die rechnerische Seite des Betriebes ist heute von besonderer Bedeutung. Der Betriebsleiter muß in der Lage sein, alle zu treffenden Maßnahmen durchzurechnen und feststellen zu können, ob für die gegebenen klimatischen und wirtschaftlichen Verhältnisse (Absatz-Verkehrsverhältnisse) die geeigneten Einrichtungen getroffen sind. Die gegenwärtige Krisis muß dem Landwirt die Ueberzeugung verschaffen, daß der Erfolg der Wirtschaftsführung nicht zuletzt abhängig ist von der Intelligenz des Wirtschaftsleiters und dem Grade seiner theoretischen und praktischen Tüchtigkeit. Nur eine gediegene Berufsausbildung kann unsere jüngeren Landwirtschaftsöhne und -töchter über die Klippen der Krisis, die zur Zeit nicht nur die Landwirtschaft, sondern unsere ganze Volkswirtschaft belastet, hinweghelfen. Die Grundlage jeder Berufsausbildung ist eine abgeschlossene Schulbildung, hieran muß sich die praktische Ausbildung anschließen. Diese erfolgt am besten im väterlichen Betriebe. Unter der Anleitung des Vaters und der Mutter lernen die Kinder die Grundbegriffe der Landwirtschaft und ihre praktische Seite in Hof und Stall, Scheune und Feld, Küche und Haus. An die praktische Ausbildung hat sich unbe-

dingt die theoretische anzuschließen. Die wissenschaftliche Ausbildung erfolgt am besten auf den Landwirtschaftsschulen und den dabei angegliederten Mädchenklassen. Gerade diese haben die Aufgabe, die Fachausbildung in alle Schichten der bäuerlichen Bevölkerung hineinzutragen. Um unter den heutigen schweren wirtschaftlichen Verhältnissen allen Landwirten die Fachausbildung ihrer Söhne und Töchter zu ermöglichen, ist fast in jeder Kreisstadt unter großen Opfern der Behörden und landwirtschaftlichen Organisationen eine Landwirtschaftsschule und Mädchenklasse geschaffen worden. Der Unterricht ist so gelegt, daß die Schüler und Schülerinnen mit der Bahn oder dem Rade nach Hause zurückkehren können. Die Unterrichtsstunden sind durchgehend von 8—1½ Uhr und der Nachmittag frei, so daß die Schüler noch zu Hause helfen können. Für würdige und bedürftige Schüler sind von Seiten der Landwirtschaftskammer und der Regierung Mittel vorhanden, um den Schulbesuch billiger zu gestalten. Neben dem Unterricht werden regelmäßig Lehrausflüge in gut geleitete Betriebe, Beispielswirtschaften und andere Unternehmungen unternommen. Dadurch soll das volkswirtschaftliche Verstehen auch für andere Unternehmungen gefördert werden, um den Schülern zu zeigen, wie einer auf den anderen in gemeinsamer Arbeit angewiesen ist. In dem Mittelpunkt des Unterrichts stehen die landwirtschaftlichen Fächer, aber auch die Naturwissenschaften, die die Grundlage zur Kenntnis der Gesehe geben, welche die Landwirtschaft beherrschen, nehmen einen breiten Raum im Lehrplan ein. Eine genaue Kenntnis des chemischen und physikalischen Verhaltens des Bodens ist notwendig, um eine zweckentsprechende Wirtschaftsweise durchzuführen. Ein sachgemäßer Anbau der verschiedenen Kulturgewächse, unter beständiger Auswahl ihrer Wachstumsbedingungen und wirksamer Bekämpfung der immer zahlreicher auftretenden Pflanzenkrankheiten setzen eingehende Kenntnisse von Botanik und Pflanzenbau voraus. Eine gut geleitete Viehzucht bildet die Grundlage des Betriebes. Eine zweckmäßige Fütterung und Haltung des Viehs ist für die Landwirtschaftsöhne und -töchter von großer Bedeutung. Neben den landwirtschaftlichen Kenntnissen muß der junge Landwirt mit den wichtigsten volkswirtschaftlichen Grundlagen und Verwaltungsgesetzen vertraut sein, um später einmal das Amt eines Amts- und Gemeindevorstehers mit Erfolg bekleiden zu können. Bei den allwöchentlich stattfindenden Vortragsübungen haben die Schüler außerdem Gelegenheit, sich in freier Rede zu üben und Vorträge zu halten, um später einmal in der Lage zu sein, erfolgreich

im landwirtschaftlichen Vereins- und Genossenschaftswesen mitzuarbeiten. Der Besuch der Fachschule gibt den jungen Landwirtsöhnen und -töchtern eine Fülle von Anregungen für ihren so schweren, aber schönen Beruf. Die Landwirtschaftsschule will nicht nur praktische, tüchtige Landwirte ausbilden, sondern auch Menschen erziehen, die zu eigenem Denken befähigt sind.

Aus vorstehenden Zeilen ist zu ersehen, daß in der heutigen Zeit die Berufsausbildung der Landwirtsöhne und -töchter mehr denn je notwendig ist, um auf der deutschen Scholle das deutsche Volk zu ernähren. Kein einsichtiger Landwirt sollte es daher unterlassen, seinen Söhnen und Töchtern auf der Landwirtschaftsschule eine gediegene Berufsausbildung zuteil werden zu lassen.

Dr. T i e h e, Hönnerswerda.

Von oberschlesischen und anderen Kümmernissen

Von Universitätsprofessor D. V o r n h a u s e n in Breslau.

Hierzu eine Abbildung auf Kunstdruck nach S. 128 und eine Abbildung im Text.

Unterlagen hierzu von J o s. W i t t i g.

Die Grafschaft Glatz, deren schönster Wallfahrtsort Altbendorf immer noch das Pilgerziel frommer Oberschlesier ist, hat seit uralten Zeiten eine gute Heilige, die jetzt freilich schier in Vergessenheit geraten ist. Nach dem 30-jährigen Krieg ist die Kümmernis aus Prag nach Altbendorf eingewandert und hat von da die oberschlesischen Pilger in ihre Heimat begleitet. Noch heute hat sie an der Außenwand einer Kapelle unterhalb des Kalvarienberges ihren Platz. Sie hat ein sehr männliches Gesicht, an dem aber der Bart nicht mehr sichtbar ist; der weibliche Körper ist ans Kreuz genagelt, und unten am Schaft hängt der von einem Fuß herabgeglittene Schuh. Man kann sie und da noch Pilger ihre Andacht vor der Kümmernis verrichten sehen. Aber das Andachtsblättlein von 1830 wird nicht mehr gedruckt und verkauft, Litanei und Peder, Gebet und Legende sind in Vergessenheit geraten. Nur noch die alten Mütter der Grafschaft erzählen von der Königs-tochter, die einen bösen Grafen heiraten sollte; sie aber wollte rein und gut bleiben und bat den Heiland, er möge sie so verunstalten, daß kein Mann ihrer beghehe. Da ließ der Herr ihr über Nacht einen starken Vollbart wachsen; ihr Vater wurde darüber so zornig, daß er sie alsbald durch den Kreuzestod Jesu angleichen ließ. Und manche Bilder, wie das in Pöstorf und in Tels in Tirol, zeigen Vater und Bräutigam, wie sie die Gekrenzte verhöhn. Es kam aber ein fahrender Säng' der Wegs und fiedelte der Sterbenden ein Lied; zum Dank warf ihm die Königs-tochter den goldenen Pantoffel vom rechten Fuß zu. Als er aber im nächsten Flecken für den Schuh Speise und Obdach haben wollte, griff man ihn als Dieb und wollte ihn henken. Da bat er, noch einmal vor der Kümmernis geigen zu dürfen; und sie warf ihm den zweiten Schuh zu.

So befreite ihn die Jungfrau aus großer Kümmernis durch ihre reine Güte. Wer daher großen Kummer hat, zumeist die Frauen um den geliebten Mann, Mutterschaft und Kinder, der gehe zur St. Gehülpe, St. Gemähr, der Helferin oder Liberata, der Willgefortis, der starken Jungfrau.

Die Kümmernis wurde die rechte Heilige für abgelegene Höhenwege im Wald, an Duellen und dann für die Kirchhöfe und Totenkapellen. Denn wo die Menschen große Angst und Not haben, wo sie an Leben und Gesundheit verzagen, wo sie ein schlechtes Gewissen haben und sich nach Reinheit des Leibes und der Seele sehnen, da hilft die Kümmernis.

Die Zeit nach dem 30-jährigen Krieg, als die Deutschen in furchtbarem sittlichen und christlichen Verfall waren, hat die Kümmernis nach Schlessien geführt. Sie kam aus dem habsburgischen Königshaus zu neuem Leben, nachdem sie im deutschen Volk durch die Reformation ausgestorben schien. Aber Heilige werden nicht geboren und sterben nicht: sie sind einfach da; davon werden wir noch viel zu lernen haben. Also die Kümmernis kam von Spanien über die Niederlande nach Böhmen. Das waren ja alles habsburgische Lande; warum sollte also ein Prinzchen nicht nach Schloß Ullersdorf bei Mährisch-Schönberg kommen? Und dieses junge Mädchen war wirklich ein unglückliches Märchenkind; sie hatte, wie manche brünette Südländerin, Haarmwuchs im Gesicht. Ihr Bild im Ullersdorfer Schloß zeigt sie mit großem Vollbart und dabei schönsten Perlenschnüren und Ketten im Haar und um den Hals. Mit 18 Jahren, sagt die Bildinschrift, ist das bärtige Prinzchen gestorben.

Die Hystherologen der Habsburger sind immer die Jesuiten gewesen; diese haben auch

den Kultus der heiligen Kummernis in Schlesien eingeführt. In Neisse und Neustadt O.S., in Ratibor und in Beuthen gab es seit dem 17. Jahrhundert in den Kirchen Kummernis-Bildchen und -Schutzkreuze. Die geschnitzten Kreuze scheinen die ältere Form zu sein. Das Kreuz in Neisse ist aus der Hoch-Nokoko-Zeit, das Kreuz in Neustadt O.S. aber erst von 1880. So spät ist noch in Schlesien eine Kummernis geschnitzt worden, und zwar von einem Holzschnitzer in Landeck. In der Grafschaft gibt es noch Bilder in Baddorf, Altomnitz und Niedersteine, im Breslauer Diözesan-Museum hängen die Kummernis-Bilder aus Jauer und Neukirch, in der Pfarrkirche in Trebnitz bekrönt sie den Philomena-Altar. Alle übrigen sind eingewandert, also keine echten Schlesier, worauf die Schle-



Kummernisbild aus Gnitzthal in Steiermark.
(Jos. Wittig.)

sier doch sehr halten. Und ebenso haben die Schlesier acht gehabt, daß die Kummernis eine richtige Frau und Prinzessin sei; an geschnürten Hüften und bunten Röcken, an Perlen und Bändern haben sie der Heiligen nicht genug tun können, ebenso wie an blutigen Handwunden. Der Vollbart aber hat ihnen weniger gefallen; er wurde immer kleiner und dünner, und schließlich war er weg. Möchte es doch so sein, daß ein schlesisches Mädchen auch ohne Barthäulichkeit eine reine gute Jungfrau bleibe!

Im 19. Jahrhundert haben die Theologen herausgefunden, daß eine portugiesische Prinzessin, Tochter eines heidnischen Königs, weder im 6. Jahrhundert noch in einem späteren einen Bart gehabt hat und gekreuzigt worden ist. Und da Theologen nur die Heiligen an-

erkennen, die ganz wirklich fleischern und beinern gelebt haben, so war es mit der Kummernis gar aus. Die Herren Pfarrer holten sie aus den Kirchen, vernichteten sie heimlich oder öffentlich. Oder die Bilder wurden so übermalt, daß aus einer weiblichen Kummernis ein Christus mit flatterndem Lendentuch wurde. Die schlesischen Christen haben ihre liebe Heilige verteidigt, so lange sie konnten. Da wurde die Neisser Kummernis in den 1880er Jahren aus der Kirche ins Rathaus versetzt, und zwar in die Vorhalle der Bürgermeisterwohnung; der Herr Bürgermeister aber beschwerte sich vor den Stadtverordneten: wenn er auch heim käme, tags oder nachts, es knieten Landleute vor der Kummernis im Rathaus. Ihr lieben schlesischen Christen sollt gelobt sein für Euren Glauben an Heiligkeit auch im Rathaus. Jetzt hängt die Kummernis im Museum, und keiner kniet mehr vor ihr!

Also ist unsere deutsche Heilige endlich tot? Weit gefehlt! Ich will erzählen, wie sie mir immer wieder begegnet. Da sitzt oben im Kaisergebirge in Tirol ein feiner Bauernpriester, heißt P. Tremmel; der hat vor 40 Jahren in Ruffstein die Kummernis in einer Waldkapelle gesehen. Natürlich hat's ihm seine Mutter gewiesen, daß die Kummernis eine treue Tirolerin sei, so man ehren und lieben müsse. Und P. Tremmel ist als österreichischer Feldkaplan draußen gestanden im Weltkrieg bei den Tiroler Schützen und hat alle deutsche Kummernis mitgetragen bis zum Ende. Aber seine kirchlichen Oberen haben ihm seine Liebe zur deutschen Volksreligion doch verargt: da werden Christophorus und Rothburga, der heilige Leonhard und Florian, die Siebenschläfer und die Sieben Zufluchten, zu denen auch die armen Seelen im Fegfeuer gehören, noch kräftig verehrt. In den Bergen, wo Gottes Sonne den Menschen näher ist, verbindet sich Himmelsglück und Erdennot und wirkt ein erdgewachsener, hochherziger deutscher Christenglaube. Dort, in des Tiroler Pfarrers Kummernis-Sammlung, fand ich die Heilige lebendig.

Er schickte mich nach Freising in Bayern; denn er meinte, dort wäre eine Kummernis in priesterlichem Besitz gewesen; aber sie sei unverkäuflich, wohl verschollen. Man kann sich schwerlich vorstellen, mit wieviel Zurückhaltung unsereiner in eine Bischofsstadt geht. Es war an einem Sonntag in Freising; die Kirchen hatten wir abgesucht. Nun gingen wir gar demütig ins Diözesan-Museum; ein gelehrter Priester führte uns; aber er wußte nichts und fand nichts von der Kummernis. Da wies er mich an den Direktor des erzbischöflichen Knabenkonvikts. Ich traf den Herrn Prälaten nicht, aber dafür fand ich fröhliche junge Menschen, denen ich rasch

etwas von der Kummernis erzählte; und die sagten gleich, daß ihr Direktor für so eine Heilige der rechte Mann sei. Und da kam der würdige alte Herr, dem man die Kunstbildung im durchgeistigten Gesicht ansah, schob mich in seine Stube. Ich sagte, daß ich die Kummernis suche; da schaute er mich starr an und sagte trocken: „Was wissen Sie wohl von der Kummernis?“ Darauf erzählte ich ihm, wie ich seit 30 Jahren der Kummernis nachlaufe; und er geht zuhörend ans Telephon, ruft eine Nummer und sagt: „Liebe Frau, haben Sie noch die Kummernis aus dem Nachlaß vom Prälaten Schleicht? Gleich kommt ein Professor zu Ihnen und kauft sie Ihnen ab.“ Es war eine Klempnersfrau, bei der das große, schöne Bild hing. Und der Prälat und ich haben uns gefreut: er, daß das Bild gerettet wurde, ich, daß ich das Bild gewann. Jetzt hängt das Bild in der Breslauer Universität, Schmiedebrücke 49: seht's Euch an! Die Heilige ist noch lebendig, wenn sie auch keine Schlesiern ist, sondern aus der Rheinpfalz. Da hängt auch noch ein Kummernisbild, das ich eben aus dem Nachlaß des 1914 ermordeten Erzherzogs Franz Ferdinand in Wien erwerben konnte. Er war Kummernis-sammler: welch' ein Schicksal liegt darin!

Die Besucher werden neben dem großen Delbild der Kummernis mit dem Geiger, das den Hofstil des Zeitalters der Maria Theresia hat, noch ein Schnitzkreuz betrachten, das keine weibliche Kummernis zu sein scheint. Es ist aus Bauernbesitz im Tiroler Pustertal und wohl aus dem 17. Jahrhundert. Die härtige Gestalt ist in ein weißes langes Gewand gekleidet, mit goldenen Säumen an Hals und Händen, Rockrand, dazu goldenem Gürtel, goldener Krone. Beide Füße sind beschuht, die Hände nicht genagelt; die Gestalt steht auf einem Fußbrett frei vor dem Kreuz. Die Theologen behaupten, diese Kummernis sei ein mißverständener Christus aus der romanischen Zeit. Um das Jahr 1000 habe man schon Christus als König verehrt, habe aber um 1400, als der leidende schmerzhafteste Kreuzifigur aufkam, den königlichen Christus vor dem Kreuz nicht mehr verstanden. Nun ist daran schon manches wahr; aber so einfach ist der Verlauf nicht, weil der Held vor dem Kreuz viel älter ist, als das Christentum in Deutschland.

Zehntausend Jahre vor Christus, als die Sonne noch mächtiger das fruchtbare Gletscherbodenland der nordischen Tiefebene beschen, rang an der Niederung des Rheins und der Weser ein nicht zahlreiches, aber starkes Menschengeschlecht mit dem Vater Sonne und der Mutter Erde um Nahrung, Kleidung, Wohnung und um Glauben. Denn glauben muß der nordische Mensch, wenn er leben will: er muß glauben, daß, wenn es heut Nacht

wird, morgen das Licht wiederkehrt; er muß glauben, daß das Korn, das er im Frühling sät, im Herbst Früchte bringt; er muß glauben, daß das furchtbare Grauen der Nacht, das bis in den Dezember hinein die Sonne kaum über den Horizont steigen läßt, endet, daß nicht der Fenriswolf die Sonne frißt, sondern sie ihn besiegt. Das Wunder der Mitternachtssonne und der Sonnenwende ist der Glaube des nordischen Menschen. Die Geburt der Sonne und die Geburt Jesu: ohne diese beiden Glaubensstatuen können wir nicht sein. Und die Sonnenwiederkehr ist die ältere.

Als die nordische Menschheit durch viele Jahrtausende hindurch das Schicksal der Sonne im Jahreslauf beobachtete und in riesigen Steingehegen mit Steinblöcken die unweigerliche Wiederkehr von Licht und Dunkel, der Jahreszeiten, festlegte, teilte sich ihr der Lauf des Jahres in ein gleichschenkliges Kreuz. Dieses Kreuz bedeutete mit seinen geraden Balken die Teilung des Jahreskreises in zwei Halbkreise, die ansteigende und die absteigende Hälfte. Auf diesem Kreuz dachte man sich den Weltgott, rechte Hand und rechten Fuß an den zwei aufsteigenden Kreuzbalken, also der linken Hälfte des Jahreslaufs, linke Hand und linken Fuß an der absteigenden Sonnenhälfte, rechts vom Betrachter. Und nun wälzt der Sonnengott mit gewaltigem Schwung das Sonnenrad, mit Händen und Füßen wachsend, rechts herum über den Himmel. Also das Hakenkreuz dreht sich rechts herum, vom Beschauer aus. Wenn aber die Sommer Sonnenwende vorbei ist und die Tage kürzer werden, dann verliert Uralda eine Hand oder einen Fuß am Sonnenrad. Nur verstümmelt lebt und wirkt er, bis am 21. Dezember ihm Hand oder Fuß neu wachsen. Diese Einfügigkeit hat dem Nachfolger des deutschen Jahresgottes, dem Kummernis, die Einfügigkeit eingetragen: der Gott vor dem Kreuz verliert nicht mehr Gliedmaßen, sondern bloß den Schuh. Aber noch ist der eine bloße Fuß das Zeichen des abnehmenden Jahres. Im Rheingau hat der Kummernis männlichen Ausdruck und nur einen Schuh. In Dietrichshaus bei Bingen, dem Hauptwallfahrtsort des Kummernis am Rhein, wurde aus dem Pantoffel Gesundheitswasser einer heiligen Quelle getrunken. Also wie das Jahr im Sommer wieder gesund und heil wird, so wird der Mensch durch den Trunk aus dem verlorenen Jahresteil, dem Schuh, wieder gesund. Im Pfarrhaus zu Bingen aber hängt im Treppenspur ein Kummernis, der auf seiner rechten Seite einen Gewandspalt mit der Seitenwunde Jesu zeigt; er ist ans Kreuz genagelt mit den Händen, hat an beiden Füßen Schuhe und schwebt ohne Fußbrett frei am Kreuz. Der Weltsonnengott der

Deutschen und Jesus, die Sonne der Christen, haben sich gefunden und verbunden.

Der Sonnengott ist zugleich der Bürge der Erde, Gott der Treue. So wie ihm die Hand wieder wächst, ist die Rechte die Schwurhand der Deutschen. Zweimal muß der Name des Gottes beim Eid angerufen werden: daher schwört man mit zwei emporgerecten Fingern. Und wer sollte es wagen, beim zweimaligen Namen Uraldas nicht die Wahrheit zu sagen? Der Herrgott von Bentheim, an der holländischen Grenze, ist Zeichen dieser nordischen Wahrheitsuche. Das große Steinkreuz ist gewiß unter christlichem Einfluß entstanden, aber sein Sinn ist vorchristlich. Der Gott steht offenen Auges vor dem Kreuz, seine Arme sind fast rechtwinklig gebogen, und sein Blick fordert vom Angeklagten die Wahrheit.

Dieser Gott ist in vorchristlicher Zeit aus dem Norden nach Süden gewandert. In England sagt man, der Kummernis sei dort ein König gewesen. An der Zuidersee, in Steenbergen in Holland, hat er eine Kultstätte gehabt und wurde dort weiblich, die Ontommer. Bei den Göttern und Heiligen wechselt das Geschlecht häufig; sie sind jenseits von männlich und weiblich. Aber die alte Zeit, als das Christentum ins Land kam, hielt am männlichen Kummernis fest. Das Kreuz Karls des Großen auf dem Eichsfeld, der salvator mundi in Saalfeld, der Kummernis in Oberwinterthur in der Schweiz, in Rankweil in Borsarlberg sind männlich. Es ist sichtlich, daß dabei Kreuzigungen Christi gemeint sind, aber seltsame Erinnerungen an den alten Germanengott der Treue sind geblieben. Als ich ein Knabe war, hat mir der seine Germanist Dr. Karl Rehorn, dem ich meine Kummernisliebe verdanke, an dem Bild des Winterthurer Kummernis den Germanenglauben gedeutet: Die dreizackige Krone sind die drei Wurzeln des Weltenbaumes; der Krastgürtel bindet das Gewand um die Hüften, darin steckt das Schwert mit Kreuzgriff oder das Kreuz als Hammer. Ist es nicht Wotan oder Odin, Thor oder Ziu? Mein erfahrener Lehrer hat nicht geirrt. Zu der Zeit, als der Oberwinterthurer Kummer-

nis entstand, war der Germanenglaube alt geworden und hatte die Sonne vergessen: der Wolkenreiter Wotan, der Blitzgott Thor beherrschten einen düsteren Norden. Der Kummernis aber geht weit zurück in die Sonnenzeit des Nordens: er ist Baldur, und als Baldur, gnadenreiche Sonne, verehren wir die Kummernisse in deutschen Landen.

Mit meiner Frau habe ich an einem Augustnachmittag 1932 den Friedhof an der alten Kummerniswallfahrtskirche in Dietersheim an der Nahe bei Bingen abgesucht. Mir war das Gerücht zugekommen, es sei dort noch ein Kummernisgrabstein. Wohl viermal haben wir das ganze Gräberfeld durchforcht. Da liegen zerbrochene Sandsteinkreuze zuhauf. Wir wenden sie alle; ein Bruchstück voller Erde und Gewürm zeigt eine runde Kuppe wie ein Kopf. Wir kratzen und hürsten; ich hole Wasser vom nahen Hof, und ein alt Weiblein kommt mit. „Was, Sie suchen die Kummernis! Wie hat sie mir geholfen! Als ich im Krankenhaus lag, habe ich meinen Mann gebeten, er soll der Kummernis eine Kerze weihen. Und ich bin gesund geworden. Aber der Herr Pfarrer hat die Kummernis nicht in der Kirche mitgenommen. Nun hängt sie verlassen in der Friedhofskapelle, und die bösen Buben zerschlagen die Grabsteine. Der Herr Pfarrer hat uns jetzt von der heiligen Theresie von Jesus erzählt, aus Spanien. Aber die Kummernis ist doch mächtiger.“ So das liebe Weiblein, und ich antworte: „Ja, die Kummernis ist eine deutsche Heilige; sie macht noch ganz Deutschland gesund.“ Und auf dem gewaschenen Grabstein steht nun vor uns das roh gemeißelte Relief von 1728: ein dicker Kopf mit Locken, Frauenkleid, unten zwei Beinchen, die Gestalt nur 20 Zentimeter hoch; in der Linken hat sie die Sanduhr des Todes, in der Rechten den Lebensbaum, die Palme, das Auferstehungszeichen der Christen. Und man liest die Inschrift: „Jesus Christus hat geholfen.“ Das ist Glaube, zehntausend und mehr Jahre alt; darauf können wir unsere Treue setzen, auf den königlichen Heiland, den Herrn über Tod und Leben, daß gewißlich wieder die Sonne aufgeht über Deutschland.

Das oberschlesische Grenzgebiet

mit seinen 1½ Millionen Einwohnern ist ein außerordentlich gutes Absatzfeld für mancherlei Erzeugnisse. Erschließen Sie sich dieses fruchtbare Neuland mit seiner gewaltigen Industrie, seiner intensiv betriebenen Landwirtschaft und seinem vorwärtsstrebenden Handwerk durch eine Insertion im „**Oberschlesischen Anzeiger**“, **General-Anzeiger für Schlesien und Posen**“, der ältesten Zeitung Oberschlesiens.

Hauptgeschäftsstelle Ratibor, Oberwallstraße 22/24
Niederlassungen: Reuthen OS., Dyngosstr., Ecke Kaiser-Franz-Josefplatz (Tel. 2316) / Hindenburg, Dorotheenstr. 8 (Tel. 3988) / Gleiwitz, Ecke Wilhelm- und Brenneckestr. (Tel. 2600), Leobschütz, Roßmarkt 6 (Tel. 26) / Cosel / Oppeln / Neisse / Rybnik Poln.-Oberschl., Młinska 9



15

Das „Brünnel“ in Ujest.
(Zum Artikel auf S. 109.)



Rümmerniß-Bildnis aus einer Kause in Fridolfing.
(Lichtbild Jos. Wittig.)
(Zum Artikel auf S. 125.)



Die Kinderstube der Amsel. (Lichtbild von W. Ruhm.)



16 Reirohrfänger am Nest. (Lichtbild von W. Ruhm.)

Intimes aus dem Reiche der Natur

Von Willi R u h m, Breslau.

1. Wie die Kinderstube der Amsel geknipst wurde.

(Hierzu 1 Abbildung auf Kunstdruckpapier nach S. 128.)

Die Amsel, ursprünglich ein scheuer Waldvogel, hat sich in den letzten Jahrzehnten so an die Stadt gewöhnt, daß man es als eine Selbstverständlichkeit empfindet, wenn man sie in Schrebergärten, Parkanlagen und auf Schmuckplätzen antrifft. Die Scheu vor dem Menschen hat sie vollständig abgelegt. Mit ihrem melodienreichen Gesang, aus dem Sehnsucht und Freude spricht, hat sie schon manchen Stadtbewohner erfreut.

Wie schon seit vielen Jahren, so stellte sich auch in diesem Jahre wieder ein Amselpärchen in einem Garten an der Fürstenstraße ein und legte sich dort eine Kinderstube an. Das Nest bestand sich in einer Höhe von ungefähr zwei Metern vom Erdboden. Da die Jungen erst zwei bis drei Tage alt waren, konnte ich meine Vorbereitungen in aller Ruhe treffen. Ich holte aus einem Gehöft ein drei Meter langes, altes, verwittertes Brett und grub es mit dem einen Ende in der Nähe des Nestes einen Meter tief in die Erde. Nach zwei Tagen hatten sich die Amseln so an das Brett gewöhnt, daß sie erst, ehe sie an's Nest flogen, der Spitze des Brettes einen kleinen Besuch abstatteten. Am oberen Teil des Brettes befestigte ich für die spätere Aufnahme des Apparates ein kleines Kästchen. Auch an dieses hatte sich das Amselpärchen sehr schnell gewöhnt.

Nachdem die Vorbereitungen so weit gediehen waren, konnte ich mit der Aufnahme beginnen. Die Kinderstube wurde in den Nachmittagsstunden von der Sonne beschienen, daher konnte die Aufnahme nur in dieser Zeit erfolgen. Ich schob den Apparat in das am Brett befestigte Kästchen, bog vorsichtig die vor dem Nest befindlichen Weinranken zur Seite und band eine dreißig Meter lange Schnur an den Auslöser des Apparates. Dann legte ich mich hinter einen Strauch auf die Lauer. Durch die veränderte Lage der Weinranken wurde das Amselpärchen ängstlich und ließ Stunde um Stunde verstreichen, ohne sich an das Nest zu wagen. Inzwischen verkroch sich die Sonne hinter den Wipfel eines Baumes, der das Nest derartig beschattete, daß an eine Aufnahme an diesem Tage nicht mehr zu denken war. Ich klappte meinen Apparat zusammen, bog die Weinranken wieder vor's Nest und zog von dannen. Zwei Tage später fand ich mich wieder ein, jedoch einige Stunden früher. Ich

traf die vorerwähnten Vorbereitungen und mußte wieder die Wahrnehmung machen, daß dadurch, namentlich durch das Verschieben der Weinranken, die Amseln erneut ängstlich wurden. Es verrann wieder Stunde um Stunde. Das Männchen blieb versteckt hinter einigen Blättern. Das Weibchen kam endlich ganz vorsichtig an's Nest gehüpft. Als es noch alle ihre Kinder mit ausgesperrten Schnäbeln wohlbehalten vor sich sah, flog es beruhigt weg. Jetzt war zu erwarten, daß es jeden Augenblick mit Futter zurückkommen würde. Also aufgepaßt, um den richtigen Augenblick nicht zu verpassen! Plötzlich war Frau Amsel wieder zur Stelle, flog vorsichtig von Ast zu Ast, und, ehe man sich's versah, auf den Nestrand. Ein kurzer Ruck an der Auslöferschnur, und alle meine Mühe und Arbeit war belohnt; denn die Kinderstube der Amsel war auf die Platte gebannt.

2. Am Nest des Teichrohrsängers.

(Hierzu 1 Abbildung auf Kunstdruckpapier nach S. 128.)

In der Nähe von Breslau-Schwottsch liegen, von sattgrünen Wiesen und fruchtbaren Aekern umgeben, mehrere Teiche. Einer von diesen hat es mir besonders angetan. Zu diesem „Auge der Landschaft“ lenke ich oft meine Schritte. Im Winter, wenn alles mit einer Schneedecke zugebedeckt ist, liegt über dem Teich eine erhabene Ruhe. Sobald aber der Frühling seinen Einzug hält, die Wiese ihr neues Kleid anzieht und das Schilfrohr zu wachsen beginnt, wird es auch am Teich lebendig. Alle die lustigen gesiederten Sänger sind auf einmal wieder da. Man hat sie gar nicht kommen sehen und glaubt, sie seien überhaupt nicht fortgewesen. Alle lassen ihr Liedchen ertönen. Am lautesten der Teichrohrsänger. Sein „Ker-re-ker-re-kief-kief“ hört man schon aus weiter Ferne.

Mit dem Nestbau beginnt der Vogel sehr spät. Das neue Schilfrohr muß erst eine beträchtliche Höhe erreicht haben, ehe er mit dem Bauen beginnt.

Es war schon lange mein Wunsch, den Teichrohrsänger auch einmal am Nest zu beobachten, seine Lebensgewohnheiten zu belauschen und ihn im Sichtbild festzuhalten. Dies war jedoch leichter gedacht als getan. Ich umging den Teich, sah aber keine Möglichkeit, an das Nest heranzukommen. Kurzer Hand entschloß ich mich, in's nasse Element hineinzusteigen. Ich warf schnell einen Blick nach rechts und einen nach links. Zuschauer hatte ich nicht. Brr, wie kalt das Wasser war.

und wie unheimlich der hin- und herschwankende Schilfwald raschelte! Immer tiefer wurde der Teich. Nur nicht mutlos werden! Um besser gehen zu können, mußte das Schilf zur Seite gebogen werden. Der Teichrohrsänger sang bald rechts, bald links, bald vor, bald hinter mir. Vergeblich hielt ich Umschau nach seiner Kinderstube. Ich glaubte schon, erfolglos umkehren zu müssen, da — das Nest! Ein kleines Kunstwerk. Ehrfürchtig stand ich vor diesem kleinen Wunderwerk. Im Nest befanden sich zwei Eier und drei Junge. Als ich noch ganz in staunendem Betrachtend stand, durchbrach das vierte Tierchen die Eierschale. Die Kinderwiege war ungefähr 40 Zentimeter über dem Wasserspiegel an vier Rohrstengeln, die fest in die Nestwand eingesflochten waren, angelegt worden. Die Nestmulde war sehr tief, damit die Jungen, wenn das sturmgepeitschte Rohr hin- und herschwankte, nicht hinausgeschleudert werden konnten. Mein Besuch wurde von dem Vogelweibchen und seinem inzwischen hinzugekommenen Männchen recht unfreundlich aufgenommen. Durch lautes „Kät-kät“ gaben sie ihren Unwillen zu erkennen. Um die Tierchen nicht unnötig zu ängstigen, trat ich meinen Rückzug an. Wieder schnell einen Blick nach beiden Seiten, und hinein in die Kleider! Ein kleiner Dauerlauf bewahrte mich vor einem Schnupfen.

Zwei Tage später zog ich, bei Eintritt der Dunkelheit, mit einigen leeren Kisten und zwei Brettern bepackt, hinaus zum Teich. Die Kisten dienten als Pfeiler und die Bretter als Laufsteg für eine leider recht schwankende Brücke. Alles wurde fein säuberlich mit Schilf verkleidet, um das Vorhandensein des

Steges unkenntlich zu machen und neugierige Personen von dem Nest fernzuhalten. Jetzt konnte ich die Kinderstube aus einer Entfernung von nur einigen Metern in voller Ruhe beliebig oft beobachten. Die Alten hatten sich überraschend schnell an meine Anwesenheit gewöhnt. Sie gaben dies durch ihr zufriedenes „Err-err“ eindeutig immer wieder zu erkennen.

Der Teichrohrsänger ist ein guter Turner. Huch, huch, geht es von Palm zu Palm. An diesem turnt er hinauf und an jenem hinunter, immer auf der Jagd nach Bibellen, und, ehe man sich's versieht, ist er schon wieder bei seiner Kinderstube. Die Kleinen haben immer Hunger. Auch hier recken sich fünf aufgesperrte Schnäbel an langen Hälften in die Höhe. Einem der kleinen Tierchen wollte es durchaus nicht gelingen, den großen Bibellenleib hinunterzuwürgen. Der alte Vogel nahm ihm den zu reichlichen Bissen daher nochmals aus dem Schnabel, zerkleinerte ihn, und nun ging's. Nachdem die Jungen 16 Tage alt waren, fingen sie mit ihren Kletterübungen an. Sehr interessant sah es aus, wenn so ein kleines tolpatschiges Kerlchen vorsichtig am Palm hinauf- und hinunterkletterte und dann aber immer wieder in der schützenden Kinderwiege verschwand. Alle diese Vorgänge und viele andere Lebensgewohnheiten der Teichrohrsänger habe ich, durch Schilf gedeckt, oft beobachten können.

Als die Sonne es wieder einmal recht gut meinte, machte ich meinen Photovapparat zu recht, und im geeigneten Augenblicke löste ich den Verschuß. Das beigefügte Bild zeigt, wie der Teichrohrsänger seine schmucken Kinder mit mütterlichem Stolz betrachtet.

Aufgaben und Ziele der Landwirtschaft in heutiger Notzeit

Von Direktor Dr. Tiege, Hoyerwerda.

Die Landwirtschaft, nicht nur bei uns, sondern auch in einer ganzen Reihe anderer Länder, ist in letzter Zeit von Erschütterungen heimgesucht, die ihre Existenz aufs schärfste bedrohen. Sie erhält für ihre Erzeugnisse fast kaum die Gestehungskosten und nur einen Bruchteil dessen, was der Verbraucher in den Städten dafür bezahlen muß. Zerstückte Kaufkraft und eine unerträgliche Zins- und Steuerlast führen zu der katastrophalen Verschuldung in der Landwirtschaft, die gegenwärtig 15 Milliarden betragen dürfte. Das Betriebskapital der

Landwirtschaft ist dadurch fast ganz aufgezehrt. Im Interesse des wirtschaftlichen Wiederaufbaus ist es nötig, ein wirtschaftlich gesundes, kaufkräftiges Bauernvolk zu schaffen, da auch für den Absatz der Industrieprodukte der Binnenmarkt von immer größerer Bedeutung sein wird. Eine Reihe von Maßnahmen sind erforderlich, um die landwirtschaftliche Lage zu verbessern.

1. Die deutsche Landwirtschaft muß mehr denn je gegen den Einfluß des Weltmarktes geschützt werden.

2. Durch Verbesserung und weiteren Ausbau des Absatzes muß versucht werden, eine Steigerung des Erlöses für landwirtschaftliche Produkte zu erzielen.

3. Soll eine Rente im landwirtschaftlichen Betriebe erzielt werden, muß man bestrebt sein, die Erzeugungskosten zu senken.

Die deutsche Landwirtschaft muß gegen die verschärfte Konkurrenz des Weltmarktes geschützt werden, soll die Landwirtschaft wieder gesunden. Durch einheitliche Zusammenfassung größerer Gruppen landwirtschaftlicher Erzeugnisse und vor allem durch qualitativ bessere Erzeugnisse kann der Absatz gesteigert werden. Vor allem kommt es darauf an, den Landwirten einen höheren Anteil am Verbraucherpreis zu sichern. Es ist hierzu ein stärkerer Ausbau und eine Verbesserung des gesamten landwirtschaftlichen Absatzwesens erforderlich. Von Seiten der landwirtschaftlichen Organisationen muß erstrebt werden, ein günstiges Verhältnis der Preisgestaltung zwischen den landwirtschaftlichen Bedarfsartikeln einerseits und den landwirtschaftlichen Produkten andererseits zu erreichen. Durch Drosselung der Einfuhr landwirtschaftlicher Erzeugnisse wird es möglich sein, für landwirtschaftliche Produkte höhere Preise zu erzielen. Rücksichtslos muß durchgegriffen werden, um ungerechtfertigte Verdienstsparren des Zwischenhandels auszuscheiden.

Unbedingt notwendig ist es, ein eisernes Sparprinzip in der Wirtschaft zur Durchführung zu bringen, und jeder Landwirt muß es sich mehrfach überlegen, ehe er einen Wechsel unterschreibt. Gerade durch das leichtsinnige Unterschreiben von Wechseln sind viele Landwirte infolge der hohen Zinsen und sonstigen Spesen in finanzielle Schwierigkeiten geraten, ja sogar von der Scholle verdrängt worden. Ein Zurückgehen der Intensität in der Wirtschaft ist eine Folge der landwirtschaftlichen Krise. Vor allem ist eine Herabsetzung der Zinsklasten erforderlich, soll die Wirtschaft nicht ganz zum Erliegen kommen. Die sogenannte Preisschere hat sich in den letzten Jahren immer weiter zu Ungunsten der Landwirtschaft geöffnet, weil die Erlöse für die Erzeugnisse stärker gefallen sind als die Unkosten im Betriebe. Eine Senkung der Produktionskosten im landwirtschaftlichen Betriebe läßt sich auf zweifache Weise herbeiführen: 1. durch Verbilligung der Einheit der landwirtschaftlichen Produkte, 2. durch organisatorische Veränderungen im landwirtschaftlichen Betriebe selbst. Während eine Verbilligung der Einheit der landwirtschaftlichen Erzeugnisse meist nicht im Machtbereich des einzelnen Landwirtes liegt, ist es auf der anderen Seite die Aufgabe jedes Betriebsleiters, zu unter-

suchen, ob Produktionskostensenkungen im Betriebe möglich sind. Vor allem muß unsere Wirtschaftspolitik dahin gerichtet sein, die Ernährung des deutschen Volkes sicherzustellen. Es besteht kein Zweifel, daß bei entsprechender Verbesserung und Durchführung verschiedener Meliorationen die Möglichkeit gegeben ist, unseren gesamten Nahrungsbedarf hervorzubringen. Die Kaufkraft der Landbevölkerung, die heute fast ein Drittel der Gesamtbevölkerung des ganzen Deutschen Reiches ausmacht, würde durch eine völlige Ausnutzung des Grund und Bodens sehr gestärkt werden, und fast eine Million Arbeitsloser würden dadurch unmittelbar Beschäftigung finden. Auch die Schädigungen, die die deutsche Landwirtschaft seit Jahren durch die verschiedenen Pflanzenschädlinge und Krankheiten hat, müssen auf ein Mindestmaß herabgesetzt werden. Wir sind heute in der Lage, durch verschiedene chemische Mittel erfolgreich die meisten dieser Krankheiten zu bekämpfen. Auch die zweckmäßig angewandte Düngung, vor allem auf Grund der durch Bodenuntersuchungen festgestellten Nährstoffverhältnisse, ist notwendig, um Höchsterträge aus dem Boden herauszuholen. Durch Zusammenlegung und Rationalisierung der Betriebe der Düngemittelindustrie dürfte es möglich sein, die Preise für Kunstdünger noch etwas zu senken. Auch der Erzeugung von Gründüngung ist ein besonderes Augenmerk zu schenken. Unter den heutigen schweren Zeiten wird die Humus- und Garedwirtschaft immer mehr durchgeführt werden müssen, um das Bakterienleben im Boden anzuregen. Eine wechselnde Nutzung des Bodens und eine geregelte Verbindung der Bodennutzung und der Viehhaltung ist notwendig, um unter deutschen Verhältnissen das Beste zu erreichen. Acker, Wiese und Weide müssen in einem richtigen Verhältnis zu einander stehen, sollen Produktionskostensenkungen erreicht werden. Eine richtige Betriebsorganisation muß unbedingt vorhanden sein, um durch eine zweckmäßige Einteilung des Grund und Bodens zu errichten, daß

1. eine gewisse Vielseitigkeit der Wirtschaft vorhanden ist, um Fehlschläge auszugleichen,

2. genügend wirtschaftseigenes Futter erzeugt wird, um die Viehbestände möglichst aus eigener Scholle zu ernähren, und endlich

3. muß die Betriebsorganisation durch eine geeignete Fruchtfolge, durch Humus- und Garedwirtschaft und Einführung der Gründüngung in den Stand gesetzt werden, die Ausgaben für Kunstdünger zu verringern.

Vor allem wird es notwendig sein, zu nasse Grundstücke zu entwässern, Oedländerereien zu kultivieren. Wir können uns heutzutage nicht mehr den Luxus leisten, gegen 10 Mil-

tionen Hektar entwässerungsbedürftiger Flächen, kultivierbares Moor und Deßflächen in dem Zustande zu belassen, in dem sie sich heute befinden. Tausende von Menschen würden dadurch eine längere Arbeitsmöglichkeit und oft eine Existenz finden. Die vermehrte Kaufkraft der Landbevölkerung würde auch der Industrie zugute kommen, da viele wieder mehr kaufen könnten, denen die Mittel dazu fehlen. Auch die übrige Bevölkerung hätte von einem erhöhten Angebot landwirtschaftlicher Erzeugnisse einen Vorteil, denn durch Beseitigung der Arbeitslosigkeit könnte jeder Arbeiter mehr landwirtschaftliche Produkte abnehmen, wenn er wieder finanziell dazu in der Lage ist. Vor allem muß danach gestrebt werden, daß die Unkosten je Hektar landwirtschaftlicher Nutzfläche nicht höher sind als in der Vorkriegszeit. Gegenwärtig haben wir ein ungünstiges Verhältnis zwischen Erlös und Unkosten. Der Absatz stößt auf immer wachsende Schwierigkeiten, und die Qualität der Erzeugnisse ist für die Absatzfrage von wesentlicher Bedeutung. Wo es bei gutem Boden möglich ist, wird dem Weizen- und Gerstenbau auf Kosten des Roggen- und Haferbaus der Vorzug zu geben sein. Auf besseren Böden ist eine gewisse Senkung der Produktionskosten durch Erzielung höherer Ernten möglich. Vor allem wird aber eine geeignete Bewirtschaftung auch auf leichteren Böden stattfinden müssen. Es sollten nur solche Früchte angebaut werden, die im Durchschnitt der Jahre mit Sicherheit höhere Ernten erwarten lassen. Die Höhe und Sicherheit der Ernten sind eine der wesentlichsten Voraussetzungen für die Senkung der Produktionskosten. Auch in der Wirtschaft werden verschiedene Verbesserungen vorgenommen werden müssen. Zunächst ist eine gewisse Leistungskontrolle unentbehrlich. Es ist zwecklos und in jeder Weise unrentabel, Tiere durchzufüttern, deren geringe Leistungen in keinem Verhältnis zu den Unterhaltungskosten stehen. Die Erzeugungskosten in der Viehhaltung lassen sich nur senken, wenn höhere Leistungen den jetzigen Unkosten je Einzeltier gegenübergestellt werden können. Eine zweckmäßige Fütterung und Haltung der Tiere ist notwendig, um die Leistung der Tiere zu erhöhen. Wertvolles Raufutter muß erzeugt werden.

Genügen die Wiesen nach Qualität und Menge nicht, um genügend Futtermengen zu schaffen, so muß durch Feldfutterbau der passende Ersatz geschaffen werden. Die billigsten und wertvollsten Futterpflanzen auf dem Acker liefern Luzerne und Rotklee. Trägt der Boden diese Früchte nicht, so muß ein Gemenge von Getreide und Hülsenfrüchten angebaut werden, um sowohl für

Grünfütterung, als auch durch Reifwerden dieses Gemenges genügende Futtermengen zu erzielen.

Wo Dauerweiden möglich sind, sind solche einzurichten. Aber nur intensive Dauerweiden sind heute noch rentabel. Man richtet kleinere Koppeln ein, damit das Gras schnell abgefressen wird. Jede Koppel wird zunächst mit den Milchkühen höherer Leistung besetzt, die nach kurzer Zeit in eine andere Koppel getrieben werden, um stets nur das jüngste und beste Gras zu verzehren. Dann folgen in die zuerst besetzte Koppel Kühe mit geringerer Leistung, und schließlich als letzte Gruppe Jungvieh und Pferde. Durch geeignete Düngung und Pflege der Weiden können wir bei der Dauerweide eine außerordentliche Steigerung der Leistungen bei sinkenden Kosten erreichen. Eine Zufütterung von Kraftfutter auf der Weide kann nicht empfohlen werden, da sie meistens nicht rentabel ist und bei guter Pflege und Düngung die Dauerweide genügend Nährstoffe liefert. Vor allem kann den Landwirten nicht genug empfohlen werden, eine genaue Futterberechnung aufzustellen. Nirgends läßt sich heute so leicht Geld verdienen, wie bei einer richtigen Zusammensetzung der Futterrationen. Man muß überall bestrebt sein, eine Fütterung nach Leistung einzuführen.

Vielfach kann die Fütterung verbilligt werden durch Einrichtung von Grubensilos, die in keinem fortschrittlichen Landwirtschaftsbetriebe fehlen dürften. Wirtschaftseigenes Futter und Dünger, mit anderen Worten Feldfutter zur Ernährung des Viehs und Stallmist zur Versorgung des Ackers sind die Grundpfeiler, die den landwirtschaftlichen Betrieb in guten und schlechten Zeiten stützen. Die Saftfuttermengewinnung kann wesentlich dazu beitragen, unserem Vieh mehr und billigeres Grundfutter zur Verfügung zu stellen.

Durch geeignete Zucht ist auch eine Stärkung der Leistungsfähigkeit zu erreichen. Der Landwirt von heute, und vor allem der Landwirt der Zukunft, wird immer mehr und schärfer rechnen müssen, wie der Landwirt der Vorkriegszeit. Die veränderte wirtschaftliche Lage läßt dauernd Konjunkturschwankungen auftreten, die im Betrieb berücksichtigt werden müssen. Vor allem dürfte es vielfach rechnerisch richtig sein, das Getreide bei der Fütterung des Milchviehs durch Umtausch gegen Delfuchen aus der Fütterung zu verdrängen. Mit einem Zentner Getreide ist es oft möglich, mehr als einen Zentner Delfuchen zu kaufen, und man hat dadurch einen weit höheren Nährstoffgehalt als in einem Zentner Getreide.

Alle Maßnahmen zur Hebung und Verbilligung der Milcherzeugung werden sich umso schneller und vorteilhafter auswirken, je mehr dabei gleichzeitig weniger leistungsfähige und nicht genügend gesunde Tiere ausgemerzt werden. Das beste Mittel hierzu ist eine schnelle Ausbreitung der Kontrollvereine.

Auch bei der Schweinehaltung muß versucht werden, durch verbesserte Fütterungsmethoden die Produktionskosten zu senken. Verstärkte Eingeißgaben, Verkürzung der Ruhungsdauer und damit der Umlauf in der Schweinehaltung sind die wesentlichsten Mittel, um hier Produktionsersparnisse zu erreichen. Eine gesunde Viehzucht bildet das Rückgrat der deutschen Landwirtschaft.

Es ist deshalb Pflicht jedes vorwärtstrebenden Landwirts, seine Viehbestände vor Seuchen, durch welche die Viehzucht jährlich große Verluste erleidet, mit allen Mitteln zu schützen.

Eine planmäßige Siedlung, vor allem im Osten, durch Schaffung von Bauernwirtschaften wird notwendig sein, um den Grund und Boden besser auszunutzen und mehr arbeitswilligen Leuten eine Existenz zu geben. Zum Schluß sollen einige betriebswirtschaftliche und wirtschaftspolitische Gesichtspunkte besprochen werden. Unproduktive Ausgaben, Investierung von Kapital auf lange Zeit müssen nach Möglichkeit vermieden werden. Das vorhandene Betriebskapital ist möglichst produktiv anzulegen und nur dort zu be-

nutzen, wo ein möglichst großer Nutzen durch schnellen Umsatz erzielt wird. Ein entsprechender Schutzoll für landwirtschaftliche Erzeugnisse ist heute ebenso notwendig, wie ein Schutz für Industrieerzeugnisse. Die Landwirtschaft kann nicht lebensfähig bleiben, wenn sie sich nicht durch einen Schutzoll gegen ausländische landwirtschaftliche Erzeugnisse sichert. Das Einschleppen von Seuchen ist durch genügend veterinärpolizeiliche Maßnahmen zu verhindern. Der Landwirtschaft kann nur geholfen werden mit einem langjährigen Kredit zu günstigen Zinssätzen, was heute von großer Wichtigkeit ist. Anstelle der vielen Steuern muß eine einzige Bodenertragssteuer gesetzt werden, die nach der Güte des Bodens gestaffelt wird. Eine Herabsetzung der Steuern und vor allem der sozialen Lasten ist dringend notwendig, soll die Landwirtschaft wieder rentabel werden. Eine Umstellung der staatlichen Wirtschaftspolitik in einer den berechtigten Wünschen der Landwirtschaft Rechnung tragenden Weise ist heute Existenzfrage für die deutsche Landwirtschaft.

Die Landwirtschaft geht jetzt durch Jahre so ernster und schwerer Prüfung, daß sie das Recht hat, unter günstigen Bedingungen aufzuatmen und freudig dem Volksganzen zu dienen. Das deutsche Vaterland muß auch bestrebt sein, der deutschen Landwirtschaft Schutz und Anerkennung in jeder Weise zuteil werden zu lassen, denn, bricht die deutsche Landwirtschaft zusammen, dann ist es um die gesamte deutsche Volkswirtschaft geschehen.

Volkswirtschaft

Von Artur Schiller.

Das schlesische Volk liebt es besonders, die alltägliche Redeweise mit mehr oder weniger humoristischen Redensarten zu verzieren, um sich dadurch ein wenig über die Gleichgültigkeit und Trockenheit des Lebens zu erheben. Nicht selten sind die Vorspiele Ausflüsse weiser Abgeklärtheit. Es lohnt sich daher wohl, einmal einige davon in bunter Folge aufzuzeichnen. Wenn einer sagt: „Jetzt habe ich vergessen, was ich sagen wollte“, so entgegnete der andere, „dann war's eine Lüge“. Das kann stimmen, denn Erdachtes vergißt man leichter als Wahres; „der Lügner muß lange Beine haben!“

Einer kummert sich um „ungelegte Eier“, also Sachen, die es noch gar nicht gibt. Jemandem, der Strafe verdient, droht man

mit der Umschreibung „ungebrannte Asche“. Einen Einfältigen schickt man in die Apotheke, um Flohsamen oder Rückenfett zu holen. Von Ziegen oder Menschen, die ähnlich mager sind, sagt man, sie haben das Fett inwendig. Im Gegensatz dazu hat ein ungewöhnlich dicker Ferkelbruder „Kummer-speck“. Wessen Handteller juckt, der hat Geld zu erwarten, das ihm die Hand angenehm füllen wird. Wenn die Ohren summen, von dem reden die Leute, gutes, wenn es das rechte Ohr ist, beim linken Ohre schlechtes (oder umgekehrt). Wer ein recht mißvergnühtes Gesicht macht, der ist mit dem linken, also dem unrechten Beine, zuerst aufgestanden, oder es ist ihm eine Laus über die Leber gelaufen, was in Wirklichkeit frei-

sich ein recht unangenehmes Gefühl sein mußte.

Sprechen zwei Personen in der Unterhaltung zufällig dasselbe Wort, so leben sie noch ein Jahr zusammen. Der Einklang läßt vermuten, daß es geistig oder gesellschaftlich verbundene Leute sind.

Einen zudringlichen Menschen wehrt man dagegen mit der Redensart ab: Wir haben noch nicht einen Scheffel Salz mitkommen gegessen, oder gröber: Habe ich mit dir schon die Säue gehütet? Soll heißen: Wir verstehen uns doch nicht, wir kennen uns noch lange nicht genug. Wer die Treppe herauf fällt, hat Glück. Die meisten haben das Pech, die Treppe hinunter zu fallen und sich dabei zu schlagen. Wer recht an Rakenjammer leidet, der muß „Hundsloben“ auflegen; das Gegenteil muß doch sicher helfen.

Diegt ein Strohhalbm im Zimmer, dann kommen Gäste. Dies erinnert an eine sehr frühe Zeit, wo man in Erwartung lieber Gäste von der stets kotigen Landstraße Stroh in den Wohnräumen auszubreiten pflegte.

Einer eiteln Frauensperson, die hoffnungslos häßlich ist, rät man, kalten Kaffee- rauch zu benutzen (den es natürlich nicht gibt). Was man sich beim Fallen einer Sternschnuppe wünscht, trifft ein. Leider fällt sie aber meist so rasch, daß man gar nicht erst zum Nachdenken kommt. In der Weihnachtszeit gibt es viel Nußschalen. Man rät, sie aufzubewahren, denn der Apotheker gäbe für das Pfund Nußschale einen Taler. Bekanntlich verbrennen die Schalen der Wallnüsse fast ohne Asche.

Wer bei einem Ausgange nochmal in seine Wohnung umkehren muß, hat Unglück. Kann schon sein, denn er dürfte zerstreut sein oder sich sein Vorhaben nicht genügend überlegt haben.

Der Satz: Die Kirmes der Stadt N. N. ist einen Tag vor dem ersten Schnee, umschreibt lustig die Tatsache, daß eine Stadt keine Kirmes feiert.

Wer z. B. einem Vogel oder Hasen Salz auf den Schwanz streut, bekommt ihn sicher, natürlich, falls das Tier das Streuen abwartet.

„Wer lange suppt, lebt lange“, klingt wie: „Suppen ist gesund“, spricht aber nur den selbstverständlichen Gedanken aus, daß man nur so lange suppen kann, wie man lebt.

Kommt jemand an eine Gastafel heran und fragt, wo er sich eigentlich hinsetzen soll, so rät man ihm drastisch: Setz' dich dahin, wo deine Mutter gefessen hat, wie sie Braut war.

Manche Redensart sieht wie Aberglauben aus, der Schalk guckt aber um die Ecke. So soll es Unglück bringen, wenn man ein altes Weib begegnet. Freilich. Ein junges, hübsches sieht man lieber.

Der zur Jagd ausziehende Jäger will nicht hören: „Viel Glück!“ Er erwartet den Wunsch „Sals- und Weinbruch!“

Auch eine Kake, die quer über den Weg läuft, bringt Unglück; sie huscht rasch vorüber, daß man erschrickt. Dagegen das dicke, fette Glück, das beliebte Schweineglück! Schweine zur Linken, wird Glück dir winken! Vor einem so dicken Fortunabilde hat man sogar ehrfurchtsvoll den Hut abzunehmen, ebenso vor dem Herrn Schornsteinfeger, den die Kinder doch so fürchten, dem schwarzen Mann. Dagegen ist der Schimmel — vielleicht eine Erinnerung an Wotans Schimmel — beliebt bei heitratslustigen Jungfern; sie zählen die Schimmel. Bei dem hundertsten wird ihnen das Schicksal den richtigen Bräutigam zeigen.

Erhält man Messer, Schere und andere dergleichen spitze Dinge, so darf man nicht danken, denn das zerschneidet die Freundschaft. Wer aber während des Gesprächs heftig niesen muß, hat es beniest; das Gesagte ist wahr, ist bestätigt.

Wenn 13 zu Tisch sitzen, muß einer zuerst sterben. Zweifellos richtig. Man braucht erst gar nicht an das hl. Abendmahl mit den 12 Jüngern zu denken. Eine Reise am Freitag zu beginnen, wird abgeraten. Dies dürfte mit der Passion zusammenhängen.

Bestimmt ein momentanes Unglück sind aber 13 am Tische, wenn — nur für 12 gesocht ist.

Früher pflegte man das anzuschneidende Brot auf der Rückseite mit dem Messer zu bekreuzen, um es zu segnen. Jetzt noch darf man es nicht mit dem angeschnittenen Teil nach außen an die Tischkante legen, sonst fällt der Segen herunter.

Die Spinne gilt wegen ihres wunderfeinen Netzbau als besonders weises und daher schicksalkündendes Tier. Man sagt: Spinne am Morgen, Kummer und Sorgen, Spinne am Abend, erquickend und labend.

Wohl auch:

Spinne am Mittag, Glück in den Geldsack.

Daher pflegt man, wenn man morgens eine Spinne sieht, um das böse Omen abzuwenden, das unschuldige Tierchen zu zerretzen.

Spinnennecke sollen das rinnende Blut stillen, zuspinnen. Entsteht im Zimmer plötzlich eine allgemeine Gesprächspause, was doch eine gewisse befangene Unbehaglichkeit verursacht, so sagt einer gewiß: Es geht ein Geist — oder ein Engel — durchs Zimmer. Spötter sagen: Ein Leutnant bezahlt seine Schulden!

Wenn Pflanzen bei zunehmendem Monde umgekehrt werden, z. B. Gänseblümchen, so werden sie voll, wie der wachsende Mond.

Bei zunehmendem Monde muß man sich die Haare schneiden lassen. Das befördert Vollwerden des Haarmuchses.

Fressen die Hunde, die doch sonst Fleisch gern haben, plötzlich Gras, oder fangen sogar die Schöpfe, eine unempfindliche Tiergattung, an zu niesen, so gibt es eine Umwälzung in der Natur; es ist Regen zu erwarten. Früher fuhrn auch im Gebirge und Vorgebirge die kleinen Wagen herum, auf denen die „Rußbuttenmänner“ ihre Ware feilboten. Bei ihrem Erscheinen prognostizierte man ebenfalls auf Regen, wahrscheinlich, weil bei trübem Wetter der Ruß im Schornstein niedersinkt.

Wer sich pünktlich die Fingernägel an jedem Freitag schneidet, der bleibt von Zahnschmerz frei. Das ist wahrscheinlich, denn

wer schon mit seiner Nagelpflege (man denke aber an die alte Zeit vor der Maniküre) so sorgfältig ist, der wird es wohl auch mit der Pflege seiner Zähne genau nehmen.

Auf einer Schweizerreise machte ich einst mit zwei Herren einen Ruhetag in dem romantischen Orte Tiefenkaften, am Beginne des Juler- und Albula-Passes. Der Gastwirt schickte uns nach dem Essen hinauf zu einer mitten im Orte gelegenen Kapelle, einem berühmten Aussichtspunkte. Er fügte, unserer ungläubigen Mienen nicht achtend, hinzu, die Kapelle sei auch wunderthätig. Denn wer einmal andächtig um dieselbe herumgegangen sei, bekomme nie wieder Zahnschmerzen. Als wir oben angekommen waren, wurden wir alsbald gläubig: Das Gebäude lag mit drei Seiten hoch auf den schroff abfallenden Felsen.

Die Zisterzienserabtei Rauden und die Bischofsstadt Meisse

Getreu den Regeln des Ordens und der Stiftungsurkunde des Herzogs Wladislaus von Oppeln, war die ehemalige Zisterzienserabtei nicht nur eine Stätte der Wissenschaft, der Frömmigkeit und des schaffenden Fleißes, sondern auch ein nicht zu unterschätzender Kulturfaktor im fernsten Osten Schlesiens. Groß, stark und nachhaltig mag der Einfluß der weiß-schwarzen Mönche auf die nähere und weitere Umgebung des Klosters gewesen sein. Zahlreich waren die Ströme mancherlei Segens, der in die waldumstarrte, kulturell schwach erfasste oberschlesische Landschaft hinausströmte. Es ist lehrreich und interessant, festzustellen, wie mannigfache Beziehungen die Abtei zu hochstehenden Zeitgenossen unterhielt, zu den verwandten bedeutenden Klostergründungen in Camenz, Leubus und Himmelwitz, zu den politischen und ständischen Machthabern und den städtischen Gemeinwesen, soweit letztere damals Bedeutung und Ansehen hatten.

Greifen wir nun die Stadt Meisse heraus, so ergeben sich Beziehungen in zweifacher Hinsicht; solche wirtschaftlicher Art, weil die Stadt als Mittelpunkt eines lebhaften Handels und als Warenstapellplatz eine führende Stellung einnahm, und Beziehungen zu der Residenz des Breslauer Bischofs, der etwa um die Mitte des 16. Jahrhunderts Einfluß auf die inneren Geschicke des Klosters, besonders auf die Abtswahlen, zu erlangen mußte.

Nach den Klosterrechnungen war der Bedarf an Gewürzen, Süßfrüchten und anderen

Kolonialprodukten, an Salz und Seefischen kein geringer, da das Stift eine beträchtliche Anzahl von Angehörigen nicht nur in der Abtei, sondern auch auf den Stiftsvorwerken und Feldklöstern zu beköstigen hatte; und dem verfeinerten Geschmack der Zeit folgend, stellte sich auch das Bedürfnis nach solchen Erzeugnissen ein, die nicht der eigenen Wirtschaft entnommen werden konnten. Es ist ferner nicht ausgeschlossen, daß die Mönche mit den gekauften Waren innerhalb des Klosterbezirks Handel trieben.

Die Stadt Meisse wird in den Rechnungen öfter genannt. So bezog man von dort Anis (den Scheffel zu 3 fl.), Zimt, Mandeln (den Stein zu 4 fl.), Kastanien (das Pfund zu 10 Groschen), Zitronen (das Stück zu 7 Groschen), Senf, Safran (das Pfund zu 12 Groschen). Meliszucker (den Stein zu 5 fl. 18 Groschen). Wie groß der Verbrauch gewesen ist, geht aus der Tatsache hervor, daß man im Jahre 1724 allein für Anis 123 fl. 7 Groschen 16 Heller verausgabte. Meisse wird auch als Bezugsort für Stockfische (der Bentner zu 9 fl.) und neue Hamburger Heringe (die Tonne zu 13 fl., 1754 schon 32 fl.) genannt.

Der bedeutendste Abt von Rauden, Andreas Emanuel (1648–1679) ließ die im dreißigjährigen Kriege gänzlich verfallenen Klostergebäude wieder aufbauen. Die drei Flügel gegen Osten, Westen und Norden sind in der Hauptsache sein Werk. Den Bau leitete der fürstbischöfliche Architekt und Maurermeister Melchior Werner aus Meisse.

Hierfür erhielt er eine Entschädigung von wöchentlich 3 Talern nebst Beköstigung und 3 Quart Bier. Der Meister mußte wohl seine Gehilfen mitgebracht haben, die nach seinen Angaben und als Vorarbeiter für die robotpflichtigen Klosterhörigen an dem Bau beschäftigt waren; denn sie werden in Verbindung mit ihm erwähnt, nämlich sein Stellvertreter, der Polter oder „Werkgefell“, und mehrere Maurer.

Bei den Verhandlungen über die Abtwahlen stoßen wir öfter auf die Stadt Reiffe. Man kann aus den überlieferten Tatsachen sichtlich den Schluß ziehen, daß das „Schlesische Rom“ mit seinem geistlich-kirchlichen Gepräge manche Eltern veranlaßte, ihre Söhne dem Priesterstande, sei es als Weltgeistlicher oder als Ordensmann, zuzuführen.

Abt Michael Walter (1586–1591) war ein Reisser Kind. Da Rauden keine geeignete Person unter den Conventualen besaß — der Abt mußte laut besonderer Verordnung nunmehr deutscher Abkunft sein —, lenkte die bischöfliche Kommission die Aufmerksamkeit auf den Subprior des Hohenfurter Klosters in Böhmen, Michael Walter, dem von seinem Ordensoberen bezeugt wird, daß er „ein gelehrten, rechtschaffener, ehrbarer und religiöser Mann“ sei. Mit Protest und Vorbehalt nahmen die Raudener Mönche ihren neuen Abt auf; aber er verstand seine Unter-

gebenen mit seiner Wahl auszuföhnen. Alle Brüder verehrten ihn wie einen Vater.

Der unter dem Einfluß des Bischofs Andreas von Breslau zum Abt gewählte Dechant der Ratiborer Collegiatkirche, Peter Sebth, empfing die Weihe für sein hohes Amt in der Pfarrkirche St. Jakobus zu Reiffe. Am 1. November 1595 ging die Feierlichkeit unter Assistenz der Aebte von Camenz und Heinrichau vor sich.

Am 26. August 1608 erhielt als Johannes V. die Abtwürde des Raudener Klosters der bisherige Prior daselbst, Johannes Dorn, ebenfalls aus Reiffe stammend. Seit seiner Profess war er Mitglied der Klostergemeinde, der er nun als Vater vorstehen sollte. Als Wahlkommissare ernannte der damalige Verweser des Breslauer Bistums den Dechanten Johann Spillinger zu Reiffe und Martin Vagus, „der Kreuzherren mit dem roten zweifachen Kreuz in Böhmeim und Schlesien obrister Probst, ordens des hl. Grabes zu Jerusalem und des Hauses zur Reiffe zu unserer lieben Frau auf dem Salzringe“.

Auch der Nachfolger Johannes V. war ein Reisser Kind, Laurentius Merkel mit Namen. Er hatte zu Rauden die Ordensgelübde abgelegt, bekleidete jedoch vor seiner Wahl zum Abt das Amt eines Priors im Kloster zu Himmelwitz.

Max Niedurny.

Insektenbeobachtungen im Nebelmond

Von Julius Stephan.

Nicht immer kann die Sonne scheinen, nicht immer können die Blumen blühen und die Vögel singen. Für den Naturfreund aber hat die trübseligste Zeit des Jahres, der Nebelmond, interessante Seiten, Reize, die man nur suchen und finden muß. Fahl und kahl, öde und leer starren uns wohl Feld und Wald entgegen, Staubregen rieselt herab und hüllt die Natur in ein trostloses Gewand, Stürme tosen über die Höhen, und Nebeldämonen lungern um Haus und Busch und wollen oft tagelang nicht weichen. Mich treibt's aber auch jetzt, falls das Wetter nicht gar zu sehr tobt, hinaus ins Freie, an meine geliebten Plätzchen in Feld und Hag. Ich habe für diese Tage meine besonderen kleinen Spaziergänge auf einer besonders geschützten, zumeist durch Wald führenden Straße, die ich meinen November-Weg nenne.

Nebel um uns, über uns. Es ist ein eigenes Gefühl, so durch dieses geheimnis-

volle Weißgrau zu wandern. Wie Gespenster erscheinen die Bäume, die Sträucher, die Felsen, an denen man vorübergeht. Töne, die man von Jugend auf kennt, klingen ganz ungewohnt; man weiß nicht recht, woher sie kommen. Vogelstimmen vernehmen wir. Sind es Wanderer in der Höhe, sind es vorüberstreichende Drosseln im Walde, die da rufen? Der Nebel dämpft den Schall ganz eigenartig und täuscht das Ohr des Lauschers. Doch da hebt sich der trügende Schleier plötzlich, und wir können den Weg vor uns eine Strecke weit übersehen.

Da sprang der Dunst in Scherben,
Ein Zauberreich lag da —
So muß es sein beim Sterben,
Wenn man das Ewige sah! . . .

Was huscht dort im Dornengerank der Brombeer- und Hagebuttensträucher umher? Wie wir näbertreten, furt eine flinke Meise davon; sie hat wohl Schnabelweide gesucht und





Jahrmarkt in Ratibor: Schweinekauf.
(Nach einem Lichtbild von Dr. L. Roszella.)



Kommt die Mutter noch nicht vom Jahrmarkt zurück?
(Nach einem Lichtbild von Dr. L. Roszella.)

wahrscheinlich auch gefunden; denn in dem Gewirr verbergen sich immer allerlei kleine Kerbtiere. Vielleicht hatte sie es auf die Inzassen der Schlafäpfel hier am Wildrosenzweige abgesehen. Diese merkwürdigen Gebilde wollen wir doch etwas näher in Augenschein nehmen. Es sind walnuß- bis faustgroße knollige Anschwellungen von zart gelbgrüner und rötlicher Färbung und umhüllt von einer moosartigen Verkleidung, die so aussieht, als hätte der Erbauer das Häuschen festlich schmücken und zugleich vor gewissen Augen verbergen und unkenntlich machen wollen. Das Volk nennt die Dinaer Rosenschwämme, Rosenkötze, Moosäpfel, Herrgottsspilleinchen; die Bezeichnung Bedengare Schlafäpfel, stammt aus dem Persischen und deutet auf die einstige Verwendung als schlafbeförderndes Mittel hin; in einzelnen Gegenden legt man sie noch heute Kindern unter das Kopfkissen. In der alten Medizin spielten die Rosenäpfel überhaupt eine geheimnisvolle Rolle, u. a. dienten sie als unschleibare Arznei gegen Blasenleiden. Ihre Entstehung schrieb man natürlich mystischen Kräften zu. Tatsächlich sind sie Produkte von Rosengallwespen, kleinen (nur 3–4 Millimeter langen) mückenartigen rotbeinigen Tierchen von schwärzlicher Färbung. Sie stechen im Frühjahr die Zweige der Wildrosen an und legen ihre winzigen Eierchen in die Wunden. Durch die Tätigkeit der daraus entstehenden Larven wird nun die Bildung der Gallen veranlaßt; wie das geschieht, ist uns noch ein Rätsel. Diese Kinderwiegen, eben die Schlafäpfel, sind, wie ein Durchschnitt lehrt, mehrkammerig, d. h. sie enthalten im Gegenfatz zu den bekannten Eichengallen, mehrere in verschiedene Höhlungen verteilte Inzassen. Sind letztere ausgewachsen, was gewöhnlich im Herbst der Fall ist, so verwandeln sie sich in Puppen, aus denen nach kurzer Ruhe die Wespfchen hervorgehen, die das Gehäuse indes erst nach der Ueberwinterung verlassen. Das scheinen Meisen und kleine Spechte ganz genau zu wissen; denn man überrascht sie im Winter manchmal beim Anhacken der Rosenäpfel.

In den Gebilden haufen übrigens noch andere Gallwespen, sogenannte Einmieter, besonders häufig eine schwarze Art, die den Namen Brandts Gallwespe führt. Und um die Sache noch verzwickter zu gestalten, legen auch Schlupfweipen ihre Eier in die Haupt- und Astermieter hinein; so daß schließlich eine recht bunte Gesellschaft aus den Schlafäpfeln ans Licht tritt.

In der Mythologie ist der „Rosenkönig“ als Schlafdorn recht bedeutsam, so u. a. in der Sage von der Walküre Brünhilde und im Märchen vom Dornröschen. Vielleicht hatte der ursprüngliche Dichter, indem

er dem Gebilde solche Zauberkraft zueignete, eine dunkle Ahnung von der wunderlichen Wirkung, die vom Gallinsekt auf die von ihm bewohnte Pflanze ausgeht. Denn in der Tat ist es — wir müssen uns dies immer wieder vor Augen halten — ein ganz wunderbarer, unerhörter Vorgang, der sich hierbei abspielt. Mit einem haarfeinen Stachel wird dem Pflanzenleib eine fast unsichtbare Verletzung beigebracht, ein winziges Ei hineingelegt, dem später eine winzige Larve ent schlüpft, und dieses kleine, schwache Wesen bringt eine geradezu ungeheuerlich erscheinende Wirkung hervor. Was sonst keine Kraft vermag, das vermag die Gallwespe. Mit einem Schlag oder vielmehr mit einem Stich ändert sie den Bauplan des Rosenstrauches, des mächtigen Eichbaumes, des Lindenblatts, sogar den Bauplan mancher Blüten, und zwingt die hauernden Kräfte in eine andere Richtung.

Eine andere Art von Rosengallwespen schieht nicht, wie jene, die Triebe, sondern die Fiederblätter der Wildrose an und erzeugt dadurch die roten erbsengroßen Markgallen, die wir auch im Garten mitunter beobachten können. Hier an den Brombeerranken am Wege sehen wir auffällige Anschwellungen der Stempel. Wenn wir mit dem Taschmesser die ziemlich glatte Rinde abheben, bemerken wir zahlreiche kleine Höhlungen, die Larvenkammern der Brombeergallwespe. Ähnliche Arten bewohnen die Habichtskräuter, den Mohn, Salbei, das Fingerkraut, die Schwarzwurzel und weitere krautartige Pflanzen.

Aber nicht nur die Gallwespen, auch andere Insekten sind die Urheber von Gallenbildungen, z. B. Gallmücken, Gallenläuse, Gallmilben, Raupen gewisser Kleinschmetterlingsarten (Gallenwickler) u. dgl. Die Familie der Gallmücken umfaßt ein ganzes Heer zartgebauter Zweiflügler, von denen viele durch die Geshäftigkeit ihrer Maden an Nutgewächsen erschreckende Schädigungen anzu richten vermögen. Der Landwirt, Gärtner, Obstzüchter, auch der Forstmann kann ein Vieles davon singen. Es sei nur an ein paar Namen erinnert: Weizengallmücke, Getreideverwüster, Heffensfliege, Erbsengallmücke, Koglallmücke, Birngallmücke, Himbeergallmücke, Kiefernseidengallmücke, Weidenrosengallmücke. Die hellroten Larven der letztgenannten Art leben einzeln in Zweigspitzen der verschiedensten Weiden und erzeugen dort eigentümliche Blattrosetten, die wunderfamen Weidenrosen. Andere Arten treten zwar oft auch in großer Menge auf, sind aber in wirtschaftlicher Beziehung bedeutungslos. Mit zweien von ihnen (b. h. mit den Folgen ihrer Tätigkeit) können wir heut Bekanntschaft machen. Die eine ist die Buchengallmücke, ein 4 Millimeter

großes gelblichgraues Tierchen, das im Mai fliegt und das junge Buchenlaub mit Eiern belegt. Die kleinen weißen Larven leben in spitzekegelförmigen, harten, glatten Gallen, die anfangs grünlich und grau, später zum Teil rot sind. Sie sitzen auf der Oberseite der Blätter, oft bis zu 40 Stück (eines neben dem andern) auf einem einzigen Blatt. Ältere Stämme sind in manchen Jahren derart vor Gallen belastet, daß sich die Äste biegen. Hier an dem zu Boden gefallen Buchenblättchen sehen wir die Häuschen ganz deutlich, auch einige der noch hängenden Blätter sind von ihnen besetzt. Den Winter über bleibt die Larve in der Galle; die Verpuppung erfolgt erst im Frühjahr.

Neben einem dicht an die Straße herangebauten Wohnhause steht eine Linde. An manchen ihrer in den Graben gewehten dünnen Blättern läßt sich noch die Spur der zweiten Gallmückenart erkennen. Das Insekt führt den sonderbaren Namen *Oligotrophus reaumurianus*, zu deutsch „Reaumurs (des großen Naturforschers) kleiner Gichtknoten“ — eine ebenso schnurrige wie treffende Bezeichnung, wie du gleich sehen wirst. Wenn im Mai der Lindenbaum seinen weichen Blättermantel um sich gelegt hat, wird er von der kleinen eben genannten Mücke umschwärmt, freilich nicht mit Gesumm, wie später, zur Blütezeit, von der Biene. Lautlos sitzt das Insekt die Blattoberseite an und legt mit jedem Stich ein Ei ab. Bald zeigt das Blatt viele linsenförmige Verdickungen („Gichtknoten“) in seinem Gewebe, die als stumpfe Regel aus der Oberseite hervorstechen, während sie an der Unterseite nur halbkugelförmige Warzen bilden. Seltsamerweise tritt nun im August oder September, wenn sich die vorher grüne Galle gelb und braun färbt, eine Gliederung des Ganzen in zwei Teile ein, in eine Innen- und Außengalle. Wie von einer Maschine wird der innere, die Larve beherbergende Teil ausgefranst, bleibt jedoch zunächst noch als Pfropf in seiner Umwallung stecken. Diese zieht sich mehr und mehr zusammen und preßt die einem kleinen Samen Korn ähnliche Innengalle heraus, so daß sie mit der in ihr hausenden Made zu Boden fällt. Wohlverwahrt verbringt die Larve den Winter im Gehäuse. Vor ihrer Verpuppung nagt sie am abgerundeten Ende der Galle noch eine Ringfurche aus, damit die junge Mücke mit leichtem Druck den Deckel öffnen und ins Freie gelangen kann.

Man weiß nicht, wie Dr. Wurm sagt, was man mehr bewundern soll, den einzigartigen Bau der Kapselgalle und ihre Entstehung oder die Färdigkeit des unscheinbaren Würmchens. Ja, der ungelösten Rätsel in der

Lebensgeschichte unserer Kleintierwelt sind so viele, so viele!

*

Je weiter wir ins Tal hinabkommen, um so lichter wird es. Rechts tritt auf eine kurze Strecke Feld und Wiese bis an die Straße heran. Ehe wir uns versehen, sind wir in einem Mücken schwarm. Eine ganze Wolke von großen Mücken spielt in der Luft, sich hebend und senkend, als wäre es Sommer. Du schüttelst verwundert den Kopf: Mücken im Spätherbst, im Winter? Das geht wohl nicht mit rechten Dingen zu, meinst du und staunst, daß ich nicht staune. Freilich ist das eine Merkwürdigkeit, aber nicht in dem Sinne, als läge ein Ausnahmefall des Jahres vor. Es handelt sich hier um keine an den Sommer gebundene Zweiflüglerart, und wir haben auch nicht nötig, dem Schwarm auszuweichen, denn blutdürstige Stecherinnen sind nicht darunter. Es ist die Winter- oder Tanzmücke. Die Wissenschaft hat sie *Trichocera hiemalis* („winterliches Haathorn“) getauft, weil die Männchen dieser Sorte buschig behaarte Fühlhörner besitzen. Im Gegensatz zu den anderen zweiflügligen Kerbtieren, deren Erscheinen in die wärmere Jahreszeit fällt, entschlüpft sie im Spätherbst ihrer Puppenhülle, lebt den Winter hindurch, sitzt bei sehr kaltem und nassem Wetter unter Laub, Moos und Rinde versteckt und kommt bei jedem milden Aufzug hervor, um lustig auf und ab zu tanzen. Im Vorfrühling, wenn ihre Verwandtschaft sich zu entwickeln beginnt, stirbt sie ab. Man trifft sie bei uns fast überall in Wäldern, Gebüsch und Gärten in Menge. Da ihre Maden von faulendem Laube und verwesenden Pilzen leben, so gehört sie mit zu dem großen Heere der Gesundheitspolizei in der Natur, die überall, wie der behördliche Sachausdruck lautet, „das Erforderliche veranlaßt“, wo sich tote pflanzliche und tierische Stoffe auf dem Boden und im Wasser bilden. Außerdem erfüllt sie noch eine andere wichtige Aufgabe, indem sie Zaunkönigen und anderen kerbtierfressenden Vögeln im Winter zur Nahrung dient.

Die Wintermücke ist nicht das einzige Insekt, das im entwickelten Zustande gerade jetzt erscheint, es gibt noch mehrere solcher unverfrorenen Gesellen, die ihre „Flitterwochen“ in die unwirtlichste Zeit des Jahres verlegen. Hier am Holastock sitzt schon einer von ihnen: der Federbuschspinner, den man füglich den „Novemberspinner“ nennen könnte. An den prächtigen langen Kammfühlern erkennt man, daß es ein Männchen ist; das Weibchen entbehrt dieser Zier, seine Fühlhörner sind mehr borstenförmig und kurz bewimpert. Wo der Herr ist, ist auch die Frau nicht weit. Vielleicht kann ich sie herbeizaubern: ich schüttle das neben-

stehende Hornbäumchen, da fällt etwas in wirrender Bewegung langsam herab, es sieht aus, als purzle eines der charakteristischen Samenflügelchen des Horns zur Erde. Du denkst auch tatsächlich ein solches zu sehen, in Wirklichkeit aber ist dieses Etwas das gesuchte Weibchen. Was sagst du zu solcher Mogelei? Die Natur kann auch Späße machen; die gehören aber — wie Prof. Marshall bemerkt — nie zu der dummen Sorte, wie man sie zuweilen bei uns Menschen zu beobachten Gelegenheit hat, im Gegenteil, sie sind stets sinnreich und zweckdienlich. Wir wollen uns jetzt nicht über die Bedeutung dieser Anpassungsercheinung unterhalten, schauen wir uns lieber den Falter einmal genau an. Allzu viel gibt's eigentlich nicht an ihm zu sehen, aber das Wenige, was in die Augen fällt, kann uns recht viel sagen. Die schönen Fühler des Männchens haben wir bereits gewürdigt; wir wissen, daß sie ein ebenso vorzügliches wie notwendiges Instrument darstellen, das Aufsuchen des „schwächeren Geschlechts“ zu erleichtern. Die Hochzeit darf auch nicht lange aufgeschoben werden, denn die Lebens- und Liebeszeit der Novemberspinner ist kurz bemessen. Ihr Rüssel ist derart verkümmert, daß er unfähig ist, irgendwelche Nahrung aufzunehmen. Dann aber kann jeden Tag der Winter mit aller Kraft einsetzen und das schwache Lebensflämmchen auslöschen. Da heißt es, die flüchtigen Stunden ausnützen! Das Weibchen, das wir da vorhin herunterholten, war vielleicht schon dabei, für seine Nachkommenschaft zu sorgen und die Eier, immer zu zwei oder drei, an die Knospen des Horns zu legen. Im Frühjahr werden die Raupen auskriechen, sich zwei Monate von dem frischen Laube mästen, dann am Stamme herabkriechen, in der Erde Höhlungen herrichten und sich darin zu Puppen verwandeln, die den ganzen Sommer und Herbst über liegen und erst im November, nach Eintritt schärferer Fröste, die neuen Falter ergeben werden. Sonderbar! Aber man muß das Leben vieler Schmetterlinge ungefähr so beurteilen, wie das einer einjährigen Pflanze. Bei beiden ist die Zeit der Vorbereitung lang, die Zeit der Blüte und der Liebe umfaßt nur wenige Tage, oft nur Stunden.

Wir müssen uns hüten, in diesen Spätherbstaltern (wozu auch der von Ende Oktober bis Anfang Dezember schwärmende, abends gern ans Licht kommende Pappelspinner gehört) Tiere zu vermuten, die sich etwa verspätet oder zu früh aus der Puppe befreit haben. Nein, es ist tatsächlich das kalte, unfreundliche Wetter, was sie zur Entwicklung bringt, und sie sind eigens für die winterliche Flugzeit hergerichtet. Sieh dir das unansehnliche

gelbgraue Kleid an! Es paßt vortrefflich zu der blumenlosen, fahlen, ihres Sommergrüns entkleideten Umgebung. Die auffallend dünne Beschuppung (die sog. Transparenz) der Flügel, die sich übrigens auch bei anderen Schmetterlingen künstlich, durch Frosteinwirkung, erzeugen läßt, ist nichts anderes als eine Hemmung in Wachstum und Entfaltung der Schuppen. Die wollige Behaarung des Körpers erklärt sich als direkte Kälte Wirkung; sie zeigt sich bei sehr vielen Nachfaltern, eben weil sie in der kühlen, feuchten Nacht fliegen.

Richtige Winter Schmetterlinge sind auch gewisse Kleinfalter, wie die Eismotten, und vor allem eine Reihe von Spannern, die man samt und sonders noch im November, bei entsprechendem Wetter sogar noch im Dezember antreffen kann. Aus der letztgenannten Sippe sind die allen Obstzüchtern weiblich verhassten Frostspanner die berüchtigsten. Ihren Lebensgang und ihre Eigentümlichkeiten kennt man ja zur Genüge aus den Naturgeschichtsbüchern; ich möchte aber auch hier darauf hinweisen, daß die überall im Gebrauch befindlichen vielgerühmten Klebringe („Brumatagürtel“) einen absoluten Schutz nicht gewährleisten. Trotz aller Vernichtungsmaßregeln trifft man im Frühjahr doch Frostspannerraupen auf den Obstbäumen, und zwar aus dem einfachen Grunde, weil die Männchen auf ihrem Hochzeitsfluge manchmal die flügelstummeligen Weibchen bis in die Kronen tragen und so dem Gärtner ein Schnippen zu schlagen verstehen. Du brauchst nur an milden Novemberabenden mit einer Laterne in den Garten zu gehen, um dich von der Richtigkeit dieser Angabe zu überzeugen. (Damit soll aber beileibe nicht behauptet werden, daß das Anbringen der Klebringe zwecklos wäre!) Neueren Feststellungen zufolge sind übrigens die Mitteilungen über die übergroße Schädlichkeit des Frostspanners etwas übertrieben; ein erheblicher Teil des freilich nicht zu bestreitenden Blütenfraßes ist auf das Konto des hübschen, im Mai und Juni fliegenden Blü tenspanners zu setzen, dessen Räupchen es besonders auf das Innere der Obstbaumblüten, also auf die die Frucht bildenden Teile, abgesehen haben.

Zwei Fragen sind es, die sich uns bei der Betrachtung jener Winterschmetterlinge aufdrängen. Zunächst: Wie kommen so zarte Geschöpfe dazu, sich gerade die jetztige rauhe Jahreszeit mit ihren Stürmen, ihrem Nebel, ihren Regen- und Schneeschauern zur Flugperiode zu wählen? Man hat gesagt, das geschehe deshalb, damit die Eier richtig an die schlafenden Knospen gelegt und die im ersten Frühjahr auskriechenden Raupen in den Stand gesetzt werden, sofort die zartesten,

eben keimenden Triebe anfallen zu können. Diese Antwort kann nicht befriedigen, wenn man in Erwägung zieht, daß auch zahllose andere Käupchen, besonders solche von Herbst- und Vorfrühlingsfaltern, auf ganz junge Laub- und Blütenschosse angewiesen sind; sie warten einfach mit ihrem Auskriechen aus der Eihülle, bis ihre Stunde gekommen ist. Warum sollten das die Frostspanner-raupen nicht auch können? Und dann kann dieser Umstand überhaupt nicht maßgebend sein, denn — Marshall bemerkt dies sehr richtig — ein Tier erscheint nicht zu einer bestimmten Zeit, weil es sich an eine bestimmte Nahrung angepaßt hat, sondern es paßt sich an eine bestimmte Nahrung an, weil gerade diese zu einer bestimmten Zeit in der richtigen Beschaffenheit vorhanden ist. Als weitere Ursache des späten Erscheinens gibt man die Abwesenheit insektenfressender nächtlicher Tiere im November an. Nun ist es richtig, die Fledermäuse befinden sich zu dieser Zeit meist schon im Winterschlaf, und die Nachtschwalben sind längst nach Süden gezogen. Aber Eulen sind noch da, und am Tage suchen und fangen Meisen, Goldhähnchen, Zinken, Spechte nicht nur die entwickelten Falter, sondern auch die an die Knospen gelegten Eier. Also auch diese Ansicht erklärt die Sache nicht restlos. „Man muß sich, wie so oft, mit der Annahme bescheiden, daß den sehr merkwürdigen Anpassungen der Tiere an die Jahreszeiten mancherlei Ursachen zugrunde liegen, die in längst vergangene Zeiten zurückreichen und wohl kaum jemals gänzlich erforscht werden können.“

Aber der menschliche Geist hat nun einmal den Drang, den Erscheinungen der Dinge auf den Grund zu gehen. Wenn wir hier die *beschwingten Winterspanner-Männchen* am Stamme und ihre *flügellosen Weibchen* in der Krone oder am Klebring betrachten, so möchten wir natürlich wissen, woher diese Verschiedenheit kommt, warum die Weibchen *flugunfähig* sind und ob sie einen Vor- oder Nachteil davon haben. Ueber diese Fragen ist auch schon sehr viel geschrieben worden. Am besten belehrt uns darüber, glaube ich, Professor Seitz, kein Stubengelehrter, sondern ein vorzüglicher Naturbeobachter und einer der bedeutendsten Entomologen der Gegenwart.

Fast sämtliche bei uns vorkommenden Schmetterlingsarten, deren Weibchen keine ausgebildeten Flügel besitzen, haben ihre Flugzeit im Herbst, im Winter oder im Vorfrühling. (Ausnahmen, wie die Schleenspinner und die Sackträger, sind auf ganz andersartige biologische Ursachen zurückzuführen.) Ein Zusammenhang zwischen Stummelflüchtigkeit und Erscheinungszeit läßt sich nicht verkennen. Man hat nun einfach be-

hauptet, die Flügelstummel würden durch das kalte Wetter am Auswachsen gehindert. Als Beweis führt man an, daß auch normale Sommerfalter bei niedriger Temperatur verküppeln, daß die zähere Lebensenergie der Männchen die Hemmung (durch die Kälte) noch überwinden könne, daß die Weibchen aber, für die Flugfähigkeit keine Lebensbedingung mehr ist, zur Flügellosigkeit verurteilt seien. Diese Erklärung reicht nicht aus; denn es gibt auch in südlicheren Gegenden, im Mittelmeergebiet, in den Pampas von Südamerika, besonders aber auf sturmgepeitschten Inseln Insekten mit flugunfähigen Weibchen. Die letztere Erscheinung ist leicht zu verstehen. Denken wir uns ein solches Giland von einer geflügelten Kerbtierart bewohnt. Alle diejenigen Schmetterlinge, Fliegen usw., die sich vom Boden erheben, werden rettungslos vom Sturme entführt und ins Meer getrieben. Nur diejenigen, deren Flügel infolge einer Verbildung verkümmerten, werden erhalten werden, und sie werden die einzigen sein, die ihre Eigenschaften, also auch die Anlage zur Stummelflüchtigkeit, auf ihre Nachkommen vererben. Man braucht nun wahrhaftig kein „Darwinianer“ zu sein, man braucht nur eine geringe Ahnung von Rasse- und Tierzucht zu haben, um verstehen zu können, in wie unglaublich kurzer Zeit eine solche „Auslese“ zu den jetzt vorliegenden Resultaten führen mußte. Auf den Kerguelen, wo das ganze Jahr hindurch Stürme, Regenböen oder doch schlechtes Wetter herrschen, werden gewisse Fliegenarten sogar in beiden Geschlechtern flügelstummelig.

Erwägen wir nun, ob die Witterungsverhältnisse in unserem Winter ähnliche sind wie dort, so haben wir den Zusammenhang. November und Dezember sind auch hier sehr stürmisch, und die in Betracht kommenden Falter leben entweder in offenen Gärten und lichten Gebüsch oder im ungeschützten (kahlen) Laubwald. In beiden Fällen muß der Sturm die fliegenden Insekten von ihren Bäumen weg aufs freie Feld reißen. Während die behenden Männchen sich leicht wieder zurückfinden könnten, würde das den schwerfälligen etertragenden Weibchen nicht gelingen, sie müßten verkommen.

Wir dürfen also die Stummelflüchtigkeit der Winterfalter nicht als eine Hemmungsbildung, sondern als einen Fortschritt ansehen, als eine sehr zweckdienliche Anpassung an bestimmte Zustände der Außenwelt. Die Natur hat es jedenfalls verstanden, den Wintergefahren für die betreffenden Arten zu begegnen. Wie aber, wenn das Wetter im November, Dezember oder auch im Nachwinter fortgesetzt so schlecht ist, daß es zu einem eigentlichen Schwärmen gar nicht kom-

men kann? Auch diese Gefahr, die ja zuweilen tatsächlich eintritt, weiß die Natur auszugleichen oder doch wenigstens abzuschwächen. In solchen Fällen schlüpfen die Falter gar nicht erst aus; die Puppen überliegen, d. h. warten auf günstigere Zeiten. Jeder Schmetterlingszüchter weiß, daß besonders Frühjahrss- und Herbstfalter oft zwei, drei Jahre in der Puppe verbleiben, ehe sie auskriechen. Wir finden es denn auch ganz in Ordnung, daß z. B. eine Abart unseres Kirschenspinners, die in den Hochalpen zu Hause ist und dort noch außerhalb des kurzen Sommers fliegt, bis zu neun Jahren

überliegen kann. Es mag wohl manchmal eine so lange Zeit verstreichen, bis in jenen Höhen der Winter (der dort 9—10 Monate dauert) einmal genügend schöne Tage bringt, um dem Falter Flug Gelegenheit zu bieten. Gewiß eine wunderfame und weise Einrichtung, die den Fortbestand der Art gewährleistet.

Noch mancherlei Betrachtungen könnten wir über diese „Novemberlinge“ anstellen, doch gehen wir heim:

Ergraut ist schon die Welt,
Die Lust gefühlt, der Nebel fällt!

Das große „X“ am Himmel

Von A. J. Blaschke.



Wenn der Abend seine Schatten über das Land ausbreitet, das Tagesgestirn bereits untergegangen ist und die Abenddämmerung einsetzt, sehen wir in den Wintermonaten am Himmel ein großes „X“. Beginnend im November, sehen wir es im Osten aufgehen und in den kalten Wintermonaten Januar und Februar bereits hoch oben am südlichen Himmel, während es im März immer mehr westlich zum Untergange neigt.

Am bekanntesten ist wohl das Sternbild „der große Bär“, oder auch „der große Wagen“ genannt, und darum wird auch meist nach diesem Auschau gehalten, weil er sich mit seiner nach links, nach dem „Arkturus“ zeigenden Deichsel, unserem Auge gut eingeprägt hat. Doch diesen suchen wir vergeblich in der gewohnten Lage, weil er im Winter hoch oben im Zenith steht und seine Deichsel nach unten zeigt.

Wir wollen aber nicht den „großen Wagen“ betrachten, sondern vielmehr das große „X“, das uns heute mehr interessiert, weil es zu Beginn des Jahres so imposant am Himmel leuchtet. Wer kennt nicht die merkwürdigen drei gleichen Sterne, die in einer Reihe so nahe beieinander stehen und ihre Lage seit Altersgedenken noch nie verändert haben? Sie werden gewiß schon jedem aufgefallen sein, weil sie immer so schön beisammen sind. Diese drei gleichen Sterne bilden die Mitte dieses großen „X“. Ueber ihnen aber in einer gewissen Entfernung sehen wir einen ebenso großen Stern links und einen ebensolchen rechts, darunter jedoch (also unter den drei Sternen) rechts einen noch viel helleren und links einen blässeren Stern.

Verbinden wir nun den linken oberen Stern mit dem größten von ihnen, dem rechten unteren, durch eine Diagonale, und ebenso den rechten oberen mit dem blässen linken unteren Stern, so erhalten wir, indem die Diagonalen dem mittleren der erstgenannten drei gleichen Sterne kreuzen, das große „X“, d. h. eine Figur, die dem lateinischen Buchstaben „X“ ähnlich ist. Der kindlichen Phantasie prägt sich diese Figur auch als eine Sanduhr ein, da sie das Aussehen einer solchen hat.

Diese hier beschriebene Gruppe von 7 Sternen (2 oben und 2 unten, und 3 gleiche in der Mitte) bildet das Sternbild „Orion“, so benannt nach dem mythischen Nimrod „Orion“, von dem die griechische Sage erzählt, daß er als Sohn des Meeresgottes Poseidon und der Ceres ein vortrefflicher Jäger war, und für treue Dienste von Zeus unter die Sterne versetzt wurde. Weit mehr als 100 andere

kleine Sterne gehören noch zu diesem Sternbilde „Orion“, doch diese haben nur für Kenner besonderes Interesse.

So bilden die beiden oberen Sterne dieses Sternbildes, links „Beteilgeuze“ und rechts „Bellatrix“, die Schulter des Jägers, die drei gleichen Sterne in der Mitte seinen Gürtel, und die beiden unteren die Füße. Der größte Stern dieses Sternbildes, rechts unten, ist der „Rigel“. Unter den drei Gürtelsternen blinzelt gar ein Haufen von gut und schlecht erkennbaren Sternchen, die als das Schwert des „Orion“ bezeichnet werden. Ein schwächer leuchtender Stern über den beiden oberen soll das Haupt „Orions“ darstellen, weitere mit Mühe erkennbare Sternchen die Arme, usw.

Aber auch die Hunde fehlen beim Jäger nicht, der große und der kleine. Der als der „große Hund“ bezeichnete „Sirius“ ist der treue Begleiter der „Orion-Figur“. Verlängert man nämlich die Linie der drei Gürtelsterne nach unten, so erblickt man links zu Füßen des „Orion“ in einer gewissen Entfernung einen funkelnden und in allen Regenbogenfarben flimmernden großen Stern, den größten und schönsten aller Fixsterne, das ist der „Sirius“. Eine Verlängerung der Gürtelsterne nach oben läßt uns einen rötlich schimmernden großen Stern auffinden, den „Aldebaran“, im Sternbild „Stier“, und in gleicher Linie noch höher den interessanten Sternhaufen, das Siebengefüß der „Plejaden“ (die von Orion verfolgten sieben Töchter des Atlas und der Plejone).

Wir sehen aber mit unseren Augen weder den Jäger, noch seinen Kopf, Arme und

Beine, uns prägt sich nur ein großes „X“ ein, aber wir wollen die besondere Bedeutung, die diese „Orion-Figur“ hat, nicht außer Acht lassen. Was bedeutet das „X“ in anderen Sprachen? In Griechenland sowohl als auch in Rußland liest man es als „chi“ bezw. als „cha“, und mit diesem Buchstaben beginnt in Griechenland und auch in Rußland (vielleicht auch in Bulgarien und Serbien) das hl. Wort „Christus“, im Russischen z. B. „Christos“, und da nun dieses große Sternbild „X“ schon im November am östlichen Sternhimmel erscheint, so bedeutet uns dies schon eine Vorfreude für das Christfest, wie sich auch die Christen der vorgenannten Länder, und insbesondere die Russen im einstigen heiligen Rußland, beim Anblick dieses Himmelsbildes recht früh darauf freuten, daß der Tag der Geburt Christi naht.

So kommt es auch, daß dieses Weihnachtssternbild gerade am Geburtstage unseres Heilandes hoch oben im Süden am winterlichen Abendhimmel thront und der gläubigen Christenheit aus dem Weltall seinen Gruß entbietet:

Da liegt die große stumme Sternennacht;
und schweigend sah' ich in die Himmelspracht
der Lichtmilliarden, die kein Wissen zählt,
in's ew'ge Weltall und den Geist der Welt.

Viele Wochen vor Weihnachten und noch länger nach dem Weihnachtsfeste haben wir die Freude, dieses Christus-Symbol am Himmel leuchten zu sehen. Erst im März beginnt es sich immer mehr auf die rechte Seite zum Untergehen im Westen zu neigen, um dann nach sieben Monaten im November wieder am östlichen Abendhimmel aufzutauhen.

Vorfrühling

Nun ist es Zeit. Schon schwillt der Lebensstrom
In allem Sein, in Wurzeln und in Adern.
Die Felder liegen schwer und breit wie Quadern,
hoch überragt vom Wald, dem ew'gen Dom.

Und manchmal weht ein Lüftchen, mild und warm.
Das Meer will seine kühnen Stürme senden,
Das Leben schafft an allen Erdenenden,
Die Welt liegt einem süßen Glück im Arm.

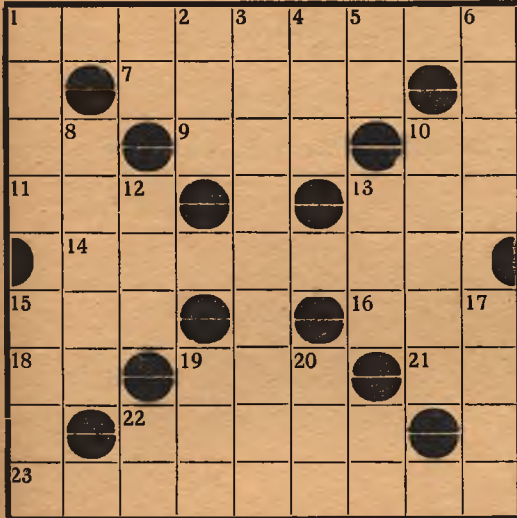
Und hier und da bricht sich Erfüllung los.
Wir glauben blind und werden stumm und reifen.
Und noch wo unsre Sinne nichts begreifen,
Umblühn uns Wunder, hold und himmlisch groß.

Wie lange noch? Der Baum steht lenzbereit,
Der Samen keimt im dunklen Schoß der Erde,
Auf daß er Blüte, Frucht und Ernte merde.
Und alle Herzen schlagen: es ist Zeit!

Gertrud Aulich.

Stäffel-Ecke

Kreuzworträtsel (Elfe Rostalski).



Wagerecht:

1. Mittelalterliches Schiff, 7. Kurort im Harz, 9. Körperteil, 10. Note, 11. Stadt im Freistaat Sachsen, 13. Nordseebad, 14. Schauspielhaus, 15. Gewässer, 16. Europäische Hauptstadt, 18. Flächenmaß, 19. Erfrischung, 21. Ausdruck des Zweifels, 22. Fleischspeise, 23. Berühmtes Pferd.

Senkrecht:

1. Ort in Palästina, 2. Ausruf, 3. Veränderung, 4. Höhenzug in Braunschweig, 5. Französischer Artifel, 6. Held der Artusage, 8. Tierisches Organ, 10. Englischer Dichter, 12. Bund, 13. Fragewort, 15. Fluß in Westdeutschland, 17. Insektenlarve, 19. Hohepriester, 20. Belgischer Badeort.

Gegensätzliches

1	2
3	4

1 2 3 4 so hieß im Reich der Töne ein Heros,
wie die Welt ihn selten sah,
mit Vornamen. Was Wunder! Sind im selben
3 4, 3 1 doch Gott und Göttin da.
Doch pfui! Welch ekle Tiere sich jetzt zeigen:
2 3, 2 4, weh Apfel dir und Speck!
Die 2 2 ist entsetzt ob ihres Treibens
und sagt 1 3 und läuft geschwinde weg.
Auch unfres Bleibens ist wohl nicht mehr hier;
denn die Geschichte ist jetzt nun 1 4.

R. R.

Der Doppelgänger

Ich ging, und er
So vor mir her.
's sieht aus, als ob's
Nur einer wär.
Wie heißt denn der?

R. R.

Nicht der Richtige

Der 1 2 3 4 5 6 ist gewählt,
Und schon wird das 1 2 5 heut erzählt:
Daß er im Amte schofel und 1 2,
Kein guter Hirte seiner 6 3 sei.
Ach — hätte man gewußt dies doch 4 6,
6 4 dann aus der Wahl er keineswegs
1-gangen wär. Die ganze 1 2 3
Trägt nun — 2 Gott! — die müße Thrannei.

R. R.

Rösselsprung (Elfe Rostalski).

	schmerz	hat	o	schlum=	sei=	
mern	freu=	mert	der	daß	lei=	so
der	schmerz	still	se	nen	wacht.	herz
de	kam=	nicht	wacht	in	nen	sprech
der	freu=	de	Zwei	daß	drin	er=
freu=	ha=	in	der	nen	acht	ei=
de	und	die	be	der	schmerz	woh=

Der Anfang ist durch großen Anfangsbuchstaben gekennzeichnet.

Auflösungen der Rätsel-Ecke

Kreuzworträtsel

1	f	a	r	2	a	b	4	e	l	l	6	e
α	●	7	t	h	α	l	e	●	●	●	r	●
8	e	●	9	a	r	m	●	10	b	e	●	●
11	u	12	●	i	●	13	w	h	f	●	●	●
α	14	t	h	e	a	t	e	r	●	●	●	●
15	f	e	e	●	t	●	16	r	o	m	●	●
18	α	r	●	19	e	i	f	●	21	n	α	●
α	●	22	f	l	o	p	f	●	●	●	●	●
23	r	o	f	i	n	a	n	t	e	●	●	●

Wagerecht:

1. Parabelle. 7. Thale. 9. Arm, 10. be, 11. Aue,
13. Whl, 14. Theater, 15. See, 16. Rom, 18. Ar,
19. Eis, 21. na, 22. Klops, 23. Rosinante.

Senkrecht:

1. Rana, 2. aha, 3. Variation, 4. Elm, 5. le,
6. Gref, 8. Guter, 10. Whron, 12. Ehe, 13. wer,
15. Saar, 17. Made, 19. Eli, 20. Spa.

Gegenfäßliches

α	ma
de	uß
(Mozart)	

Amadeus — Deuß — Dea — Made — Maus
Mama — Aße — auß.

Der Doppelgänger

G r i ch.

Nicht der Richtige

Ge = mein = de = vor = ste = her.

Rösselsprung

Schlüssel

	27	4	33	24	31	
3	34	25	30	5	40	23
26	15	28	41	32	47	6
35	2	43	16	29	22	39
14	17	12	1	42	7	46
11	36	19	44	9	38	21
18	13	10	37	20	45	8

1. Zwei Kammern hat das Herz, drin wohnen
die Freude und der Schmerz.
2. Wacht Freude in der einen, so schlummert
der Schmerz still in der seinen.
3. O Freude, habe acht! sprich leise,
daß nicht der Schmerz erwacht!"

(Hermann Neumann.)

Verzeichnis der Märkte und Messen

Erklärungen der Abkürzungen: Ft — Ferkel; Fl — Flachs; Gefl — Geflügel; Gem — Gemüse; Gesp — Gespinnst; Getr — Getreide; Gie — Gänse; Ham — Hammel; Honig; S — Jahrmarkt; K — Krammarkt; Klb — Kälber; L — Leinwand; P — Pferde; Pfl — Pflaumen und Nüsse; Prod — Produktmarkt; R — Roß; Rbv — Rindvieh; Sam — Samen; Schf — Schafe; Schw — Schlachtoch; Schwe — Schweine; V — Vieh; Vlt — Viktualien; Weihn — Weihnachtsmarkt; Z — Ziegen.

Erklärungen: Die Ziffer in runden Klammern () hinter dem Datum der Märkte deutet die Zahl der Markttage an; wo keine Ziffer oder Tageszeit angegeben ist, dauern die Märkte einen Tag. — Wenn mehrere Märkte der gleichen Gattung aufeinander folgen, so steht die Markttage beim letzten Markt. Demnach bedeutet 27. Mai, 14. Sept. nachm. K.: Der Markt am 27. Mai dauert einen Tag, während „nachm.“ sich nur auf den 14. Sept. bezieht; dagegen ist K die gemeinsame Markttage für beide Märkte. — Gemeinden, die umer C nicht zu finden sind, sind unter K zu suchen und umgekehrt. — Ortsnamen mit einem Vorworte (wie Alt, Neu, Groß, Klein, Deutsch, Wendisch u. dgl.) sind unter Alt usw. zu suchen; dagegen sind die mit einem sonstigen Namenszusatz (z. B. Schloß, Amt, Fleden, Markt) verbundenen Ortsnamen unter dem Stammnamen gebracht.

Oberschlesien.

Alt-Budkowitz: 5. 4., 10. 8., 13. 12. K. **Alt-Poppelau (Poppelau):** 13. 6., 10. 10. P Rbv-Schw. **Annaberg (Kr. Groß-Strehlitz):** 7. 6., 19. 9. K Rbv P Schw. **Banerwitz:** 9. 5., 13. 12. K Rbv P Schw. **Beuthen OS.:** 8. 2., 5. 4. K P Rbv Schw. **Bladen:** 15. 3., 21. 6., 13. 9., 28. 11. K. **Borislawitz (Gnadenfeld):** Die Märkte fallen aus. **Carlsruhe OS.:** 7. 3. Rbv P Schw. **Cosel:** 14. 2. Rbv P, 30. 5. K Rbv P, 11. 7. Rbv P, 3. 10. K Rbv P, 7. 11. Rbv P. **Deutsch-Neufirk:** 29. 3., 25. 10., 14. 12. K. **Falkenberg OS.:** 23. 8. K Rbv P Schw. **Friedland OS.:** 9. 3. K Rbv P Schw. **Friedrichsgrätz:** 9. 2., 22. 6., 3. 8., 9. 11. K Rbv P. **Gleiwitz:** 25. 1., 22. 2. Rbv P Schw. **Gnadenfeld und Pawlowitz:** 2. 3., 7. 9., 9. 11. K Rbv P Schw. **Groß-Neufirk:** 24. 3., 3. 11. K Rbv P Schw. **Groß-Stantitz (Woskowsk):** 23. 3., 18. 5., 17. 8., 16. 11. K Rbv P Schw. **Groß-Strehlitz:** 19. 1. K Rbv P, 9. 3., 11. 5. Rbv P, 22. 6. K Rbv P, 17. 8. Rbv P, 14. 9. K Rbv P, 19. 10., 7. 12. Rbv P. **Grottkau:** 5. 1. Schw. **Guttentag:** 10. 1. K, 7. 3., 11. 4., 30. 5. Rbv P, 17. 6. K, 4. 7. Rbv P, 5. 9. K, 10. 10., 7. 11. Rbv P. Die Märkte finden vormittags statt. **Katticher:** 4. 4., 24. 10., 12. 12. K. **Kieserhödel:** 8. 3. Rbv P, 14. 6., 9. 8., 11. 10. K Rbv P, 20. 12. Rbv P. **Klein-Strehlitz:** 30. 3. K Rbv P, 7. 6. Rbv P, 13. 9., 26. 10. K Rbv P. **Konstanz:** 9. 1. Fl, 1. 2. Rbv P Schw. **Kraus:** 10. 5. Rbv P Schw.

Kraus: 3. 10. K Rbv P Schw. **Kraus:** 8. 11. Rbv P Schw. Die Rindv., Pferde-, Schweine- und Ziegenm. finden vorm. statt. **Kostenthat:** 15., 22., 29. 10., 5. 11. Kram. Die Märkte finden vorm. statt. **Kranowitz:** 28. 3., 13. 6., 12. 9., 14. 11. K Rbv P. **Krappitz:** 15. 3. K Rbv P Schw. **Kreuzburg OS.:** 17. 1. Rbv P Schw. **Krupp:** 3. 5., 18. 10. Rbv P Schw. **Landenberg OS.:** 26. 1., 16. 3., 6. 7., 24. 8., 19. 10., 14. 12. K Rbv P Schw. **Langendorf (Kr. Gleiwitz):** 29. 3. K Rbv P, 21. 6. Rbv P, 20. 9., 8. 11. K Rbv P. **Leobischitz:** 7. 3. Rbv P, 25. 4. K Rbv P, 20. 6. Rbv P, 26. 9., 21. 11. K Rbv P. **Leßnitz:** 3. 5., 2. 8., 4. 10. K. **Meiße:** 21. 1. Rbv P Schw. **Palin:** 26. 4. K, 13. 5., 15. 7., 16. 9. Rbv P Schw. **Perdes-, Schweine- und Ziegenmärkte finden vorm. statt.** **Neustadt OS.:** 28. 3., 12. 9., 14. 11. K. **Ober-Glogau:** 28. 2. Rbv P, 23. 5. K Rbv P, 25. 7. Rbv P, 5. 9., 7. 11. K Rbv P. **Oppeln:** 21. 2. Rbv P Schw. **Ottmachau:** 2. 5., 5. 9., 5. 12. K. **Pattschkau:** 9. 5. K Rbv P Schw. **Peiskretscham:** 7. 3. K Rbv P, 9. 5. Rbv P, 8. 8., 10. 10. K Rbv P, 12. 12. Rbv P. **Pilchowitz:** 9. 2. Rbv P, 4. 5., 10. 8., 9. 11. K Rbv P. **Pittchen:** 21. 2., 16. 5. K Rbv P Schw. **Proskau:** 6. 4., 22. 6., 24. 8., 26. 10. K. **Ratibor:** 7. 2. Rbv P Schw. **Saat:** 2. 5. Rbv P Schw. **Schiff:** 23. 6. Woll, 22. 8. Rbv P Schw. **Rosenberg OS.:** 11. 1., 8. 2. Rbv P Schw. **Schiff:** 15. 2. K, 8. 3., 14. 6. Rbv P Schw. **Schiff:** 21. 6. K, 2. 8. Rbv-

Pösch, 9. 8. R. 6. 9., 8. 11. RndvPösch. Schie-
rotan: 5. 4., 11. 10. RndvPösch. Schur-
gast: 16. 2., 22. 6., 14. 9., 30. 11. Rösch.
Steinar in Oberösterreich: 12. 1. RndvPösch,
9. 2. RndvPösch, 16. 3., 18. 5., 20. 7. Rndv-
Pösch, 7. 9., 9. 11. RndvPösch. Tost:
16. 2. RndvP, 6. 4., 6. 7., 19. 10. RndvP,
30. 11. RndvP. Tropowitz (Kr. Leobnitz):

4. 4., 13. 6., 3. 10. R. Zworog: 2. 3. RndvP,
8. 6., 17. 8. Rösch, 16. 11. RndvP. Uff:
8. 3., 5. 4. RndvP, 3. 5. RndvPösch, 2. 8.
RndvP, 4. 10., 6. 12. RndvPösch. Za-
wadski: 7. 2., 4. 5., 22. 8., 21. 11. R. Ziegen-
hals: 5. 4., 13. 9., 15. 11. Rösch. Zilg: 23. 2.
RndvPösch, 30. 3. RndvPösch, 24. 8. Rndv-
Pösch, 19. 10., 7. 12. RndvPösch.

Fruchtigkeits- und Brütetalender

Die mittlere Fruchtigkeitsperiode beträgt bei Pferdestuten: 48½ Wochen oder 340 Tage. Eseltuten; 52 Wochen oder 365 Tage. Kühen: 40½ Wochen oder 285 Tage. Schafen und Ziegen: fast 22 Wochen oder 124 Tage. Säuen: über 17 Wochen oder 120 Tage. Hündinnen: 9 Wochen oder 63–65 Tage. Katzen: 9 Wochen oder 64–65 Tage. Ein Haus-
huhn brütet in 20–22 Tagen 16–20 Eier aus. Ein Truthuhn brütet in 27–28 Tagen 15–20 Eier aus. Eine Gans brütet
in 28–32 Tagen 12–15 Eier aus. Eine Ente brütet in 28–32 Tagen 15–18 Eier aus. Eine Taube brütet in 17–19 Tagen 2
und jährlich 6–10 Eier aus.

Anfang der Fruchtigkeits-	Ende der Tragezeit bei			
	Pferden 340 Tage	Kühen 285 Tage	Schafen, Ziegen 154 Tage	Schweinen 120 Tage
1. Januar	6. Dezembr.	12. Oktobr.	3. Juni	30. April
6. "	11. "	17. "	8. "	5. Mai
11. "	16. "	22. "	13. "	10. "
16. "	21. "	27. "	18. "	15. "
21. "	26. "	1. Novbr.	23. "	20. "
26. "	31. "	6. "	28. "	25. "
31. "	5. Januar	11. "	3. Juli	30. "
15. Februar	10. "	16. "	8. "	4. Juni
10. "	15. "	21. "	13. "	9. "
25. "	20. "	26. "	18. "	14. "
20. "	25. "	1. Dezembr.	23. "	19. "
25. "	30. "	6. "	28. "	24. "
17. März	4. Februar	11. "	2. August	29. "
12. "	9. "	16. "	7. "	4. Juli
27. "	14. "	21. "	12. "	9. "
22. "	19. "	26. "	17. "	14. "
23. "	24. "	31. "	22. "	19. "
27. "	1. März	5. Januar	27. "	24. "
1. April	6. "	10. "	1. Septbr.	29. "
6. "	11. "	15. "	6. "	2. August
11. "	16. "	20. "	11. "	8. "
16. "	21. "	25. "	16. "	13. "
21. "	26. "	30. "	21. "	18. "
26. "	1. April	4. Februar	26. "	23. "
1. Mai	5. "	9. "	1. Oktober	28. "
6. "	10. "	14. "	6. "	2. Septbr.
11. "	15. "	19. "	11. "	7. "
16. "	20. "	24. "	16. "	12. "
21. "	25. "	1. März	21. "	17. "
26. "	30. "	6. "	26. "	22. "
31. "	5. Mai	11. "	31. "	27. "
5. Juni	10. "	16. "	5. Novbr.	2. Oktober
10. "	15. "	21. "	10. "	7. "
15. "	20. "	26. "	15. "	12. "
20. "	25. "	31. "	20. "	17. "
25. "	30. "	5. April	25. "	22. "
30. "	4. Juni	10. "	30. "	27. "

Anfang der Fruchtigkeits-	Ende der Tragezeit bei			
	Pferden 340 Tage	Kühen 285 Tage	Schafen, Ziegen 154 Tage	Schweinen 120 Tage
5. Juli	9. Juni	15. April	5. Dezembr.	1. Novbr.
10. "	14. "	20. "	10. "	6. "
15. "	19. "	25. "	15. "	11. "
20. "	24. "	30. "	20. "	16. "
25. "	29. "	5. Mai	25. "	21. "
30. "	4. Juli	10. "	30. "	26. "
4. August	9. "	15. "	4. Januar	1. Dezembr.
9. "	14. "	20. "	9. "	6. "
14. "	19. "	25. "	14. "	11. "
19. "	24. "	30. "	19. "	16. "
24. "	29. "	4. Juni	24. "	21. "
29. "	3. August	9. "	29. "	26. "
3. Septbr.	8. "	14. "	3. Februar	31. "
8. "	13. "	19. "	8. "	5. Januar
13. "	18. "	24. "	13. "	10. "
18. "	23. "	29. "	18. "	15. "
23. "	28. "	4. Juli	23. "	20. "
28. "	2. Septbr.	9. "	28. "	25. "
3. Oktober	7. "	14. "	3. März	30. "
8. "	12. "	19. "	8. "	4. Februar
13. "	17. "	24. "	13. "	9. "
18. "	22. "	29. "	18. "	14. "
23. "	27. "	3. August	23. "	19. "
28. "	2. Oktober	8. "	28. "	24. "
1. Novbr.	7. "	13. "	1. April	1. März
7. "	12. "	18. "	7. "	6. "
12. "	17. "	23. "	12. "	11. "
17. "	22. "	28. "	17. "	16. "
22. "	27. "	2. Septbr.	22. "	21. "
27. "	1. Novbr.	7. "	27. "	26. "
2. Dezembr.	6. "	12. "	2. Mai	31. "
7. "	11. "	17. "	7. "	5. April
12. "	16. "	22. "	12. "	10. "
17. "	21. "	27. "	17. "	15. "
22. "	26. "	2. Oktober	22. "	20. "
27. "	1. Dezembr.	7. "	27. "	25. "
31. "	5. "	11. "	31. "	30. "

Der Kräuterpfarer Künzle wird Ehrenbürger.
Zizers (Kanton Graubünden), 27. Februar 1932. Die Gemeinde Zizers hat den Kräuterpfarer Johann Künzle in Anerkennung seiner Verdienste um die Volksgesundheit und seiner Tätigkeit im Dienste der Armen- und Waisenfürsorge zum Ehrenbürger ernannt. Pfr. Künzle ist auch in Deutschland durch seine Schriften und seine in der Natur begründete Behandlungsart unter dem Namen „Kräuterpfarer“ sehr bekannt geworden.

Bei Tuberkulose jeder Art, Lungenleiden, Asthma, chronischer Bronchitis wurden mit den O. H. E.-Tabletten staunenswerte Erfolge erzielt. Faust-, apfel-, ei- und nußgroße Kavernen wurden durch O. H. E. verheilt. Tausende von Dankschreiben berichten, wie sich wieder das Allgemeinbefinden besserte, das Gewicht um 30, 40, 60 ja sogar 70 Pfund zunahm, Husten und Auswurf immer mehr zurückgingen und der Arzt zuletzt keine Bazillen mehr fand. Prof. Dr. med. L. schreibt: Silicium- und Calciumverbindungen der O. H. E.-Tabletten üben einen heilvollen Einfluß auf die Tuberkulose aus, und der Heilungsprozeß hat schon viele Kranke zur völligen Genesung gebracht, wie auch am Leben erhalten, arbeitsfähig, lebenskräftig und lebenslustig gemacht. —

Aus aller Welt, von Nord- und Südamerika, Afrika, Indien, sogar von Australien kommen Bestellungen auf O. H. E.-Tabletten. Die Herstellerfirma O. c. H. Ernst & Co., Weillendorf bei Stuttgart, versendet kostenlos die 40 Seiten starke O. H. E.-Broschüre „Ein Weg zur Gesundheit“. O. H. E.-Tabletten (Schachtel 100 Tabletten 2,85 Mark) sind in allen Apotheken erhältlich.

50 000.— Mark Jahresverdienst erzielt in Amerika ein Harmonikakünstler, ein früherer italienischer Maurer, mit seiner **chromatischen Ziehharmonika**. Diese in den letzten Jahren auch in Deutschland immer mehr in Aufnahme gekommenen Instrumente sind von einer wundervollen Tonfülle und wer sich für ein solches Instrument interessiert, beachte die Anzeige der Firma **Herfeld & Comp., Neuenrade Westf.** im Anzeigenteil unseres Kalenders. Genannte Firma ist für den Bezug von Harmonikas, Bandonikas, Zithern, Violinen, Mandolinen, kurz alle Musikinstrumente die man sich wünscht, deshalb besonders zu empfehlen, weil auf die Lieferung von **Qualitätsware** zu niedrigen Preisen besonders Wert gelegt wird. Als besondere Spezialität werden **Elektra-Sprechapparate** fabriziert und zu **Fabrikpreisen** direkt an Private geliefert.

Sufkcrvönr

und sämtliche
Zubehörteile

Motorräder

Nähmaschinen

Radioapparate

neuester Konstruktion
(keine Ladenhüter)

noch nie so billig!

Fahrrad-Zentrale

Telef. 3872 Gleiwitz Klosterstr. 4

Weltkraft-

Malzkaffee
Kaffee-Ersatzmischung
mit Stickmustern
Zichorie

Neo-Malzkaffee

mit Porzellanzugaben

„St. Florian“

gezuckerter Kakaotee

liefert die

Oberschles. Malzkaffee-Fabrik

G. m. b. H.

Gleiwitz, Toster Straße 7

Telefon 4484

Carl Krzyskowski

Aeltestes Immobilien- und Hypotheken-Geschäft am Platze
handelsgerichtlich eingetragene Maklerfirma

Geschäftsräume:  **Gleiwitz O.-G.**

Wilhelmstr. 10-12 Fernruf 4400

Telegramme: Krzyskowski, Gleiwitz

Inh.: Erich Carl Krzyskowski

Sachverständiger für Grundstücks- und Hypothekensachen

Mitglied des Schlesiſchen Makler-Verbandes
und des Reichsverbandes Deutscher Makler

Bestens eingeführt bei
Industrie und Behörden

Kostenlose fachm. Beratung
Keine Vorspesen

Grundstücke

Hypotheken

Finanzierungen

Vermietungen

Hausverwaltungen

Versicherungen

**Ich
helfe
Ihnen!**



Ein bekannter Forscher
der astrologischen Wissenschaft macht Ihnen
Voraussagungen über
Ihre Zukunft

Neben wichtigen Ereignissen aus der Vergangenheit sagt er Ihnen Ihre Beziehungen zu Liebe, Ehe, Beruf, Lotterie usw. Sein Rat wird Ihnen den gesuchten Erfolg im Leben bringen. Dankschreiben, die ihm täglich aus aller Welt zugehen, beweisen die außerordentliche Treffsicherheit seiner Angaben. Bei Einsendung Ihres Geburtsdatums mit genauer Anschrift erhalten Sie

kostenlos

und ohne jede Verpflichtung für Sie eine Probeskizze Ihres Lebens zugesandt. Es steht Ihnen frei, für die Unkosten einen beliebigen Betrag beizufügen.

Welt-Kultur-Verlag (Abt. 1804) Berlin W 8

Original echter

Jerusalemmer Balsam

das berühmte Hausmittel bei allen
Magen- und Darmstörungen

1/10 Ltr. 0,75 Mk.

1/4 Ltr. 1,60 Mk.



Originalecht mit der Schutzmarke Nr. 27834

Die berühmten

Pater Antonio-Pillen

bekannt als mildes, verblüffend sicheres
Abführmittel — Orig.-Sch. 0,45 Mk.

Fabrik und Versand:

Hirsch-Apotheke, Glatz

Dr. F. Lewy, Ring 5, Telefon 2757

Mütter!



Die Gesundheit Eurer Kinder
verlangt im ersten Jahrzehnt

„Coniferol“ Fichtennadel-Extrakt-Bad

„Coniferol“ Bade-Zusätze gegen:
Gefäß-, Nerven-, Gelenk- u. Muskelerkrankungen,
Störung des Stoffwechsels sowie der Drüsen und
innerer Sekretion.

**Bei schwächlichen Kindern
„Sprossen-Essenz“**

Ueber die Wirkung schreibt man uns:
Langbein's Fichtensprossenessenz haben wir für
zwei Kinder zur Einreibung der Gelenke und des
Rückgrates nach dem Baden benutzt, denen
anfänglich das Laufenlernen sehr schwer fiel; beide
Kinder sind jetzt kräftig und gesund und laufen
sehr gut. W. Jänischen und Frau.

Fordern Sie Liste K unentgeltlich von

Emil Langbein & Co., Mellenbach Th.W.

Spezialfabrik für alle medizinischen Bade-Zusätze



Jede Nacht fangen Sie ein Stück Raubwild, wenn Sie meine gesetzl. geschützten **Lockmittel** verwenden. Reichspatentamt Berlin Nr. 374 698 Warenzeichen.

Bis 3 Kilometer werden **Fuchs, Marder, Iltis** angezogen, wo diese Tiere vorhanden sind, werden die Fallen die erste Nacht besetzt sein. Tausende Dankschreiben: in erster Nacht 5 Füchse, 2 Marder, 3 Iltisse gefangen usw.

Lockmittel zu **Fuchsfang** M. 3,50
für **Marder-Iltisfang** M. 3.—
reicht lange zum Fange aus. Ferner **Lockmittel** zum **Fischfang** M. 3.—, **Maulwurfsfang** M. 3.—.



Fuchsfallen extra starke Qualitätsware M. 3,50,
Marder-Iltisfallen M. 2,50,
Maulwurfsfallen 10 St. M. 1,80

Fuchsgift tötet, Fuchs, Marder, Iltis usw. innerhalb 3 Sekunden wie vom Blitz erschlagen.

Ungefährliche Anwendung und Handhabung M. 4,50. Ein Kunde aus Canada meldet in erster Nacht 11 Wölfe alle tot am Auslegplatz. **Rattengift** M. 3.— und M. 2.— auf Brote streichen und auslegen.

Wertvolles **Fangbüchlein** sende an Jedermann gratis und franko.

Kataloge über alle Jagdartikel und Waffen gratis
Jagdversand Kieferle, Randegg A. 34 (Baden)

Kaiser-Natron

darf in keiner Küche fehlen. Macht die Speisen leicht verdaulich. Zur Bereitung erfrischender Brause-Limonade. Gegen Sodbrennen, Magensäure. Verlangen Sie ausdrücklich Kaiser-Natron in grüner Original-Packung, höchste Reinheit garantiert, niemals lose, in den meisten Geschäften. Rezepte gratis.

Arnold Holste Wwe., Bielefeld. (3-68)

Neue und gebrauchte Musikinstrumente

jeder Art liefert billigst

Gebr. Glass, Markneukirchen

gegr. 1846

**Eintausch unbrauchbarer Instrumente
Reparaturen unter Garantie**

Preisliste 11 frei

**Vernickeln, Versilbern und Vergolden
zu billigsten Preisen**

Raudener Holzverwertung Vowinckel & Richtberg

Ratiborhammer, Telefon Nr. 10

Bedeutendes Sägewerksunternehmen Oberschlesiens liefern konkurrenzlos billig — kurzfristig — in bester Beschaffenheit: Sämtliche Bauhölzer wie: Rundholz, Kantholz, Bretter, Bohlen, Latten, Dielung, Unterlagshölzer, Treppenholz, Zaunmaterial

Grosses Lager prima Tischlerholz:

Kiefer, Fichte, Eiche, Birke, Erle, Buche, Böttcherholz, Stellmacherholz, Papierholz, Grubenholz, Telegrafentangen, Schwellen

Säge- u. Hobelwerke:

Ratiborhammer, Ratibor, Quid-ad-te, Paprotsch,
Nieder-Kuznitzka, Zembowitz, Corvey.



Stühlinger Apotheke, Freiburg im Breisgau

Generalvertrieb der bewährten **Pfarrer Johann Künzle** Kräutermittel für Deutschland.

Diese Mittel werden niemals durch Reisende oder Hausierer vertrieben. Achten Sie auf die Packung mit Pfarrer Künzles Unterschrift. Verlangen Sie Preisliste.

Lapidar-Tabletten

- Nr. 1. Lapidar ohne Zusatz für Personen mit starkem Herz und guter Verdauung.
- Nr. 2. Lapidar mit Geum, für Personen mit schwachem Herz.
- Nr. 3. Lapidar $\frac{2}{3}$, Sagra $\frac{1}{3}$, für Personen mit mangelhaftem Stuhlgang.
- Nr. 4. Lapidar mit Geum und Sagra, für Personen mit schwachem Herz und mangelhaftem Stuhlgang.
- Nr. 5. Lapidar $\frac{1}{2}$, Sagra $\frac{1}{2}$, für Personen mit starker Verstopfung.
- Nr. 6. Lapidar mit Magenpulver, für Personen mit schwachem Magen.
- Nr. 7. Lapidar mit Magenpulver und Sagra, für Personen mit schwachem Magen und mangelhaftem Stuhlgang.
- Nr. 8. Lapidar mit Magenpulver, Magengeschwürpulver und Sagra für Personen mit Magengeschwür und Verstopfung.
- Nr. 9. Lapidar mit Stachys, für zu hohen Blutdruck, für Gicht und Herzschwäche (Arteriosclerose).
- Nr. 10. Lapidar für sehr starke Verstopfung und Magen-schwäche, morgens nüchtern oder abends, vor dem zu Bett gehen, 5–10 Tabletten je nach dem Grad des Zustandes.
- Nr. 11. Lapidar zur Kräftigung und Stärkung.
- Nr. 12. Lapidar für Leberleiden.

Einige der vielen unangeforderten Anerkennungen

Ercolex (Rheuma). Ihr Herkules hat Wunder gewirkt. F. in M.
Johannistropfen bekommen mir sehr gut. Frau Obstl. K. in K.
Herz-Tabletten. Sehr gut getan. Frau F. in Oe.
Lapidar 9. Arterien-Verkalkung. Erfolg sehr gut. Blutdruck von 280 auf 210. Prof. Dr. A. in D.
Diabetes-Tabletten. Bin fast völlig geheilt. F. W. in P.
Lapidar 5. Mit gutem Erfolg benützen wir seit 1 Jahr. Frau Prof. D. in Ch.
Lapidar 1 wirkt Wunder, dem Schöpfer sei Dank. A. N. in M.
Lapidar 12. Erfolg ist sicher. H. in M.
Magen-Tabletten. Wunderbar geholfen. Fr. M. in M.
Prof.-Tee u. Lapidar 3 allerbeste Erfolge. Sch. in E.
Grippe-Tee mit Wirkung sehr zufrieden. G. D. in M.

Malländer-Pflaster
Diabetes-Tee
Grippe-Tee
Rheuma-Tee
Professoren-Tee
Magen-Tee
Leber-Tee
Blasen-Tee
Wassersuchts-Tee
Kinder-Tee
Nerven-Tee
Asthma-Tee
Lungen-Tee
Herz-Tee

Zu haben in den Apotheken. Wo nicht vorrätig, direkt durch den Generalvertrieb.



Herr Landwirt Arnold aus Oberndorf am Bodensee schrieb uns: Das billige und gute Edelweißrad ist wahrhaftig ein Rad des arg darniederliegenden Mittel- und Arbeiterstandes. Alle 18 Edelweißräder und eine Nähmaschine sind gut ausgefallen.

Unseren Katalog mit neuesten Preislisten über Edelweißräder (auch mit Ballonreifen), Fahrradzubehör aller Art, Edelweiß-Nähmaschinen mit Anleitung zur Selbsterlernung des Stopfens von Wäsche und Strümpfen und zur Herstellung wunderschöner Stickereien auf jeder Nähmaschine senden wir an jeden kostenlos und ohne Kaufzwang. Von uns erhalten Sie nicht irgend ein Fahrrad oder irgend eine Nähmaschine, sondern das gute Edelweißrad und die gute Edelweiß-Nähmaschine. Bisher über $\frac{1}{2}$ Million geliefert. Das konnten wir doch nimmermehr, wenn Edelweißrad und Nähmaschine nicht gut und billig wär.

Edelweiß-Decker, Deutsch-Warlenberg K.

Fahrradban-Leistungsfähigkeit pro Woche 1000 Edelweißräder

Erläuterungen:

Die lichtbildnerischen Unterlagen zum Buchschmuck des vorliegenden Jahrganges wurden, sofern nicht eine anderweitige Autorschaft vermerkt ist, in bekannt-künstlerischer Weise von Herrn Photographen **Jüttner, Ratibor**, Niedertollstraße, geschaffen.

Mitarbeiterbeiträge für den Jahrgang 1934 bis spätestens Ende März 1933 erbeten. Unverlangt eingelangten Arbeiten ist stets Rückporto beizufügen. (Doppelbrief 25 Pfg.)

Die Schriftleitung
Neurode, Göllesbach 28.



Verdorbenes Blut zermürbt die Lebenskraft!

Sorgen Sie für Ausschüttung aller Rückstände und Krankheitskeime. **Neukraft-Tee** scheidet die Harnsäure (die Ursache von Rheuma, Gicht, Arterienverkalkung) verstärkt aus, fördert d. Stoffwechsel und wirkt günstig b. Magen-, Darm-, Nieren-, Leber- u. Herzleiden. Pak. 1,60 RM. Versand durch **Stricker & Kühne, Minden i. Westf.** D 89

Wir verschenken 100 000 Bücher Der Arzt im Hause

Jeder Kranke! Jeder Gesunde! erhält das Buch vollständig **umsonst!**

Man schreibe sofort eine Postkarte.

frei Haus

A. Müller & Comp., Fichtennau K 1 (Kreis Niederbarnim)

Inhalt

Seite

Seite

3	Vorwort. An Frau Sorge zum Neujahrs-	
	morgen 1933	
4—27	Kalendarium	
5, 7, 9, 11, 13, 15, 17, 19, 21, 23, 25, 27,	Gedichte von Chr. v. Winkler, Franz Cingia,	
	Eugen Kaboth, Elise Draub, Gertrud Gra-	
	bowski, Leo Rinke, Leonh. Hora, E. Janower,	
	Hans Kaboth, Hede Bartsch, Otto Suchland;	
	Wetter-, Volks- und Bauernregeln, ges. v.	
	Fr. Liebig, sowie die Monatsverse „Land-	
	manns Sonntagsgedanken“ von W. von	
	Marienburg.	
28—29	Postgebühren, Wellenverteilungsplan	
30	Kennzeichen für Kraftfahrzeuge	
31	Chronologische Charakteristik des Jahres	
	1933 nebst Grundlagen der Festrechnung	
32	Der Kalender	Emil Eichhorn
33	Das Schloß	G. Hinkel
33	Spruch	E. J.
34	Unter der Pickelhaube	Anna Bernard
37	Die Zwillinge	Friz Lischka
43	An den Wanderer, Ge-	
	dicht	Hans Kaboth
44	Der Mord v. Schierokau	G. Hinkel
46	Armes Landvolk in	
	Oberschlesien, Gedicht	Chr. v. Winkler
47	Die Smora	Dr. Paul Reinelt
52	Wenn wir fern sind —	
	Gedicht	Eugen Kaboth
53	Der Kübel des heiligen	
	Florian	Joseph Wittig
61	Noch einmal floß des	
	Sommers Segen	
	Gedicht	Alfons Handuk
61	Aus „Die Sonette Bene-	
	dikta“	Elise Draub
62	Der Schmied v. Ratibor	G. Grabowski +
63	Sinnprüche	Otto Suchland
64	Mittagslied, Gedicht	Elise Draub
65	Sergej Kalinskij	Herm. Boensch
65	Das Lied der Sünde	Sergej Kalinskij
65	Prolog	Sergej Kalinskij
66	Psychoanalyse und Wahr-	
	sagerei	Sergej Kalinskij
67	Sonett an Jelena	Sergej Kalinskij
68	Wie Saporjadkin seine	
	Frau erschlug	Sergej Kalinskij
70	Brot	G. Hinkel
71	Die Rosalia und ihre	
	schwere Last	Chr. v. Winkler
72	Spruch	Alfons Handuk
73	Sischtauber	Max Niedburn
75	Die schwarze Kage	Leonhard Hora
76	Der Himmelswagen, Ge-	
	dicht	Emil Eichhorn
77	Das Verhör	Emil Magis
79	Spruch	Chr. v. Winkler
80	Deutsche Heimat, Gedicht	R. K.
80	Pflügender Bauer, Ge-	
	dicht	R. K.
81	Ruinen, Gedicht	R. K.
81	Resignation und Glaube,	
	Gedicht	Chr. v. Winkler

82	Der alte Schacht	W. Sechenter
83	Wintermorgen am	
	Hüttenteich, Gedicht	Else Rostalski
84	Das Bild der Mutter	Franz Cingia
85	Gebet, Gedicht	Liddy Janower
86	In fluvio submersi	A. Marz
89	Der Mensch an sich	Else Rostalski
91	De Schoofkoopspieler	Karl Klings
94	Summerbliemla, Gedicht	Karl Klings
95	A horz Gebaatla	Karl Klings
95	Vor 30 Jahren	Soph. Käte Kull
96	Köhler im Waldgrund, Ge-	
	dicht	R. K.
97	Von den obererschlesischen	
	Piaften	Dr. Paul Knötel
100	München	Otto Suchland
103	Der Pechvogel	Leo Koszella
104	Wahn und Wehe des Aber-	
	glaubens	P. Koschate
105	Vorweihnacht, Gedicht	Franz Cingia
106	Aus der Sammelmappe	
	eines alten obererschlesischen	
	Volkskundlers	E. Cymok
106	Die Tiere im Wetter-	
	glauben unseres Volkes	J. Flinzbacher
109	Das „Brünnel“ in Uješt	Wolfgang Wienzek
113	Carl Maria von Weber	
	in Oberschlesien	Dr. Emil Magis
116	Der Spuk im Schlosse von	
	Slawenzitz	Artur Schiller
118	Joseph Freiherr von Eichen-	
	dorff und Konrad von	
	Prittitz und Gaffron	Hermann Boensch
122	Die Mistel in Ober-	
	schlesien	Dr. Dr. Theodor Schube
123	Soll bei der heutigen wirt-	
	schaftlichen Notlage die Be-	
	rufsausbildung der Land-	
	wirtsöhne und -töchter	
	empfohlen werden?	Dr. Tiege
125	Von obererschlesischen und	
	anderen Kümmernissen	Universitätsprof.
		D. Bornhausen
129	Intimes aus dem Reiche	
	der Natur	Willi Ruhm
130	Aufgaben und Ziele der	
	Landwirtschaft in heutiger	
	Notzeit	Direktor Dr. Tiege
133	Volksweisheit	Artur Schiller
135	Die Zisterzienserabtei	
	Rauden und die Bischofs-	
	stadt Neisse	Max Niedburn
136	Insektenbeobachtungen im	
	Nebelmond	Julius Stephan
141	Das große „X“ am Himmel	A. J. Blaschik
142	Vorfrühling, Gedicht	Gertrud Aultsch
143	Rätsel-Ecke	
144	Auflösungen der Rätsel-Ecke	
145	Verzeichnis der Märkte und Messen	
146	Trächtigkeits- und Brütkekalender	
147	Anzeigen	
150	Erläuterungen	

Niemals dürfen Sie anderweitig kaufen

ohne sich vorher gratis u. franko unseren neuen Haupt-Katalog zu bestellen. Wir versenden gegen Nachnahme:



Wiener Harmonikas
in bester Qualität
10 Tasten, 2 Bässe Mk. 8.-
21 " 4 " 13.-
21 " 8 " 15.-

10 Jahre Garantie



Bandonikas
mit Stahlstimmen, zu
spielen wie eine Har-
monika, Form u. Ton
wie Bandonen
Tasten Bässe Mk.
10 4 11.-
21 8 21.-



**Piano-
Künstler-
Harmonikas**
von Mk. 55.- an



**Chromatische
Künstlerinstrumente**
mit Aluminium-
platten, allerbesten
Stahlstimmen
und Baßkuppelung
Tasten Bässe Mk.
56 60 112.-
70 80 120.-



**Boxener
Harmonikas** mit
feinst. Stahlstimmen
und Helikonbässen
Tasten Bässe Mk.
21 8 65.-
34 16 95.-



**Gitarre-
Zithern**
mit 50 Stück
Nolen-
blätter
in 5 ak-
kordig
41 Saiten
Mk. 8.-

6 akk., 49 Sait. Mk. 9.50

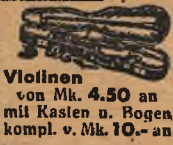
**Sämtl. übrigen Instru-
mente zu staunend
billigen Preisen!**



Mandolinen
von Mk. 5.- an



Gitarren
von Mk. 9.- an
Lauten v. Mk. 12.- an



Violinen
von Mk. 4.50 an
mit Kasten u. Bogen
kompl. v. Mk. 10.- an



Trompete in C
oder B
Mk. 36.-



**Christ-
baum-
unter-
sätze**
mit
Musik
von
Mk. 24.-
an



Sprechapparate
nur noch Mk. 30.-
Eichengeh. 42x42x31 cm.
1a. Federschneckenwerk
mit 5 Min. Laufzeit, Sami-
Platteneller u. Selbstabst.



**Dieser neueste
Schläger-Apparat**
in Eiche, mit Doppelfeder-
Schneckenwerk kostet mit
Zubehör nur Mk. 42.-



**Koffer-
Sprech-
Apparate**
v. Mk. 35 an



Salonapparat
Schrank-
form von
v. Mk. 55.- an

Radioapparate

Netzanschluß-
Empfänger m.
eingebautem Lautsprecher, wird wie eine Tisch-
lampe an die Lichtleitung angeschlossen, ar-
beitet ohne Akkumulator und Anodenbatterie.
Klarer Empfang. **Kompl. Station Mk. 75.-**
Unsere Instrumente
sind die

prachtvollsten Gelegenheits- u. Weihnachts-Geschenke

Herfeld & Comp. in Neuenrade Nr. 260 Westf.

Tatsächlich größte und leistungsfähigste Musikinstrumentenfabrik in Neuenrade

Georg Kustos

Oberwallstr. 21 **Ratibor** Telefon 2284

Elektrotechnisches Büro

**Neuanlagen, Reparaturen
aller Art elektrischer Anlagen**

Elektromechanische Werkstätten

Marienstrasse 22 b

**Ankerwickerei, Ladestation
Automobilinstandsetzungen**

jeder Art

„CONFIFOL“ Bade-Zusätze und die Gesundheit. Die Industrie für Bade-Zusätze ist eine alte und berühmte. Die alten Griechen und Römer hatten ihr System in Bädern schon hervorragend ausgebaut und den alten Kulturvölkern ist bereits bekannt gewesen, daß eine anregende Wirkung des Bades durch Zusatz aromatischer Kräuter- und Pflanzen abkochungen erzielt wird. „CONFIFOL“ Fichtennadel Extrakt gegen: Gefäß-, Nerven-, Gelenk- und Muskelerkrankungen, Störung des Stoffwechsels sowie Drüsen und innerer Sekretion. Juckreizlindernd, entzündungshemmend und gewebeaufbauend. Entgegen der fälschlich verbreiteten Ansicht kann man Fichtennadel-Extrakt und andere Bade-Extrakte nicht einfach aus irgend welchen Grundstoffen unter Zusatz beliebiger Oelgemische herstellen, die Extrafabrikation erfordert eine kostspielige und großzügige Anlage und eine fachmännische Behandlung. Zu den wenigen Firmen die reines Fichtennadel-Extrakt und alle anderen medizinischen Bade-Zusätze fabrizieren, gehört die Firma Emil Langhein & Co., Mellenbach, Thür. Wald die seit 1788 besteht und deren Fabrikate durch den Namen „CONFIFOL“ gesetzlich, international geschützt sind.

Der Jäger und Raubzeugfänger kauft seine Fallen, Gifte, Lockmittel usw. nur beim Fachmann. Als größtes Spezialhaus dieser Branche sei Ihnen die Firma Kieferle, Randegg A. 34 in Baden genannt, dort erhalten Sie alles zum Fabrikpreis. Es lohnt sich bestimmt von dort wenigstens Kataloge und Fanggeheimnisse zu verlangen, welche überallhin gratis und franko verschickt werden. Siehe auch Inserat in diesem Kalender.

Wer gut verdaut, hat mehr vom Leben; denn Sodbrennen, Magenbeschwerden usw., welche fast immer ihre Ursache in dem Uebermaß an Magensäure haben, wirken außerordentlich störend im Beruf und auf das Gemüt. Das millionenfach bewährte **Kaiser-Natron** ist milde im Geschmack und sehr bekömmlich, schafft Erleichterung, Linderung und Lebensfreude. **Kaiser-Natron** ist in Küche, Haushalt, auf Reisen, zur Gesundheits- und Körper-Pflege usw. für jedermann unentbehrlich und ersetzt manches teure Präparat, weshalb **Kaiser-Natron** mit Recht als gutes, billiges Universal-Mittel empfohlen wird. Beim Einkauf achte man stets auf die gesetzlich geschützte Marke **Kaiser-Natron** und die grünen Packungen. Niemals lose, Nachahmungen weise man stets zurück.

Täglich 10 Pfennig gespart

ergibt bei 6% Zinsen nach:

5 Jahren	RM.	209.12	hiervon eingezahlt	RM.	180.—	Zinsen	RM.	29.12
10	„	555.38	„	„	360.—	„	„	195.30
15	„	952.34	„	„	540.—	„	„	412.34
20	„	1483.56	„	„	720.—	„	„	763.56
25	„	2194.45	„	„	900.—	„	„	1294.45
30	„	3145.78	„	„	1080.—	„	„	2065.78

Also spare auch Du bei der:

Stadtparkasse Ratibor

Rathaus, Ring 1

Mohren-Apotheke

Inhaber:

Arthur Dluhosch
Gleiwitz OS.

Ring 20

Fernsprecher 2545

Anfertigung sämtlicher
Kranken-Kassen-Rezepte

Laboratorium
für Harnanalysen

Mohrolax

das

**Abführ-
mittel**

Guapyrin

und

Mohromint

bei

Heiserkeit

Husten

und

Katarrh



II 137910/0/1933

60

Przyszkow



Im Jahre **1872** übernahm Felix Przyszkowski sen. die im Jahre **1813** gegründete **Weingroßhandlung W. Traube & Sohn** und führte sie unter seinem Namen weiter. In diesen **60** bezw. **120** Jahren ihres Bestehens hat sich die Firma zu einer der bedeutendsten Weingroßhandlungen Ostdeutschlands entwickelt.

Ein wohlgepflegtes

Wein-Lager

von mehreren hunderttausend Flaschen und Litern sowie viele Tausende zufriedener Kunden bieten sicherste Gewähr für Reellität und Leistungsfähigkeit unserer Firma,

denn

Weineinkauf ist Vertrauenssache

Hoflieferant

Felix Przyszkowski

G. m. b. H.

Wein- und Spirituosen-Großhandlung

Eigene Likörfabrikation

Ratibor

Beuthen / Gleiwitz / Hindenburg